Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Journal
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Technikjournalismus im Gender-Check

Chancengleichheit im öffentlichen Dienst

„Die Spirale der Zeit" – Eine alternative Konstruktion zum Erfassen von Geschichte

„Nur weil man es nicht sieht, heißt es nicht, dass es nicht existiert" – Diskriminierungserleben von Lesben und Schwulen

Migration und Behinderung als habituelle Prägungen – ein Blick auf das Weiterbildende Studium FrauenStudien der Universität Bielefeld

Mentoring als Chance: „Wenn jemand erlebt hat, was es bedeutet, wertschätzend begleitet zu werden, der lernt etwas fürs Leben". Ein Gespräch über Mentoring



Journal des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW Nr. 39/2017

Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Nr. 39

Koordinations- und Forschungsstelle
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Prof.'in Dr. Anne Schlüter
Dr. Beate Kortendiek

c/o Universität Duisburg-Essen
Bildungswissenschaften
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6134
Fax: (0201) 183 2118
journal@netzwerk-fgf.nrw.de

Redaktion
Jenny Bünnig, Dr. Beate Kortendiek

Essen, Januar 2017
ISSN 1617-2493

Inhalt

Editorial 5

Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Dr. Hans-Ulrich Weidemann 6
Jun.Prof. Dr. Antje Langer 9
Vertr.-Prof. Dr. Kirsten Schindler 10
Prof. Desiree Lewis, Ph. D. – Gastprofessorin an der RUB 12

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

Der Gender Gap in Hochschule und Hochschulmedizin – Gender-Report 2016 erschienen 13
Gender-Studies-Zentren und Social Media – Vernetzungstreffen Gender Studies an der Universität Paderborn 13
Judith Butler an der Universität zu Köln 14
Round-Table zum 310. Geburtstag von Émilie Du Châtelet 14
mentoring³ geht in die zwölfte Runde 15
onlinejournal kultur & geschlecht #17 15
Klischeefrei – neue Plattform für eine Berufs- und Studienwahl ohne Klischees 16
Preisträgerinnen: Rosemarie Ring und Anne Wizorek als aufmüpfige Frauen des Jahres 2016 ausgezeichnet 16
Professorinnen – wo seid Ihr? Film und Website der Hochschulen Bochum und Bonn-Rhein-Sieg zur FH-Professur 17
DFG-Kooperationsprojekt angelaufen: Neujustierung von Männlichkeiten 18
Fünf Jahre KomDiM 18
Neues Forschungsprojekt: LuPen 19
„‚Leib Christi' – gendersensible Rekonstruktion einer theologischen Metapher" – Folgeprojekt erfolgreich eingeworben 19
„Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft" – Ergebnisse online 19

Personalia

Netzwerkprofessorin Dr. Michiko Mae erhält Ehrung durch den japanischen Außenminister 20
Prof. Dr. Tanja Paulitz übernimmt die Professur „Soziologie – Kultur- und Wissenssoziologie" in Darmstadt 20
Marie-Theres Wackers Buch „Baruch and the Letter of Jeremiah" erschienen 20
Ulrike Schultz veröffentlicht „Gender and Judicial Education" 21
Meike Hilgemann schließt Dissertation ab 21

Projekte stellen sich vor

Beatrix Holzer
Mit ChanceMINT.NRW auf der Erfolgsspur 22
Karolin Kalmbach
Neue Gastdozentur Gender und Queer Studies an der Universität zu Köln 23

Daniela Wilmes
Mentoring-Programm TANDEMplus – Karriereentwicklung in der Wissenschaft für Natur- und Ingenieurwissenschaftlerinnen 24

Hildegard Macha
Unternehmer_innen in Bayern – Führungsstile, Resilienz, Performance 25

Beiträge

Susanne Keil, Nina Leonhardt
Technikjournalismus im Gender-Check 27

Bettina Franzke, Ralf Axmann, Claudia Apel, Francesca Assunto, Denis Claßen, Xenia Hesselmann, Anna Kirschbaum, Laura Schardt
Chancengleichheit im öffentlichen Dienst 35

Gina Isabelle Jacobs
„Die Spirale der Zeit" – Eine alternative Konstruktion zum Erfassen von Geschichte 47

Nadine Kappel, Beate Küpper
„Nur weil man es nicht sieht, heißt es nicht, dass es nicht existiert" 55

Vanessa Rumpold
Migration und Behinderung als habituelle Prägungen – ein Blick auf das Weiterbildende Studium FrauenStudien der Universität Bielefeld 66

Anne Schlüter, Renate Petersen
Mentoring als Chance: „Wenn jemand erlebt hat, was es bedeutet, wertschätzend begleitet zu werden, der lernt etwas fürs Leben." Ein Gespräch über Mentoring 72

Tagungsberichte

Jeremia Herrmann
Körper und Geschlecht im Fokus von Gesundheit und Medizin 79

Manuela Kleine
Fundamentalismus und Geschlecht 84

Maximiliane Brand, Stephanie Sera
Über den Rand gedacht – reloaded 86

Kathrin Samjeske, Andrea Löther, Birgit Riegraf, Christina Möller
Neue Governance und Gleichstellung der Geschlechter in der Wissenschaft – GOWISS 87

Julia Albrecht
Soziale Ungleichheit 88

Katharina Hülsmann
Genderräume und -mobilitäten 91

Veröffentlichungen

Buchbesprechungen 93

Heike Mauer rezensiert
Svenja Adelt (2014): Kopftuch und Karriere. Kleidungspraktiken muslimischer Frauen in Deutschland 93

Mai-Anh Boger rezensiert
Jürgen Budde, Susanne Offen, Anja Tervooren (Hrsg.), (2016): Das Geschlecht der Inklusion 96

Neuerscheinungen 98

Editorial

Liebe LeserInnen,

zwei von drei Medizinstudierenden, die ihr Studium erfolgreich beenden, sind Frauen. Gleichzeitig ist nicht einmal jede sechste Professur an Universitätskliniken und Medizinischen Fakultäten in Nordrhein-Westfalen mit einer Wissenschaftlerin besetzt. Das ist eines der zentralen Ergebnisse des Gender-Reports 2016, der von der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks erarbeitet wurde und kürzlich erschienen ist. Er wird auf dem Gender-Kongress des Wissenschaftsministeriums am 8. März 2017 ausführlich diskutiert. Das Feld der Medizin stand ebenfalls bei der interdisziplinären Jahrestagung des Netzwerks im Mittelpunkt. Unter dem Titel „Körper und Geschlecht im Fokus von Gesundheit und Medizin" wurde unter anderem über das Verständnis von Geschlecht in der Medizin und über medizinische Forschungsarbeiten diskutiert, die Geschlecht auf je eigene Weise thematisieren. Das Foto auf dem Umschlag unserer aktuellen Ausgabe zeigt Susan Banihaschemi (Universität Bielefeld) während ihres Vortrages und der ausführliche Tagungsbericht von Jeremia Herrmann ermöglicht Einblicke in Debatten und Kontroversen.

Während die hohen Studentinnen-, aber sehr niedrigen Professorinnenanteile in der Medizin den Ausgangspunkt für genauere Untersuchungen im Rahmen des Gender-Reports bildeten, widmen sich Prof. Dr. Susanne Keil und Nina Leonhardt (Hochschule Bonn-Rhein-Sieg) in ihrem Beitrag der Technik und damit einem Bereich mit spezifischen Geschlechterverhältnissen. So waren 2014 deutschlandweit nur gut 22 Prozent aller Studierenden in den Ingenieurwissenschaften weiblich. Den Fokus legen Keil und Leonhardt auf die allgemeine Verknüpfung von Technik mit Männlichkeit, die nach wie vor Auswirkungen auf die Berufswahlentscheidung und das Technikverständnis junger Frauen habe. In diesem Zusammenhang komme auch den Medien eine wesentliche Bedeutung zu, denn „[w]as wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt wissen, wissen wir über die Massenmedien" (Luhmann 2004: 9). Im Forschungsprojekt „Gender – Technik – Medien" wird deshalb geprüft, welchen Beitrag die Medien leisten können, um das Technikverständnis von geschlechtsstereotypen Vorstellungen zu befreien. Der Aufsatz von Prof. Dr. Bettina Franzke, Ralf Axmann, Claudia Apel, Francesca Assunto, Denis Claßen, Xenia Hesselmann, Anna Kirschbaum und Laura Schardt behandelt die „Chancengleichheit im öffentlichen Dienst" und fragt nach Lebenskonzepten von Verwaltungsstudierenden in NRW und von Vätern im LVR. Die Auswertungen einer Online-Befragung und qualitativer Interviews münden in Handlungsempfehlungen zur Förderung von Chancengleichheit in Verwaltungsbehörden. In den übrigen Beiträgen dieser Ausgabe wird eine alternative Konstruktion zum Erfassen von Geschichte vorgestellt (Gina Isabelle Jacobs, Universität Bonn), das Diskriminierungserleben und Wohlbefinden von Lesben und Schwulen untersuchen Nadine Kappel und Prof. Dr. Beate Küpper von der Hochschule Niederrhein. Den Blick auf das Weiterbildende Studium FrauenStudien der Universität Bielefeld richtet Dr. Vanessa Rumpold.

Im Gespräch zwischen Prof. Dr. Anne Schlüter und Dr. Renate Petersen geht es vor allem um die Chancen, die Mentoring insbesondere jungen Nachwuchswissenschaftlerinnen bieten kann. Mit Blick auf den Erfolg ihrer Mentoringprogramme hebt Petersen die Bedeutung einer wertschätzenden Begleitung von wissenschaftlichen Karrierewegen hervor. Vor allem das Gefühl, in der „Hochschulwelt" nicht allein zu sein und sich auf vertrauensvoller Ebene auszutauschen, könne Laufbahn und Leben von Nachwuchskräften positiv beeinflussen.

Einen Beitrag zum wichtigen Austausch unter den GeschlechterforscherInnen in NRW möchten wir auch mit dieser Ausgabe des Journals wieder leisten, daher runden Informationen zu Tagungen, Veröffentlichungen und Aktivitäten das vorliegende Heft ab. Vor allem freuen wir uns, sowohl neue ProfessorInnen in unserem Netzwerk willkommen zu heißen als auch neue spannende Projekte vorzustellen – sie spiegeln den vielfältigen und gerade deshalb besonderen Charakter unseres Netzwerks wider.

In diesem Sinne wünschen wir unseren Leserinnen und Lesern eine anregende Lektüre.

Ihre Anne Schlüter und Beate Kortendiek
Essen, Januar 2017

Neue NetzwerkprofessorInnen stellen sich vor

Prof. Dr. Hans-Ulrich Weidemann

Professor für Neues Testament am Seminar für Katholische Theologie der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen



Foto: Katholische Akademie in Bayern.

Zur Person

Ich wurde 1969 in Waiblingen (Baden-Württemberg) geboren. Nach dem Zivildienst beim Mobilen Sozialen Dienst des Deutschen Roten Kreuzes in Waiblingen (1988 bis 1990) studierte ich von 1990 bis 1996 Katholische Theologie an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen und an der Pontificia Università Gregoriana in Rom. Daran schloss sich von 1997 bis 1999 ein Promotionsstipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes an. Von 1999 bis 2008 war ich wissenschaftlicher Angestellter und (seit 2003) wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Neues Testament (Prof. Dr. Michael Theobald) an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Dort wurde ich 2003 zum Dr. theol. promoviert. Die Promotionsarbeit wurde 2004 unter dem Titel „Der Tod Jesu im Johannesevangelium. Die erste Abschiedsrede als Schlüsseltext für den Passions- und Osterbericht" (BZNW 122, Berlin/New York: Verlag Walter de Gruyter) publiziert und mit dem Hanns-Lilje-Preis der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen ausgezeichnet. 2008 erfolgte dann die Habilitation im Fach Katholische Theologie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen und die Verleihung der Venia Legendi für das Fach Neues Testament. Die Habilitationsschrift wurde 2014 unter dem Titel „Taufe und Mahlgemeinschaft. Studien zur Vorgeschichte der altkirchlichen Taufeucharistie" (WUNT 338, Tübingen: Verlag Siebeck Mohr) publiziert. Seit 2008 bin ich Professor für Neues Testament am Seminar für Katholische Theologie der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen. 2016 wurde die Denomination meiner Professur im Rahmen des Landesprogramms für geschlechtergerechte Hochschulen um die Teildenomination „Historische Masculinity Studies" erweitert.

Aktuelle Forschungsschwerpunkte

In den historischen Masculinity Studies geht es vor allem um die Rekonstruktion, die Analyse und die historische Beschreibung von Maskulinitätsidealen (die keineswegs auf Männer begrenzt sein müssen) in antiken Quellen. Diese werden als Produkte kultureller, nicht zuletzt religiös gesteuerter Konstruktionsprozesse und als historisch wandelbare soziokulturelle Phänomene verstanden. Im Anschluss an den Althistoriker Thomas Späth geht es um die „Bedeutungen, die eine bestimmte Kultur jenen physiologischen Differenzen zuordnet, die sie wahrnimmt und durch diese Wahrnehmung zu geschlechterrelevanten Unterscheidungen macht". In der biblischen Exegese liegt der Fokus vor allem auf der Analyse der spezifisch *religiösen* Komponenten in den genannten Bedeutungszuschreibungen und Konstruktionsprozessen.

1. *Askese und Geschlecht im frühen Christentum.* Mit diesem Forschungsvorhaben verbinde ich zwei wissenschaftliche Diskurse: die Untersuchung der frühchristlichen Askese und die antike Geschlechtergeschichte (mit dem Fokus auf den Masculinity Studies). Unter „Askese" verstehe ich „Praktiken der Enthaltsamkeit" (Krüger-Fürhoff/Nusser) bzw. „Praktiken des Verzichts", des Verzichts auf Sexualität und Fortpflanzung, auf bestimmte Nahrungsmittel, Schlaf, Sozialkontakte usw. Insbesondere durch den Verzicht auf Sexualität, aber auch auf Fortpflanzung und die Gründung einer Familie bzw. eines *oikos* werden bestimmte

antike Maskulinitätsideale infrage gestellt und transformiert, zugleich werden andere Maskulinitätsideale aktiviert und propagiert. Gerade das Thema der Sexualaskese in der jüdischen und christlichen Antike bietet sich als ein lohnendes Arbeitsfeld für geschlechtsspezifische Fragestellungen an, da die Verweigerung von Reproduktivität in bestimmten frühjüdischen und frühchristlichen Bewegungen eng mit den dort entwickelten und artikulierten Geschlechterrollen zusammenhängt.

Dabei gehe ich davon aus, dass der Askesediskurs einen grundlegenden Bestandteil von antiken Maskulinitätsdiskursen darstellt bzw. dass er in vielen Texten *als* Maskulinitätsdiskurs geführt wird. Grundlegend dafür ist die u. a. von Foucault aufgewiesene und seither oft belegte Verbindung von Askese und Selbstbeherrschung. Das zeigen zum Beispiel die komplexen antiken Debatten um den Zorn und die *sophrosyne* bzw. *enkráteia* („Besonnenheit/Selbstbeherrschung"). Dabei bildet die Untersuchung der *frühjüdischen* (!) und *frühchristlichen* Texte unter der genannten Perspektive nach wie vor ein Desiderat der Forschung (während im Bereich der Alten Geschichte sowie der Patristik bereits viele innovative Studien entstanden sind). Immerhin liegt dem 2005 von Irmela Marei Krüger-Fürhoff herausgegebenen Sammelband „Askese. Geschlecht und Geschichte der Selbstdisziplinierung" die These zugrunde, „dass asketische Praktiken der geschlechtsspezifischen Konstitution von Subjekten dienen und als prozessurale Verfahren zu begreifen sind". Asketische Praktiken stehen daher mit den jeweils herrschenden Genderkonzepten in enger wechselseitiger, aber auch kritischer Verbindung.

Auf eine von mir im Jahr 2011 an der Universität Siegen organisierte Tagung „Asceticism and Exegesis in Early Christianity" folgte eine Reihe von Studien zur frühchristlichen Sexualaskese, zur präbaptismalen Nahrungsaskese (Tauffasten), zur epistolaren Inszenierung des Körpers in den Paulusbriefen, zur Bergpredigt als androzentrischem Text sowie zu Gewalt und Maskulinität in der Bergpredigt. In einem für die Reihe „Ökumenischer Taschenbuchkommentar" geplanten wissenschaftlichen Kommentar zu den drei sog. Pastoralbriefen (1. und 2. Timotheusbrief, Titusbrief) sollen diese Fragestellungen an einem konkreten Textkorpus gebündelt und angewandt werden, da gerade diese drei Briefe sowohl stark restriktive Positionen bzgl. der Geschlechterrollen vertreten als auch eine anti-asketische Frontstellung haben. Das zeigt sich u. a. daran, dass kirchliche Lehr- und Leitungsämter generell für Frauen, aber auch für jene Männer ausgeschlossen werden, die nicht dem von den Briefen propagierten Maskulinitätsideal entsprechen (z. B. Sklaven, aber auch ehelos und kinderlos lebende Männer). Dieses wiederum weist frappierende Übereinstimmungen zum Ideal des römischen *pater familias* auf. Die Pastoralbriefe zeigen aber indirekt, dass die kirchliche Realität weit komplexer war.

2. *Die Rezeptionsgeschichte von Joh 18–21 im Rahmen des Novum Testamentum Patristicum (NTP).* Das internationale und interdisziplinäre Projekt Novum Testamentum Patristicum (NTP), das unter der Federführung von T. Nicklas, A. Merkt und J. Verheyden in Regensburg und Leuven angesiedelt ist, bearbeitet einen grundlegenden Aspekt der kulturellen Überlieferung Europas und des Vorderen Orients: Durch die historisch-kritische Aufarbeitung der antiken Rezeptionsgeschichte des Neuen Testamentes ermöglicht dieses Grundlagenwerk einen reflektierten Umgang mit Traditionen, die sich auf die eine oder andere Weise auf diesen Teil der christlichen Heiligen Schrift beziehen. Im Rahmen des NTP habe ich zusammen mit Prof. Dr. Andreas Hoffmann und Dr. Nestor Kavvadas (Siegen) den Band zur Passions- und Ostergeschichte des Johannesevangeliums (Joh 18–21) übernommen. Unser Ziel ist es, die Rezeption dieses Textes und die Transformationsprozesse seiner Aneignung in der altkirchlichen Literatur der ersten sechs Jahrhunderte zu dokumentieren. Dadurch soll der Blick für die in den Texten des Neuen Testamentes liegende Dynamik geöffnet und außerdem ein Bewusstsein für die historische Vielfalt altkirchlicher exegetischer Techniken und Hermeneutiken geschaffen werden. Auch bei der Durchführung dieses Projekts kommt den genderspezifischen Fragestellungen eine zentrale Bedeutung zu, da in der Rezeptionsgeschichte oft Geschlechterstereotype aktiviert, aber auch durchkreuzt werden, was sich z. B. an der in der Johannespassion ja prominent vertretenen Gruppe der „Juden" zeigen lässt.

Neuere Veröffentlichungen (seit 2012)

- Die Pastoralbriefe (Forschungsbericht), in: Theologische Rundschau 81 (2016), (im Druck).
- Mannsbilder und Männlichkeitsdiskurse. Masculinity Studies in der neutestamentlichen Exegese, in: Herder-Korrespondenz 70/10 (2016), 41–44.
- Die andere Wange. Die Thematisierung von männlicher Gewalt in antiken Maskulinitätsdiskursen am Beispiel der Bergpredigt im Matthäus-

evangelium, in: U. Fenske/G. Schuhen (Hg.), Geschichte(n) von Macht und Ohnmacht. Narrative von Männlichkeit und Gewalt, Bielefeld 2016, 31–50.
- Das Kommen im Fleisch und die Wegnahme der Sünde. Christologie und Hamartologie in den Johannesbriefen, in: J. Frey/U. Poplutz (Hg.), Erzählung und Briefe im johanneischen Kreis (WUNT II/420), Tübingen 2016, 183–226.
- Der Völkerapostel aus Israel. Schlaglichter aus den neueren Paulusdiskussionen, in: T. Güzelmansur/T. Specker (Hg.), Paulus von Tarsus, Architekt des Christentums? Islamische Deutungen und christliche Reaktionen (CIBEDO 4), Regensburg 2016, 153–191.
- Auf der Suche nach den Gegnern der Johannesbriefe, in: M. Ebner/G. Häfner/K. Huber (Hg.), Kontroverse Stimmen im Kanon (QD 279), Freiburg, Basel, Wien 2016, 138–177.
- „Denn auch wir sind schwach in ihm" (2Kor 13,4) – Paulus und sein Leib im Medium seiner Briefe, in: R. Knieling/A. Ruffing (Hg.), Männerbeziehungen. Männerspezifische Bibelauslegung II, Göttingen 2015, 139–166.
- Das Tauffasten. Beobachtungen zu den frühen Formen präbaptismaler Nahrungsaskese, in: T. Khidesheli/N. Kavvadas (Hg.), Bau und Schrift. Studien zur Archäologie und Literatur des antiken Christentums (FS H. R. Seeliger) (JbAC Erg.-Bd. Kleine Reihe 12), Münster 2015, 141–165.
- „Der in Gottesgestalt war". Zur Theologie des Christuspsalms (Phil 2,6-11), in: Communio 44 (2015), 224–234.
- Selbstbeherrschte Hausherren. Beobachtungen zur rhetorischen Funktion des Maskulinitätsideals in den Pastoralbriefen, in: R. Hoppe/M. Reichardt (Hg.), Lukas – Paulus – Pastoralbriefe (FS Alfons Weiser) (SBS 230), Stuttgart 2014, 271–301.
- Taufe und Mahlgemeinschaft. Studien zur Vorgeschichte der altkirchlichen Taufeucharistie (WUNT 338), Tübingen 2014.
- Being a Male Disciple of Jesus According to Matthew's Antitheses, in: O. Creanga/P.-B. Smit (Eds.), Biblical Masculinities Foregrounded (Hebrew Bible Monographs 62), Arizona 2013, 107–155.
- Engelsgleiche, Abstinente – und ein moderater Weintrinker. Asketische Sinnproduktion als literarische Technik im Lukasevangelium und im 1. Timotheusbrief, in: H.-U. Weidemann (Hg.), Asceticism and Exegesis in Early Christianity. The Reception of New Testament Texts in Ancient Ascetic Discourses (NTOA 101), Göttingen 2013, 21–68.
- Leben für den Kosmos statt Sterben für Israel. Überlegungen zur Überlieferungsgeschichte des sog. „Einsetzungsberichts" im Johannesevangelium, in: L. D. Chrupcala (Hg.), Rediscovering John (FS F. Manns) (Studium Biblicum Franciscanum Analecta 80), Mailand 2013, 233–266.
- Jesus ist der Herr. Vorbemerkungen zur Christologie der „Urgemeinde", in: G. Augustin u. a. (Hg.), Mein Herr und mein Gott. Christus bekennen und verkünden (FS Walter Kardinal Kasper), Freiburg etc. 2013, 43–69.
- „Jedoch, ich fand Erbarmen …" (1Tim 1,13). Bekehrung und Indienstnahme des Paulus in den Pastoralbriefen, in: T. Nicklas/A. Merkt/J. Verheyden (Hg.), Ancient Perspectives on Paul (NTOA 102), Göttingen 2013, 59–95.
- „Dies ist mein Bundesblut" (Mk 14,24). Die markinische Abendmahlserzählung als Beispiel für liturgisch beeinflusste Transformationsprozesse, in: W. Eisele/C. Schäfer/H.-U. Weidemann (Hg.), Aneignung durch Transformation. Beiträge zur Analyse von Überlieferungsprozessen im frühen Christentum (HBS 74), Freiburg etc. 2013, 56–98.
- „Vergeltet nicht dem bösen Mann!" Versuch einer konsequent androzentrischen Lektüre der Bergpredigt, in: H.-U. Weidemann (Hg.), „Er stieg auf den Berg … und lehrte sie" (Mt 5, 1f.). Exegetische und rezeptionsgeschichtliche Studien zur Bergpredigt (SBS 226), Stuttgart 2012, 25–70.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Hans-Ulrich Weidemann
Universität Siegen
Philosophische Fakultät
Seminar für Katholische Theologie
Adolf-Reichwein-Straße 2
57068 Siegen
weidemann@kaththeo.uni-siegen.de

Jun.Prof. Dr. Antje Langer

Juniorprofessur für Erziehungswissenschaft: Bildung, Geschlecht, Gesellschaft an der Universität Paderborn

Zur Person

Seit dem Sommersemester 2015 hat Dr. Antje Langer die Juniorprofessur Erziehungswissenschaft: Bildung, Geschlecht, Gesellschaft an der Universität Paderborn am Institut für Erziehungswissenschaften inne. Insbesondere im Rahmen des Teilstudiengangs Geschlechterstudien des MA-Studiengangs „Kultur und Gesellschaft" arbeitet sie mit dem dortigen Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies zusammen, in dessen Vorstand sie Mitglied ist. Zuvor war sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig und arbeitete als Lehrbeauftragte an der Fachhochschule Nordwestschweiz.



Forschungsinteressen und Arbeitsschwerpunkte

Die Forschungsinteressen von Antje Langer richten sich zum einen auf aktuelle Transformationen des gesellschaftlichen Verhältnisses von Geschlecht und sozialer Sorge und zum anderen auf die Konstitution von Körperlichkeit, Geschlecht und Sexualität im Rahmen pädagogischer Institutionen. 2007 promovierte sie mit einer diskursanalytischen ethnografischen Studie zum Thema: „Disziplinieren und entspannen. Körper in der Schule", in der sie Körperpraktiken und die Relevanz von Körperlichkeit in der Schule erforschte. Wie Körperlichkeit von Schüler_innen und Lehrer_innen im Schulalltag mit Geschlecht und Sexualität verknüpft ist und wie beispielsweise körperliche Bezugnahmen als machtvolle pädagogische Mittel immer mit heteronormativen Sexualitäts- und Genderdiskursen verwoben sind, waren Ergebnisse dieser Arbeit.
In ihrem 2011 bis 2014 vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst geförderten Forschungsprojekt „Ver(un)eindeutigende Praxen. Zum Verhältnis von Geschlecht, Heteronormativität und Vielfältigkeit in schulischer und außerschulischer Sexualpädagogik" ging es darum, wie Heteronormativität als hegemoniales, strukturierendes und verkörpertes Wissen in verschiedenen Konzepten, Materialien und Vermittlungspraktiken sexualpädagogisch Tätiger zum einen reproduziert, zum anderen aber gerade auch irritiert und unterlaufen wird. Herausgearbeitet wurden die Bedingungen und Prozesse des Gelingens einer auf Vielfalt ausgerichteten Sexualpädagogik.

Ihr grundlegendes Erkenntnisinteresse richtet sich also auf soziale Kategorisierungs- und Differenzierungspraktiken sowie Subjektivierungspozesse in institutionalisierten Erziehungs- und Bildungskontexten. Dabei geht es ihr im Kern darum, sowohl Normalisierungs- und Ausschließungspraktiken als auch Bedingungen und Möglichkeiten vielfältiger Lebensweisen sowie Handlungsbefähigungen in Bildungsprozessen zu eruieren. Dies unternimmt sie insbesondere aus diskurs- und praxistheoretischen Perspektiven, mit denen soziale Produktionsweisen und Machtverhältnisse fokussiert werden. Ein besonderes Anliegen ist ihr in diesem Zusammenhang die Weiterentwicklung von Forschungsmethoden zur Analyse und Darstellung von Komplexität und die Verknüpfung von Theorie und Empirie mittels methodologischer Diskussionen. Mit dieser Verknüpfung ist sie fortlaufend, u.a. im Kontext des interdisziplinären Netzwerks „Diskurs-Netz" (www.diskursanalyse.net), beschäftigt.

Veröffentlichungen (Auswahl)

- Langer, Antje (2016): Zum Verhältnis von ‚Vielfalt' und Heteronormativität in sexualpädagogischen Praktiken. In: Herrera Vivar, María Teresa; Wagels, Karen; Schirmer, Uta; Rostock, Petra (Hg.): Wandel und Kontinuität heteronormativer Geschlechterverhältnisse. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 137–154.

- Langer, Antje (2016): Arbeit an und mit Widersprüchen – Zur Herstellung und Aufrechterhaltung einer sexualpädagogischen Situation. In: Klein, Alexandra; Tuider, Elisabeth (Hg.): Sexualität und Soziale Arbeit. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, im Druck.
- Fegter, Susann; Kessl, Fabian; Langer, Antje; Ott, Marion; Rothe, Daniela; Wrana, Daniel (Hg.) (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen Wiesbaden: VS.
- Langer, Antje (2015): Pädagogische Körperkontakte – ethnographische Beobachtungen in der Schule. In: Gräfe, Robert; Harring, Marius; Witte, Matthias D. (Hg.): Körper und Bewegung in der Jugendbildung. Interdisziplinäre Perspektiven. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren, S. 105–113.
- van Dyk, Silke; Langer, Antje; Macgilchrist, Felicitas; Wrana, Daniel; Ziem, Alexander (2014): Discourse and beyond? Zum Verhältnis von Sprache, Materialität und Praxis. In: Angermuller, Johannes u. a. (Hg.): Diskursforschung – ein interdisziplinäres Handbuch, Bd. 1. Bielefeld: transcript, S. 347–363.
- Langer, Antje (2012): Diskursanalyse und Kritik (nicht nur) Sozialer Arbeit. In: Anhorn, Roland; Bettinger, Frank; Horlacher, Cornelis; Rathgeb, Kerstin (Hg.): Kritik der Sozialen Arbeit – kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS, S. 43–62.
- Friebertshäuser, Barbara; Langer, Antje; Prengel, Annedore (Hg.) (2010): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim, München: Juventa.
- Langer, Antje (2010): Auffallen ohne entdeckt zu werden. Interaktionen von Prostituierten und Freiern auf dem „Drogenstrich". In: Benkel, Thorsten (Hg.): Das Frankfurter Bahnhofsviertel. Devianz im öffentlichen Raum. Wiesbaden: VS-Verlag, S.183–208.
- Langer, Antje (2009): Von der Kindheit zur Jugend. Pubertätskonstruktionen in pädagogischen Fachdiskursen und ihre Effekte für pädagogisches Handeln. In: Behnisch, Michael; Winkler, Michael (Hg.): Soziale Arbeit und Naturwissenschaften. Einflüsse, Diskurse, Perspektiven. München: Reinhard-Verlag, S. 106–120.
- Langer, Antje (2008): Disziplinieren und entspannen. Körper in der Schule – eine diskursanalytische Ethnographie. Bielefeld: transcript.
- Langer, Antje (2003): Klandestine Welten. Mit Goffman auf dem Drogenstrich. Königstein/Ts.: Ulrike Helmer Verlag.

Kontakt und Information
Jun.Prof. Dr. Antje Langer
Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften
Institut für Erziehungswissenschaft
Warburger Straße 100
33098 Paderborn
Tel.: (05251) 603598
antje.langer@uni-paderborn.de

Vertr.-Prof. Dr. Kirsten Schindler

Professur für Deutsche Sprache und ihre Didaktik an der Universität zu Köln

Zur Professur



Seit dem Wintersemester 2013/2014 vertrete ich die Professur für Deutsche Sprache und ihre Didaktik an der Universität zu Köln. Die Professur ist am Institut für Deutsche Sprache und Literatur II angesiedelt, das deutschlandweit zu den größten deutschdidaktischen Instituten gehört und in Forschung und Lehre sehr ambitionierte Ziele verfolgt. Betreut werden Studierende aller Lehramtsstudiengänge (Grund-, Haupt-, Real-, Gesamtschule, Berufskolleg, Gymnasium und Sonderpädagogik) im Fach Deutsch. Die Ausbildung verfolgt eine fachwissenschaftlich wie fachdidaktisch fundierte Theoriebildung sowie das Ziel, Erfahrungen im Umfeld Schule praxisnah erleben und theoretisch reflektiert aufbereiten zu können. Forschungsfragen, denen am Institut besondere Aufmerksamkeit gewidmet

wird, beziehen sich auf Felder des sprachlichen Erst- und Zweitspracherwerbs, schulischer Lern- und Entwicklungsprozesse (im Schreiben, Lesen, Sprechen, Zuhören und der Sprachreflexion), der Gestaltung von Lehr- und Lernarrangements und der Professionalisierung von Lehrkräften. Eine wichtige noch nicht abgeschlossene Diskussion ist in den letzten Jahren zu Fragen der Umsetzung der Inklusion an Schulen geführt worden. Fragen zur Geschlechtlichkeit von sprachlicher Bildung werden bislang nur randständig vertreten. Ebenso werden Fragen zur sprachlichen Markierung von Geschlecht in unterschiedlichen Institutionen (Schule und Hochschule) kaum thematisiert. Zu beiden Themen entstehen z. Zt. verschiedene Projekte und Initiativen (siehe aktuelle Forschungsprojekte).

Zur Person

Nach einem Magisterstudium an den Universitäten Bielefeld, Rouen und Köln (Abschluss 1998) Promotion an der Universität Bielefeld mit einer linguistischen Arbeit zu Schreibprozessen (2003). Berufliche Stationen an den Universitäten Bayreuth (2003) und der RWTH Aachen (2004 bis 2007), seit 2007 an der Universität zu Köln. Dort zunächst als Lehrbeauftragte für besondere Aufgaben, anschließend als Studienrätin im Hochschuldienst beschäftigt. Mit der Habilitation (Venia Legendi: Deutsche Sprache und ihre Didaktik) an der Universität zu Köln Ernennung zur Oberstudienrätin. Lehraufenthalte an den Universitäten in Odense, Sofia, Poznan und Shanghai. Verschiedene Kooperationen mit Kolleg*innen aus der Schweiz (PH Zürich, PH Zug, PH Rapperswil). Seit Oktober 2015 Gleichstellungsbeauftragte an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln.

Aktuelle Forschungsprojekte

Gefördert aus Mitteln des Zentralen Gleichstellungsfonds an der Universität zu Köln ist im Juli 2016 das Projekt „Barrieren und Ressourcen wissenschaftlicher Karrieren – eine Interviewstudie mit Doktorandinnen, Habilitandinnen und Juniorprofessorinnen geisteswissenschaftlicher Fächer" gestartet. Das Projekt untersucht Karrierewege und Karriereentscheidungen von Wissenschaftlerinnen. Begründet ist dieses Interesse u. a. durch die Beobachtung, dass sich trotz einer hohen Anzahl weiblicher Studierender (im Sommersemester 2015 ca. 66 Prozent an der Philosophischen Fakultät) die Geschlechterverteilung mit zunehmender akademischer Karriere umkehrt; bei W3-Professuren beträgt der Frauenanteil nur noch 25 Prozent (2014). Neben individuellen Entscheidungen scheinen hier Kräfte zu wirken, die sich eher strukturell beschreiben lassen. Dennoch gibt es auch sehr erfolgreiche Gegenbeispiele, deren Karrieren möglicherweise durch bestimmte Entscheidungen/Bedingungen geprägt sind. Das Projekt interessiert sich genau für solche Ressourcen und Barrieren, die individual-biografisch nachgezeichnet werden sollen.
Im Oktober 2016 fand das erste Rundgespräch zum Thema „Sprache und Geschlecht – Gender und Diskurs. Ein Thema für die Fachdidaktik?!" an der Universität zu Köln statt. Das Rundgespräch diente der Vernetzung Kölner Kolleg*innen, die aus ihren je unterschiedlichen Perspektiven zu dem Thema arbeiten. Das Rundgespräch zielte auch darauf ab, neue Impulse für Forschungsanstrengungen in der Fachdidaktik zu setzen sowie das Thema Gender verstärkt in die Curricula der Lehramtsstudiengänge zu implementieren. Beides erscheint im Hinblick auf die Relevanz und Breite der Thematik dringend notwendig. Anders als die Bildungswissenschaften engagieren sich die (insbesondere geisteswissenschaftlichen) Fachdidaktiken hier bislang kaum.

Ausgewählte Publikationen

- Zu den beiden obigen Projekten sind noch keine Publikationen entstanden.
- Lehnen, Katrin/Knorr, Dagmar/Schindler, Kirsten (2017; im Druck) (Hrsg.): Schreiben im Übergang – Übergänge gestalten. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- Schindler, Kirsten (2016): Zur Funktion von Eingangstests für Studierende. In: Didaktik Deutsch 40/2016, 16–19.
- Schindler, Kirsten/Fernandez, Graciela (2016): Facharbeit und materialgestütztes Schreiben anleiten und begleiten – Beispiele für eine Wissenschaftspropädeutik in der Schule. In: Brinkschulte, Melanie/Bräuer, Christoph (Hrsg.): OBST, 7–32.
- Fischbach, Julia/Schindler, Kirsten/Teichmann, Alina (2016): Normanforderungen und Normvorstellungen bei der Beurteilung von Schülertexten. In: Peyer, Anne/Zimmermann, Holger (Hrsg.): Wissen und Norm. Facetten professioneller Kompetenz von Lehrkräften. Frankfurt a. Main: Peter Lang.
- Schindler, Kirsten (2015): Kooperatives Schreiben über Klassengrenzen hinaus – Die Virtuelle Schreibkonferenz zwischen einer 6. und einer 10. Klasse. In: Deutsch 5–10, 9–13.
- Schindler, Kirsten/Fischbach, Julia/Teichmann, Alina/Krüppel, Lena (2015): *Gestern am 13.6.2014 war ich auf dem Spiel in Ukraine.* Wie lassen sich Kompetenzen von Studierenden modellieren und messen, die sie be-

nötigen, um Schülertexte zu beurteilen? In: Bresges, André et al. (Hrsg.): Kompetenzen perspektivisch. Interdisziplinäre Impulse für die LehrerInnenbildung. Münster: Waxmann, 94–108.
- Schindler, Kirsten (2014): Gemeinsam Klassenregeln aufstellen. In: Fördermagazin, 10–13.
- Schindler, Kirsten/Siebert-Ott, Gesa (2014): Schreiben in der Zweitsprache. In: Feilke, Helmuth/Pohl, Thorsten (Hrsg.): Schriftlicher Sprachgebrauch – Texte verfassen. Hohengehren: Schneider, 195–215.
- Schindler, Kirsten/Siebert-Ott, Gesa (2014): Schriftspracherwerb im Kontext von Mehrsprachigkeit. In: Chilla/Haberzettl (Hrsg.): Handbuch Mehrsprachigkeit. München: Urban & Fischer, 39–51.
- Schindler, Kirsten (2014): Lehramtsstudierende (mit Migrationshintergrund) zwischen Ausbildung und beruflicher Praxis – Überlegungen zur Förderung akademischer Textkompetenzen im Studium. In: Knorr, Dagmar/Neumann, Ulla (Hrsg.): Mehrsprachige Lehramtsstudierende schreiben. Münster: Waxmann [FörMig-Edition], 93–111.
- Schindler, Kirsten (2013): Texte beurteilen – Feedback geben. Kompetenzen für angehende Lehrerinnen und Lehrer. In: Brandl, Heike et al. (Hrsg.): Mehrsprachigkeit in Wissenschaft und Gesellschaft. Mehrsprachigkeit, Bildungsbeteiligung und Potenziale von Studierenden mit Migrationshintergrund. Bielefeld, 57–68 (http://biecoll.ub.uni-bielefeld.de/volltexte/2013/5274).

Kontakt und Information
Vertr.-Prof. Dr. Kirsten Schindler
Universität zu Köln
Philosophische Fakultät
Institut für Deutsche Sprache und Literatur II
Innere Kanalstraße 15
50823 Köln
Tel.: (0221) 470-4758
kirsten.schindler@uni-koeln.de
http://idsl2.phil-fak.uni-koeln.de/13800.html

Prof. Desiree Lewis, Ph. D. – Gastprofessorin an der RUB

Marie-Jahoda-Gastprofessur im Wintersemester 2016/17



Die Kulturwissenschaftlerin Desiree Lewis lehrt im Wintersemester 2016/17 an der Ruhr-Universität Bochum als Marie-Jahoda-Gastprofessorin für Internationale Geschlechterforschung. In ihrer Forschung beschäftigt sie sich intensiv mit Feminismus und Gender Studies in Afrika und entwickelt dabei eine kritische Sicht auf die Wissensproduktion im Bereich Gender an afrikanischen Hochschulen. Weitere Forschungsinteressen von Lewis liegen in postkolonialer Literatur und Populärkultur, globaler Wissensproduktion und Politik mit Fokus auf Gender und sie stellt repräsentationspolitische Fragen der Sichtbarkeit von Geschlecht im afrikanischen Kontext. An der Ruhr-Universität Bochum wird sie zusammen mit Prof. Dr. Heike Kahlert (Lehrstuhl für Soziologie/Soziale Ungleichheit und Geschlecht) das Seminar „Intersectionality: Theory, Research and Politics" durchführen. Außerdem hat sie im Rahmen des Kolloquiums der Fakultät für Sozialwissenschaft am 11. Januar 2017 ihre Antrittsvorlesung „Visuality and Neo-Imperial Messages of Salvation" gehalten.

Zur Person

Desiree Lewis hat Literaturwissenschaft an den südafrikanischen Universitäten von Witwatersrand, Kapstadt, Kwazulu-Natal und Western Cape unterrichtet. Darüber hinaus war sie eine Fulbright-Stipendiatin an der Georgia State University, Atlanta (USA), wissenschaftliche Mitarbeiterin am Nordic Africa Institute in Uppsala (Schweden) und Gastwissenschaftlerin an den Universitäten in Addis Ababa (Äthiopien), Makerere (Uganda), Utrecht (Niederlande), Helsinki (Finnland) und Reykjavik (Island). Derzeit forscht und lehrt sie am Women's and Gender Studies Department der University of the Western Cape, Bellville (Südafrika).

Kontakt und Information
Koordination der Marie-Jahoda-Gastprofessur
Tel.: (0234) 32-22986
marie-jahoda-chair@rub.de
www.sowi.rub.de/jahoda/

Forschung, Vernetzung und Aktivitäten

Der Gender Gap in Hochschule und Hochschulmedizin – Gender-Report 2016 erschienen



Warum gibt es nur gut 15 Prozent Professorinnen an den Universitätskliniken und Medizinischen Fakultäten in NRW, obwohl es zu weit über 60 Prozent Frauen sind, die ein Medizinstudium erfolgreich abschließen? Der Gender-Report 2016 bietet mit seiner aktuellen Schwerpunktstudie Einblicke in das Feld der Hochschulmedizin. Das Ergebnis der breit angelegten Studie: Unabhängig davon, ob Frauen Karriere machen wollen oder nicht, wird jungen Ärztinnen unterstellt, dass sie zukünftig vor allem für die Familie da sein wollen. Mit diesem Argument werden sie häufig von einer Karriereförderung ausgeschlossen. Die Aussagen von Ärztlichen Direktoren, Gleichstellungsbeauftragten und AssistenzärztInnen zeigen jedoch, dass die Hochschulmedizin langfristig nicht auf das Potenzial qualifizierter Frauen verzichten kann. In der Studie wird herausgearbeitet, wo Veränderungen ansetzen können, damit mehr Frauen die Chance auf eine Klinikprofessur erhalten. Drei Stellschrauben sind hier zentral: eine verbesserte Planbarkeit von Wissenschaftskarrieren, eine grundlegende Verbesserung der Arbeitsbedingungen sowie eine strukturelle Ermöglichung von Vereinbarkeit. Diese Stellschrauben sind nur durch eine starke Gleichstellungsarbeit in Bewegung zu bringen, für die es bereits Beispiele guter Praxis an den Universitätskliniken gibt.

Der Gender-Report beleuchtet im Dreijahresrhythmus Geschlechter(un)gleichheiten an den Hochschulen in NRW. Der Report wird durch das Team der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW erstellt und vom Wissenschaftsministerium (MIWF) NRW gefördert. Neben dem Schwerpunktthema „Gender Gap in der Hochschulmedizin" enthält der Gender-Report 2016 die Fortschreibung der quantitativen Entwicklung von Geschlechterverhältnissen und von Gleichstellungspraktiken in den Hochschulen.

Der Report steht als ausführliche Fassung und als Kurzfassung zum kostenlosen Download bereit oder kann als Printversion bestellt werden. Weitere Informationen unter: www.genderreport-hochschulen.nrw.de.

Kontakt und Information
Dr. Beate Kortendiek
Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de

Gender-Studies-Zentren und Social Media – Vernetzungstreffen Gender Studies an der Universität Paderborn

Das Vernetzungstreffen Gender Studies NRW fand am 09.12.2016 an der Universität Paderborn statt und wurde vom Zentrum für Geschlechterstudien/Gender Studies (ZG) gemeinsam mit der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW ausgerichtet. Im Mittelpunkt des Austausches standen an diesem Tag die sozialen Medien und es wurde unter anderem über die Vor- und Nachteile, den Arbeitsaufwand und die verschiedenen Strategien der unterschiedlichen Studiengänge und Zentren mit Online- und Social-Media-Formaten diskutiert. Darüber hinaus stellten sich das ZG, der Master(teil)studiengang Geschlechterstudien/Gender Studies und das neue „Center History of Women Philosophers and Scientists" vor.



Im Gespräch (von links nach rechts): Dr. Maren A. Jochimsen, Dr. Birgitta Wrede, Dr. Beate Kortendiek, Dr. Claudia Mahs und Anke Riebau.

Kontakt und Information
Dr. Beate Kortendiek
Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
beate.kortendiek@netzwerk-fgf.nrw.de

Judith Butler an der Universität zu Köln



Foto: Claudia Nikodem.

Im Frühling 2016 machte sich an der Universität zu Köln eine erwartungsvolle Vorfreude breit: Judith Butler war auf die Albertus-Magnus-Professur berufen worden. Vom 20. bis zum 23. Juni sollte sie in die Stadt kommen und zwei öffentliche Vorlesungen halten. Als Philosophin, feministische Theoretikerin und queerpolitische Denkerin hat Judith Butler auch für GeStiK, das Zentrum für Gender und Queer Studies an der Universität zu Köln, eine große Bedeutung. Und so stieg die Aufregung ins Unermessliche, als sich abzeichnete, dass die zweite Vorlesung in Kooperation mit GeStiK stattfinden sollte. Es bot sich damit die einmalige Gelegenheit, mit Judith Butler über ihre Ideen und Analysen zu sprechen, die so viele inspiriert und manche auch provoziert haben, die interdisziplinär rezipiert und innerhalb wie außerhalb der Universität diskutiert werden. Am Mittwoch, den 22. Juni 2016, war es dann soweit: „Verletzlichkeit und Widerstand neu denken" war der Titel ihrer Vorlesung und in der Aula konnten, wie bereits am Montagabend, nicht alle Interessierten einen Platz finden. In ihrem Vortrag diskutierte Judith Butler die Idee, dass Widerstand nicht zielgerichtet zur Überwindung von Verletzlichkeit führt, sondern dass Verletzlichkeit vielmehr als Moment von Widerstand produktiv gemacht werden kann, beispielsweise hinsichtlich politischer Mobilisierung. Um Verletzbarkeit als widerständig denken zu können, bedürfe es allerdings einer Infrastruktur, eines bewohnbaren Bodens, der als „Erscheinungsraum", wie es bei Hannah Arendt heißt, im Moment des politischen Handelns entsteht. Auf die europäische Grenzpolitik und die Ereignisse in der sogenannte Kölner Silvesternacht Bezug nehmend, erinnerte sie daran, dass der Garant der körperlichen Unversehrtheit notwendig ist, um Verletzbarkeit als bewusste Entscheidung zum politischen Widerstand zu machen. In diesem Sinne, so das Plädoyer von Judith Butler, bezeichnet Verletzlichkeit kein subjektives Empfinden, sondern ist die Bedingung für Beziehungen, für die Möglichkeit Verbindungen einzugehen. Nach einer kurzen, aber lebhaften Diskussion, nach Danksagungen und Kommentaren ging es zum Empfang in kleiner Runde, in der es endlich die Möglichkeit gab, persönlich ins Gespräch zu kommen und den Abend ausklingen zu lassen. Am nächsten Tag verabschiedete sich Judith Butler und betonte, dass ihr die Tage an der Universität Köln als sehr schön in Erinnerung bleiben werden und sie gerne wiederkommt. Wir freuen uns auf weitere Kooperationen! *(Karolin Kalmbach)*

Kontakt und Information
Karolin Kalmbach
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
GeStiK – Gender Studies in Köln
k.kalmbach@uni-koeln.de

Round-Table zum 310. Geburtstag von Émilie Du Châtelet



Prof. Dr. Ruth Hagengruber.

Das *Center History of Women Philosophers and Scientists* an der Universität Paderborn veranstaltete zum 310. Geburtstag der französischen Philosophin, Mathematikerin, Physikerin und Universalgelehrten Émilie Du Châtelet am 13. Dezember 2016 einen Round-Table. Eingeladene RednerInnen waren Stefanie Ertz (Berlin Brandenburgische Akademie der Wissenschaften) und Ansgar Lyssy (Ludwig-Maximilians-Universität München). Stefanie Ertz stellte ihre Textanalyse zu Émilie Du Châtelets *Grammaire raisonnée* vor und verglich dieses Fragment akribisch mit der Logikrezeption und -tradition von Port Royal. Ansgar Lyssy sprach über die Transformation des Prinzips der kleinsten Wirkung von einem metaphysischen zu einem physikalischen Prinzip in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die Organisatorinnen der Veranstaltung, Ruth Hagengruber und Andrea Reichenberger (beide Universität Paderborn), kommentierten anschließend beide Vorträge. In der Diskussion mit den Vortragenden und TeilnehmerInnen wurde die herausragende Bedeutung Émilie Du Châtelets sowohl für die Diskussion um das Prinzip der kleinsten Wirkung als auch für die Rezeptionsgeschichte der Logik und Grammatik von Port Royal deutlich. Beides gilt bislang als wenig erforscht. Die Veranstaltung darf nicht zuletzt deshalb als ein wichtiger weiterer Schritt in der Du Châtelet-Forschung angesehen werden.

Kontakt und Information
Denise Socaciu
dsocaciu@campus.uni-paderborn.de

mentoring³ geht in die zwölfte Runde

Das Programm mentoring³ startete im Herbst 2016 an den Hochschulstandorten Dortmund, Bochum und Duisburg-Essen für Doktorandinnen in eine neue Runde. Allein in den Geistes-, Bildungs-, Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften interessierten sich 45 Nachwuchswissenschaftlerinnen für einen der begehrten 16 Plätze in einem Programm, das den Aufstieg in der Wissenschaft vorbereitet, die Möglichkeit zum Erwerb weiterer Schlüsselkompetenzen bietet und die Entstehung von Netzwerken fördert.

„In meiner Familie war der höchste Bildungsabschluss bisher die Mittlere Reife."

„Da ich die Erste bin, die eine akademische Laufbahn einschlägt, merke ich noch mehr als während des Studiums, dass mir Kenntnisse zur strategischen Gestaltung der Karriere fehlen, dass ich in Umgangsformen unsicher bin und die (möglichen) Vorgaben der Selbstpräsentation auf Tagungen nicht kenne."

Diese Sätze sind Motivationsschreiben von Bewerberinnen um einen Platz im mentoring³-Programm entnommen. Neu ist, dass der Bedarf an Systemwissen von einigen Bewerberinnen in dieser Weise schon im Anschreiben offen begründet wird. Das zeigt, dass das Mentoringprogramm neben dem Angebot vieler weiterer Entwicklungschancen für die Teilnehmerinnen eine zusätzlich bestehende Lücke schließen soll, die ein nichtakademisches Elternhaus offen lässt. Hier ist es besonders wichtig, auf informellem Wege Unterstützung bei der Dekodierung der Strukturen und Spielregeln des unbekannten wissenschaftlichen Feldes zu erhalten.
Der besondere Reiz der von einem hierarchisch definierten Über-/Unterordnungsverhältnis freien One-to-one-Mentoringpartnerschaft liegt in der Gestaltungsfreiheit dieser Beziehung. Sie wird im Dialog der Beteiligten ausgehandelt und durch Einbindung der Mentees in spezielle Fortbildungsmaßnahmen unterstützt. Im Austausch mit den Mentor_innen und anderen Mentees haben die Teilnehmerinnen die Möglichkeit, ihre Laufbahn bewusst als dynamisch zu erleben und den Karriereaufstieg mit professioneller Begleitung zu planen.

Kontakt und Information
Dr. Renate Petersen
Universität Duisburg-Essen
Campus Duisburg
Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung
Keetmanstraße 3–9
47058 Duisburg
Tel.: (0203) 379 1222
renate.petersen@uni-due.de
MediMent-Programme:
http://uni-due.de/zfh/mediment
mentoring³: www.scn-ruhr.de

onlinejournal kultur & geschlecht #17

Die 17. Ausgabe des *onlinejournal kultur & geschlecht* hat mit Beiträgen zu Film, YouTube-Videos, Kartografie und Drohnen einen medienwissenschaftlichen Schwerpunkt. Mit wissenschaftlichen Artikeln, einem Feature und einer Rezension bietet die Ausgabe erneut diverse Textformate. Thematisch nehmen die Autor_innen queere identitätspolitische Darstellungen – vom Verschwinden melancholischer Männlichkeit und des Coming-outs als asexuell – in den Blick. Mediatisierung in Form von Drohnenpräsenz und digitaler Kartografie wird als Überwachungstechnologie, aber auch als wesentliches Element politischen Widerstands diskutiert.
Das *onlinejournal kultur & geschlecht* ist ein transdisziplinäres Forum für Nachwuchswissenschaftler_innen der Ruhr-Universität Bochum, die zu Geschlechterfragen und deren Kontexten forschen. Es wird am Lehrstuhl für „Medienöffentlichkeit und Medienakteure mit besonderer Berücksichtigung von Gender" des Instituts für Medienwissenschaft der Ruhr-Uni von Astrid Deuber-Mankowsky und Anja Michaelsen herausgegeben sowie von der Fakultät für Philologie und dem Rektorat der RUB gefördert.

Kontakt und Information
Dr. Anja Michaelsen
Ruhr-Universität Bochum
Institut für Medienwissenschaft
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
anja.michaelsen@rub.de
www.rub.de/ifm

Klischeefrei – neue Plattform für eine Berufs- und Studienwahl ohne Klischees

Das neue Web-Portal www.klischee-frei.de, das unter dem Dach des Bundesinstituts für Berufsbildung in Zusammenarbeit mit dem Kompetenzzentrum Technik-Diversity-Chancengleichheit entwickelt wurde, informiert und unterstützt junge Menschen bei der Berufs- und Studienwahl – ohne einschränkende Vorurteile. Das Portal ist Kommunikationsplattform der Initiative „Nationale Kooperationen zur geschlechtergerechten Berufs- und Studienwahl", die von den Bundesministerien für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, für Bildung und Forschung sowie für Arbeit und Soziales ins Leben gerufen wurde. Der Internetauftritt bietet gebündelte Informationen und praktische Hinweise für Bildungseinrichtungen, Unternehmen und Eltern mit dem Ziel, eine klischeefreie Berufs- und Studienorientierung zu realisieren. Im Frühjahr 2017 ist eine erste Fachtagung geplant, auf der die Ansätze der Initiative diskutiert und die Inhalte der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Als Mitglied des „ständigen Forums" hat Prof. Dr. Bettina Franzke an der Konzeption der Nationalen Kooperationen mitgearbeitet.
Weitere Informationen zu den Inhalten der Initiative und Möglichkeiten der Beteiligung unter: www.klischee-frei.de

Kontakt und Information
Prof. Dr. Bettina Franzke
bettina.franzke@fhoev.nrw.de

Preisträgerinnen: Rosemarie Ring und Anne Wizorek als aufmüpfige Frauen des Jahres 2016 ausgezeichnet



Preisverleihung in der Bürgerhalle des Rathauses der Stadt Dortmund.



In der Bildmitte die Stifterin Sigrid Metz-Göckel mit den Preisträgerinnen Rosemarie Ring und Anne Wizorek sowie Ministerin Svenja Schulze.

Rosemarie Ring hat an der Universität Dortmund Raumplanung studiert und sich seit 30 Jahren dafür eingesetzt, die Stimme der Frauen und deren Bedürfnisse in die Planungsgremien der Stadtentwicklung und -erneuerung zu integrieren (Wohnumfeldverbesserung, Stadtteilzentrum für Initiativen, Weiterbildung von Baufachfrauen). Sie hat den Beginenhof Dortmund als ein Projekt des gemeinschaftlichen Wohnens und Sorgens im sozialen Wohnungsbau initiiert und wohnt dort auch.
Anne Wizorek ist eine junge Feministin und Netzaktivistin, die in den sozialen Medien und als Digital Consultant aktiv ist. Sie ist Autorin von „Weil ein Aufschrei nicht reicht" (2014) und hat #aufschrei und #ausnahmslos initiiert. Sie ist Mitglied der Regierungskommission, die den zweiten Gleichstellungsbericht erarbeitet, und befasst sich mit dem Problem Gewalt im Internet (hate speech u. a. m.).
Der Preis von 3 000 Euro wird alle zwei Jahre an Frauen verliehen, die etwas Neues zur Verbesserung der Situation von Frauen im Interesse des Gemeinwohls geschaffen haben, z. B. eine besondere Institution, wie eine Internationale Frauenuniversität, ein Frauen-Zentrum, home schools für Mädchen u. a. m.
Die Preisverleihung findet seit 2006 in Kooperation mit dem Gleichstellungsbüro der Stadt Dortmund in einer öffentlichen Feier in der Bürgerhalle des Rathauses statt und soll den Preisträgerinnen und deren Projekten breitere Resonanz verschaffen. Zum Programm: Svenja Schulze, Ministerin für Innovation, Wissenschaft und Forschung NRW, hat ein Grußwort gehalten. Dr. Inge von Bönninghausen hat die beiden Preisträgerinnen inter-

viewt, Svenja Gräfen hat Slam-Poetry vorgetragen und Dr. Luise F. Pusch die Laudatio gehalten. Musikalisch wurde die Veranstaltung von der inklusiven Musikgruppe „Philipp hat Gäste" begleitet. Die Laudatorin Luise F. Pusch ist eine Pionierin der feministischen Sprachkritik, Inge von Bönninghausen hat beim WDR das Fernsehformat Frau tv erfunden und Svenja Gräfen ist eine professionelle Poetry-Slamerin.
Die *Stiftung Aufmüpfige Frauen* ist die einzige zeitgenössische Frauenstiftung in Dortmund und hat bisher aufmüpfige Frauen aus Deutschland, der Türkei, Afghanistan und Polen ausgezeichnet. Ihr Stiftungsmotto lautet: *Nur wer querdenkt, kann die Richtung ändern.* Aufmüpfigkeit kann Vielerlei bedeuten. Stifterin und Stiftungsvorstand betrachten es als ein Zauberwort, ohne das soziale Veränderungen nur schwer möglich sind. Die Stiftung wurde 2004 mit persönlich Erspartem und Spenden von Sigrid Metz-Göckel errichtet und nimmt gern weitere Spenden entgegen. Kontonummer: DE73440501990001206559.
Stifterin: Sigrid Metz-Göckel; Gleichstellungsbeauftragte: Maresa Feldmann; Stiftungsvorstand: Dr. Ilse Kamski, Karola Pohlhausen, Sigrid Rahmann-Peters, Prof. Dr. Felizitas Sagebiel, Dr. Ute Zimmermann

Kontakt und Information
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de

Professorinnen – wo seid Ihr? Film und Website der Hochschulen Bochum und Bonn-Rhein-Sieg zur FH-Professur

Wie gelingt es, mehr Professorinnen für die Fachhochschulen bzw. Hochschulen für Angewandte Wissenschaften zu gewinnen? Seit Jahren wünschen sich diese, den Anteil der weiblichen Lehrenden zu erhöhen. Aber was ist das Mittel der Wahl, um Interesse zu wecken und zu informieren? Ein Projektteam der Hochschulen Bochum und Bonn-Rhein-Sieg präsentiert nun eine Antwort auf diese Frage: einen Film, der Akademikerinnen das Berufsbild „Fachhochschulprofessur" nahebringt.
Im Film „Professorinnen – wo seid Ihr?" berichten fünf Professorinnen vor der Kamera über ihren Berufsweg und ihren Arbeitsalltag – authentisch, humorvoll, überzeugend. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wird positiv thematisiert. Die Hochschullehrerinnen aus verschiedenen Fachbereichen sind in ihrem täglichen Arbeitsumfeld zu sehen, sei es im Labor, im Hörsaal oder bei der Diskussion mit Studierenden. Der Film richtet sich an Promovendinnen, Postdocs, berufstätige Frauen in Wirtschaft, Industrie, Verwaltung und Wissenschaft sowie an Bachelor- und Masterstudentinnen. Das Angebot: Allen Institutionen, die über die Laufbahn „Fachhochschulprofessur" informieren wollen (Universitäten, Hochschulen für Angewandte Wissenschaften bzw. Fachhochschulen, wissenschaftlichen Instituten und anderen Einrichtungen), stellen die Hochschulen Bochum und Bonn-Rhein-Sieg den Film kostenfrei zur Verfügung. Der Film zeigt keine Logos der kooperierenden Hochschulen. Es gibt ihn in zwei Versionen: eine für Nordrhein-Westfalen mit einem Statement der Wissenschaftsministerin Svenja Schulze und eine für die bundesweite Nutzung, ohne diese Szene.
Weitere Informationen über die erfolgversprechende Berufslaufbahn als Professorin an einer Hochschule finden sich unter: www.professorin-werden.de

Hintergrund: Am Fachbereich Wirtschaft der Hochschule Bochum wurden 2012/13 die Gründe für den Professorinnenmangel an Fachhochschulen untersucht. Die Studie „Professorinnen – wo seid Ihr?" hat recherchiert, was Frauen, die formal für eine Professur qualifiziert wären bzw. auf dem Weg zur Qualifikation sind, über den Beruf „Fachhochschulprofessorin" denken. Zielgruppen der Untersuchung waren Doktorandinnen und berufserfahrene, promovierte Akademikerinnen. Die aus dem Forschungsprojekt entstandenen Empfehlungen für die Akquise von FH-Professorinnen flossen in die Zusammenarbeit zwischen den Verfasserinnen der Studie und den Gleichstellungsbeauftragten der Hochschulen Bochum und Bonn-Rhein-Sieg ein. Ziel der Kooperation ist es, das Berufsbild der FH-Professorin bei potenziellen Bewerberinnen bekannt zu machen.

Kontakt und Information
Dr. Andrea Kiendl
Hochschule Bochum/Bochum University of Applied Sciences
Akademisches Qualitätsmanagement und Hochschulentwicklung
Lennershofstraße 140
44801 Bochum
Tel.: (0234) 32-10087
andrea.kiendl@hs-bochum.de

DFG-Kooperationsprojekt angelaufen: Neujustierung von Männlichkeiten

Das Forschungsvorhaben unter der Leitung von Prof. Dr. Diana Lengersdorf und Prof. Dr. Michael Meuser geht der Frage nach, welche Folgen der wechselseitig aufeinander bezogene Wandel von Erwerbsarbeit und Geschlecht für Relationen unter Männern sowie für die Verhältnisse von Männern zu Frauen hat und wie sich diese Entwicklungen auf männliche Lebenslagen und dominante Männlichkeitskonstruktionen auswirken. Diese Wechselverhältnisse sind bisher anders als die Auswirkungen auf weibliche Lebenslagen auch international nahezu unerforscht. Im Fokus der Untersuchung stehen dabei das Normalarbeitsverhältnis, die Normalbiografie sowie das Modell des Ernährers der Familie. Diesen ist eigen, dass sie bislang relativ stabile Verbindungen zwischen Erwerbsarbeit und Männlichkeit herstellen und denjenigen Personengruppen, die sich an ihnen orientieren, eine relativ abgesicherte Position in der Gesellschaft verheißen. In dem Maße, in dem der enge Nexus von Normalarbeitsverhältnis, Normalbiografie und Familienernährer aufbricht, geraten die institutionellen Grundlagen erwerbsorientierter industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen unter Druck. Mithilfe interpretativ-rekonstruktiver Verfahren soll untersucht werden, ob industriegesellschaftliche Männlichkeitskonstruktionen als normative Orientierungsfolie fortbestehen bzw. mit welchen (neuen oder modifizierten) Orientierungen Männer habituelle Sicherheit unter sich verändernden Erwerbsbedingungen und sich wandelnden Geschlechterverhältnissen herstellen bzw. herzustellen versuchen.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Diana Lengersdorf
Universität zu Köln
Humanwissenschaftliche Fakultät
diana.lengersdorf@uni-koeln.de

Prof. Dr. Michael Meuser
Technische Universität Dortmund
Institut für Soziologie
michael.meuser@tu-dortmund.de

Fünf Jahre KomDiM

24 Teilnehmende der Fortbildungsreihe KomDiM-ProfiLS erhielten am 09. Dezember 2016 in der Universität Duisburg-Essen (UDE) ihr Zertifikat aus der Hand von Wissenschaftsministerin Svenja Schulze. Gleichzeitig war die Veranstaltung der Abschluss des KomDiM-Projekts (Zentrum für Kompetenzentwicklung für Diversity Management in Studium und Lehre an Hochschulen in NRW), das von der UDE und der TH Köln getragen wurde. Projektleiterin Dr. Nicole Auferkorte-Michaelis: „An einer Hochschule treffen viele Kulturen mit einem reichen Erfahrungsschatz aufeinander. Ein kluges Diversity Management (DiM) sorgt dafür, dass er sich gut entfalten kann und gemeinsam aus den unterschiedlichen Erfahrungen gelernt werden kann." Prof. Dr. Frank Linde von der TH Köln: „KomDiM wurde gegründet, um allen NRW-Landeshochschulen eine zielgerichtete DiM-Strategie zu ermöglichen und das Diversity Management an den NRW-Hochschulen zu verankern." Finanziert wurde das Projekt über das Bund-Länder-Programm für bessere Studienbedingungen und mehr Qualität der Lehre.

Ein Erfolgsmodell für das KomDiM-Projekt ist die ProfiLS-Reihe: Fünfmal reisten die Teilnehmenden aus dem gesamten Bundesgebiet an, um ein eigenes Diversity-Projekt expertisengestützt weiterzuentwickeln. In zweitägigen Einzelveranstaltungen ging es u. a. um folgende Fragen: Wie lässt sich Vielfalt in hochschuldidaktischen Projekten besser berücksichtigen? Wie vermarktet man ein Hochschulprojekt? Wie kann man Leute dazu bewegen, sich für eine Sache zu begeistern und zu engagieren? Wie sorgt man dafür, dass ein Diversity-Projekt Teil der Hochschulstruktur wird? KomDiM bot in den vergangenen fünf Jahren eine offene Plattform, um die vorhandenen Diversity-Kompetenzen aller NRW-Hochschulen zu bündeln und konzeptionell weiterzuentwickeln für die Bereiche Studium und Lehre, Struktur- und Curriculumentwicklung sowie für die Hochschuldidaktik. Es wurden Tagungen ausgerichtet, nachahmenswerte Beispiele erfasst und eine Datenbank gepflegt, auf der DiM-Materialien zum Download bereitgestellt werden. Eine weitere wichtige Säule sind Expertisezirkel, in denen gemeinsam zu einer Fragestellung innovative Ideen und Handlungsempfehlungen für Hochschulen entwickelt werden.

Bei der Abschlussfeier zu ProfiLS waren neben Ministerin Schulze auch Gäste verschiedener Hochschulen anwesend: die Vizepräsidentin für Studium und Lehre der TH Köln, Prof. Dr. Sylvia Heuchemer, der Rektor der Universität Duisburg-Essen, Prof. Dr. Ulrich Radtke, sowie ranghohe HochschulvertreterInnen der diesjährigen Fortbildungsteilnehmenden. Außerdem waren zahlreiche KomDiM-WegbegleiterInnen der ersten Stunde vor Ort.

Kontakt und Information
Dr. Nicole Auferkorte-Michaelis
Tel.: (0203) 379-1366
nicole.auferkorte-michaelis@uni-due.de

Neues Forschungsprojekt: LuPen

LuPen (Lösungs- und Präsentationsformen im geschlechterspezifischen Prisma) ist ein gemeinsames Forschungsvorhaben von Nicola Oswald (Universität Wuppertal) und Ralf Benölken (Universität Münster). Es ist auf mögliche „geschlechtstypische" Unterschiede von Mädchen und Jungen beim Lösen mathematischer Aufgaben einerseits sowie auf mögliche „geschlechtstypische" Präferenzen im Hinblick auf die Präsentation von Aufgaben andererseits gerichtet. Die beiden Schwerpunkte bilden eine sich wechselseitig ergänzende Einheit und sollen dazu dienen, aus fachdidaktischer Perspektive Aspekte aufzuzeigen, die zu einer gendersensiblen Gestaltung des Mathematikunterrichts beitragen können.

Kontakt und Information
Dr. Nicola Oswald
oswald@uni-wuppertal.de

„‚Leib Christi' – gendersensible Rekonstruktion einer theologischen Metapher" – Folgeprojekt erfolgreich eingeworben

Prof. Dr. Saskia Wendel (Institut für Katholische Theologie der Universität zu Köln) hat erneut erfolgreich DFG-Gelder im Bereich theologischer Geschlechterforschung eingeworben: Unter dem Titel „‚Leib Christi' – gendersensible Rekonstruktion einer theologischen Metapher" hat am 01. Januar 2017 ein Folgeprojekt zum DFG-Projekt „Leib Christi – gendertheoretische Dekonstruktion eines zentralen theologischen Begriffs" begonnen. Wissenschaftliche Mitarbeiterin wird erneut Dr. Aurica Nutt, ebenfalls Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW.

Kontakt und Information
Dr. Aurica Nutt
aurica.nutt@uni-koeln.de

„Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft" – Ergebnisse online

Forschungsergebnisse und Handlungsempfehlungen des BMBF-geförderten Forschungsprojekts „Genderforschung und die neue Governance der Wissenschaft: Stand und Perspektiven" unter der Leitung von Prof. Dr. Heike Kahlert stehen auf der Website des Projekts zum Download zur Verfügung:
www.genderforschung-governance.de/neues.html
www.genderforschung-governance.de/images/inhalte/Broschuere_Genderforschung_2016.pdf

Kontakt und Information
Prof. Dr. Heike Kahlert
Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Sozialwissenschaft
Universitätsstraße 150
44801 Bochum
heike.kahlert@rub.de

Personalia

Netzwerkprofessorin Dr. Dr. h. c. Michiko Mae erhält Ehrung durch den japanischen Außenminister



Am 19. Oktober 2016 überreichte der Generalkonsul von Japan in Düsseldorf, Ryuta Mizuuchi, in seiner Residenz in Erkrath die Verdienstauszeichnung des japanischen Außenministers an Prof. Dr. Dr. h. c. Michiko Mae, die Gründerin des Instituts für Modernes Japan an der Heinrich-Heine-Universität (HHU). Diese besondere Ehrung wird jedes Jahr weltweit nur wenigen Personen oder Gruppen zuteil, die sich durch außergewöhnliche und nachhaltige Leistungen in den internationalen Beziehungen zwischen Japan und anderen Ländern ausgezeichnet haben.
Seit mehr als 20 Jahren hat Professorin Mae in Düsseldorf mit einem tiefen Engagement für den deutsch-japanischen Austausch auf kultureller, aber auch wissenschaftlicher Ebene gewirkt. So war sie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf maßgeblich an Aufbau und Entwicklung der Japanologie vom Nebenfach zum „Japan-Institut" beteiligt und initiierte u. a. zahlreiche Kooperationen mit japanischen Universitäten. Als Institutsleiterin leistete Professorin Mae herausragende wissenschaftliche Arbeit in den Bereichen Transkulturalitäts- und Genderforschung und fungierte erst kürzlich als Herausgeberin des Buches „Japanische Populärkultur und Gender: Ein Studienbuch": Darin werden u.a. die Geschlechterrollen in Mangas und Animes wissenschaftlich untersucht. *(Heinrich-Heine-Universität – Dieter Joswig)*

Kontakt und Information
Prof. Dr. Dr. h. c. Michiko Mae
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf
Universitätsstraße 1
40225 Düsseldorf
mae@uni-duesseldorf.de

Prof. Dr. Tanja Paulitz übernimmt die Professur „Soziologie – Kultur- und Wissenssoziologie" in Darmstadt



Tanja Paulitz hat zum 01. Oktober 2016 einen Ruf auf die Professur „Soziologie – Kultur- und Wissenssoziologie" am Institut für Soziologie der TU Darmstadt angenommen und die RWTH Aachen (Professur für Soziologie mit Gender und Technik) verlassen. Sie legt damit auch ihre Mitarbeit im Beirat des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW nieder – ihre Nachfolgerin im Beirat ist Prof. Dr. Doris Mathilde Lucke von der Universität Bonn.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Tanja Paulitz
paulitz@ifs.tu-darmstadt.de

Marie-Theres Wackers Buch „Baruch and the Letter of Jeremiah" erschienen



Die 2015 begonnene Reihe „Wisdom Commentary" ist eine feministisch-bibelwissenschaftliche Kommentarreihe zu allen Schriften des katholischen Bibelkanons, wird von der amerikanischen Neutestamentlerin Barbara E. Reid OP (Chicago) koordiniert und erscheint in englischer Sprache. In ca. sechzig Einzelbänden soll zu jedem Buch der Bibel ein feministischer Kommentar entstehen, der eine textorientierte Analyse mit einer hermeneutischen Kontextverortung der jeweiligen Ausleger_in verbindet. Dadurch wird die Rezeptionsperspektive bewusst gemacht, aus der aktuelle genderrelevante gesellschaftspolitische, ökologische, interreligiöse Themen mit den biblischen Texten ins Gespräch gebracht werden. Die Autor_innen haben christlichen oder jüdischen Hintergrund und die meisten stammen aus Nordamerika und aus dem akademischen Umfeld. Dabei wurde jedoch bereits darauf geachtet, gezielt Beiträger_innen aus den zahlreichen, sich in den USA zu Wort meldenden minority groups zu gewinnen. Hinzu tritt

das Konzept der „contributing voices", kleiner Textbausteine, die zu Einzelaspekten des biblischen Textes als Kurzkommentar beigesteuert und von Eingeladenen auch aus dem nichtakademischen Bereich verfasst werden, um auf diese Weise das Spektrum der Stimmen und Perspektiven zu erweitern. In diesem Sinn stellt sich das Kommentarprojekt der Herausforderung, Genderfragen nicht auf Geschlechterfragen engzuführen, sondern „intersektionell" mit anderen Identitätsmarkierungen, wie ethnischer Herkunft oder Hautfarbe, aber auch sexueller Präferenz, ökonomischen Verhältnissen oder gesundheitlichen Einschränkungen, zusammen zu analysieren.
Weitere Informationen unter: www.wisdom-commentary.org

Kontakt und Information
Prof. Dr. Marie-Theres Wacker
semat@uni-muenster.de

Ulrike Schultz veröffentlicht „Gender and Judicial Education"

Der Sammelband „Gender and Judicial Education. Raising Gender Awareness of Judges" von Ulrike Schultz, Gisela Shaw und Brettel Dawson, der Aufsätze aus zwei Ausgaben des International Journal of the Legal Profession vereint, ist ein weiteres Resultat langjähriger international vergleichender Arbeiten in der Women/Gender in the Legal Profession Group, einer von Ulrike Schultz seit 1994 geleiteten Untergruppe der International Working Group for Comparative Studies of the Legal Profession.

Bisher sind erschienen:

- Ulrike Schultz, Gisela Shaw (Hrsg.): Women in the World's Legal Professions. Oxford: Hart 2003. Der Sammelband vereinigt 26 Beiträge über die Situation in 15 Ländern von vier Kontinenten und hat den Schwerpunkt auf der Berufs- und Lebenssituation von Anwältinnen. Ein weiteres Spezialheft des International Journal of the Legal Profession (Juli 2003) befasst sich ebenfalls mit Women in the Legal Profession.
- Ulrike Schultz, Gisela Shaw (Hrsg.): Gender and Judging. Oxford: Hart 2013. Der Band vereinigt 30 Beiträge von 32 Autoren und Autorinnen aus 19 Ländern aller Kontinente. Thematisiert werden alle Aspekte von Geschlecht bei beruflicher Tätigkeit und Karriere in der Justiz und in der Rechtsprechung.
- Ulrike Schultz, Gisela Shaw (Hrsg.): Women in the Judiciary. London, New York: Routledge 2012 (reprint des Special Issue: Gender and Judging des International Journal of the Legal Profession, Volume 15, numbers 1–2, March–July 2008).

Die Trilogie über Juristinnen wird abgerundet durch die Publikationen zum Forschungsprojekt JurPro. De jure und de facto: Professorinnen in der Rechtswissenschaft. Auch dieses Projekt ist unter dem Titel Gender and Careers in the Legal Academy international vergleichend angelegt. Dazu hat im Mai 2016 eine Tagung in Schönburg/Oberwesel stattgefunden. Videostreams der Beiträge finden sich unter:
www.fernuni-hagen.de/jurpro/tagungen.shtml

Kontakt und Information
Ulrike Schultz
ulrike.schultz@fernuni-hagen.de

Meike Hilgemann schließt Dissertation ab

Meike Hilgemann, langjährige Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW und seit Mitte 2016 Referentin für Hochschulplanung (insbesondere für die Querschnittsaufgaben Diversität und Gleichstellung) an der FernUniversität Hagen, hat mit dem Thema „Der Übergang vom Bachelor zum Master. Bildungsentscheidungen im Schnittfeld von Gender und Fachkultur" erfolgreich ihre Promotion abgeschlossen. Die Dissertation wurde von Professorin Dr. Anne Schlüter betreut. Die Studie wird in Kürze im Barbara Budrich Verlag erscheinen.



Kontakt und Information
Meike Hilgemann
meike.hilgemann@fernuni-hagen.de

Projekte stellen sich vor

Beatrix Holzer
Mit ChanceMINT.NRW auf der Erfolgsspur

Landesgefördertes Karriereentwicklungsprogramm für Studentinnen aus den Ingenieurwissenschaften und der Informatik



Exkursion von Studentinnen zur Fa. Siemens in Duisburg, Sommer 2016.

Erstmalig seit 2016 können Studentinnen aus zwei regionalen Hochschulen – Universität Duisburg-Essen und Hochschule Ruhr West (HRW) – an dem vom Land NRW geförderten Programm „ChanceMINT.NRW" teilnehmen. Das Projekt wird vom Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter (MGEPA) des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert.

„Wir sind sehr froh darüber, dass das Karriereentwicklungsprogramm einen weiteren wichtigen Schritt geht und nun im Verbund mit der jungen und technisch ausgerichteten Hochschule Ruhr West angeboten wird", so Beatrix Holzer, Projektkoordinatorin an der Hochschule Ruhr West. „Wir können die Ergebnisse aus der zweijährigen Pilotphase an der Universität Duisburg-Essen durch diesen Transfer an die HRW erproben und somit nachhaltig die weitere Optimierung der Fach- und Führungskräfteentwicklung von Frauen in technisch-/ingenieurwissenschaftlichen Berufsfeldern in der Region unterstützen."

Das primäre Ziel bleibt erhalten: Studentinnen aus unterschiedlichen ingenieurwissenschaftlichen Fachrichtungen und der Informatik einen Einblick in die berufliche Praxis zu ermöglichen, in berufsorientierten Weiterbildungstrainings ihre persönlichen Kompetenzen zu stärken und mit ihnen gemeinsam berufsperspektivische Netzwerke aufzubauen. Eine neue Teilnehmerin ist Susanne Frisse. Sie studiert an der HRW den Bachelorstudiengang Mensch-Technik-Interaktion: *„Ich möchte Einblicke in die Berufswelt bekommen, mal ganz konkret reinschnuppern in den Arbeitsalltag und auch einen Anstoß erhalten, wie ich meine eigenen Fähigkeiten bestmöglich einsetzen kann."* Die Gelegenheit dazu hatte sie gerade in den vergangenen Wochen genutzt. Sie nahm an sechs verschiedenen Exkursionen teil und lernte dadurch ganz verschiedene regionale Unternehmen kennen. Im Herbst wird sie wie die weiteren 17 Teilnehmerinnen eine mehrwöchige Hospitation in einem Partnerunternehmen nach Wahl durchführen. Ende September 2016 nahm sie außerdem an einem zweitägigen Kompakttraining teil, das den künftigen weiblichen Fachkräften in verschiedenen praxisnahen Übungen Hilfestellungen für einen erfolgreichen Berufseinstieg und für einen erfolgreichen Karriereverlauf gab. Fest in die Trainingseinheiten eingebunden waren Personalverantwortliche aus den Partnerunternehmen und zahlreiche Rollenvorbilder, was den besonderen Charakter dieses Trainings ausmacht. Zentrales Übungsthema war dabei auch der Umgang mit genderbasierten Hindernissen und mit kritischen Situationen in eher männlich geprägten Arbeitsfeldern, wie sie in den Bereichen der Ingenieurwissenschaften und der Informatik noch vorzufinden sind. Sehr praxisnah wurden verschiedene kritische Situationen mit einem Seminarschauspieler durchgespielt. Genügend Raum bot das Training den Teilnehmerinnen aber auch für den Aufbau eigener Netzwerkstrukturen. Insgesamt stehen die Chancen für die aktuellen Teilnehmerinnen sehr gut, ihre Kontakte zu den Unternehmen nachhaltig zu verstetigen und an die Erfolgsgeschichten vorangegangener Programmteilnehmerinnen anzuknüpfen.

Eine dieser Erfolgsgeschichten ist die von Jessica Mink: Sie studiert Informatik an der Universität Duisburg-Essen. Neben ihrem regulären Studium mit zahlreichen Vorlesungen, Übungen und Seminaren nahm sie bis Ende vergangenen Jahres zusätzlich und ohne curriculare Anrechnung an „ChanceMINT. NRW" teil. *„Ich möchte gerne in Kontakt kommen mit weiteren Informatikerinnen, weil es in meinem Studiengang nur eine Handvoll Frauen gibt"*, erklärt Jessica Mink, befragt nach ihrer Motivation ihrer Teilnahme zu Beginn des Programms. Diese Einschätzung deckt sich mit dem Studienalltag einer angehenden Informatikerin im Land Nordrhein-Westfalen.

So betrug der Anteil der Studienanfängerinnen im Fach Informatik im Jahr 2014 landesweit gerade einmal 23 %, der Anteil der Absolventinnen liegt sogar unter 20 %.

Jessica Mink lernte durch das Förderprogramm „ChanceMINT.NRW" das Unternehmen Renesas Electronics Europe in Düsseldorf kennen, eines von insgesamt 20 Partnerunternehmen. Gemeinsam mit weiteren Teilnehmerinnen bekam sie durch eine eintägige Exkursion einen ersten Einblick in das Unternehmen. *„Das Tolle war"*, so die Studentin, *„dass wir nicht nur das gesamte Unternehmen kennenlernten und wir auch einen Einblick in die Labore bekamen, sondern dass wir am Nachmittag sogar an einem Workshop ‚Computer Graphics' teilnehmen konnten."* Die Studentin war so angetan von dem global agierenden Halbleiterunternehmen, dass sie die im Programm vorgesehene einwöchige Hospitation dort absolvierte. So erhielt sie noch nähere Einblicke in die einzelnen Tätigkeitsfelder sowie Projekte und lernte darüber hinaus aus erster Hand, wie die gelernte Theorie in die Praxis umgesetzt wird. Auch über das Programmende hinaus brach der Kontakt zu dem Unternehmen nicht ab. Die einmal aufgebauten Netzwerke nutzte sie weiterhin und sieht ausgezeichneten neuen Perspektiven entgegen. Neben ihrem Studium lernt Jessica Mink derzeit Japanisch. Denn ihre Reise geht weiter: *„Ich möchte im kommenden Jahr 2017 sehr gerne ein Praktikum bei der Muttergesellschaft von Renesas in Tokio antreten. Meine Chancen stehen dazu dank meiner Erfahrungen, meinen Praxiseinblicken und dank erhaltener Kontakte zu dem Unternehmen sehr gut. Ich kann ohne Zweifel sagen: Meine Teilnahme am Karriereentwicklungsprogramm ‚ChanceMINT.NRW' hat sich sehr für mich gelohnt!"*. Auch für das Unternehmen macht sich das Engagement bezahlt: *„Mit der Suche nach jungen, motivierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern können wir gar nicht früh genug beginnen"*, so Andrea Kerlin, Personalreferentin des Unternehmens, *„um auf dem internationalen Halbleitermarkt auch weiterhin erfolgreich bestehen zu können."*
Ähnlich erfreulich ging es bei Lisa Wunderlich, „ChanceMINT.NRW"-Teilnehmerin der ersten Programmrunde 2013/2014 und derzeit Master-Studentin im Fach Wirtschaftsingenieurwesen an der Universität Duisburg-Essen, weiter. Mit dem Oberhausener Fraunhofer Institut UMSICHT kam sie erstmals durch die Exkursion in Kontakt. Dort lernte sie nicht nur das breite Forschungs- und Aufgabenspektrum des Instituts kennen, sondern sie knüpfte dort auch gleich Kontakte zu Personal- und Projektverantwortlichen und erfragte die Möglichkeit für ein mehrwöchiges Pflichtpraktikum. Das Praktikum beim Fraunhofer Institut begann im Herbst 2014 und verlief so gut, dass sie nicht nur ihre Bachelorarbeit über das Projektthema schrieb, sondern darüber hinaus parallel zum Studium auch als Werkstudentin beschäftigt wurde. Derzeit schreibt sie die Masterarbeit über das Projekt. Das praxisorientierte Arbeiten in einem konkreten Projekt machte Lisa Wunderlich sehr viel Spaß: *„Es ist äußerst interessant, ein Projekt von Anfang bis Ende begleiten zu können, so schreibt sich eine Abschlussarbeit wie von selbst"*, so die MINT-Studentin. Ihre Chancen für weitere berufliche Perspektiven in diesem Unternehmen sind sehr gut und es scheint sich zu erfüllen, was das Unternehmen zur Motivation der Teilnahme zum Programmstart äußerte: *„Wir wollen junge Studentinnen für die wissenschaftliche Laufbahn begeistern, indem wir ihnen einen Einblick in die angewandte Forschung gewähren"*, so die Gruppenleiterin Personalentwicklung, Kristina von Imhoff, vom Fraunhofer Institut UMSICHT.
Diese Erfolgsgeschichten zeigen, dass das Programm „ChanceMINT.NRW" auf dem richtigen Weg ist, die regionale Fachkräftesicherung von Frauen im MINT-Bereich voranzutreiben und Frauen, die in diesen Arbeitsfeldern eher unterrepräsentiert sind, nachhaltige Perspektiven zu geben. An dem Programm nehmen derzeit 20 regionale Unternehmen teil.

Kontakt und Information
Beatrix Holzer (Dipl. Soz.-Wiss.)
ChanceMINT.NRW/
Projektkoordinatorin
Hochschule Ruhr West
Gleichstellung
Duisburger Straße 100
45479 Mülheim an der Ruhr
Tel.: (0208) 88254-126
beatrix.holzer@hs-ruhrwest.de
www.hochschule-ruhr-west.de/chancemint bzw.
www.uni-due.de/zfh/chancemint
www.hochschule-ruhr-west.de

Universität Duisburg-Essen:
Dr. Nicole Auferkorte-Michaelis (Projektleiterin)
Hochschule Ruhr West: Birgit Weustermann (Projektleiterin)

Karolin Kalmbach
Neue Gastdozentur Gender und Queer Studies an der Universität zu Köln

Seit dem Wintersemester 2016/17 gibt es an der Universität zu Köln eine Gastdozentur Gender und Queer Studies. Als Teilprojekt im Professorinnenprogramm II wird sie von GeStiK als zentraler Einrichtung der Gender und Queer Studies gemeinsam mit dem Referat Gender und Diversity Management sowie dem Prorektorat für Gleichstellung und Diversität ausgerichtet. Anliegen ist es, gender- und queertheoretische Perspektiven disziplinenübergreifend zu stärken und den wissenschaftlichen Nachwuchs in den Gender Studies zu fördern. Hierbei werden zwei Ebenen in den Blick genommen: Zum einen wird durch die Kooperation mit den Fakultäten die Schnittstelle von fachlicher Disziplin und Gender/Queer Studies gerahmt und somit der Werdegang promovierter Wissenschaftlerinnen unterstützt. Zum anderen können Studierende in ihren gender- und queertheoretischen Fragestellungen bestärkt und begleitet werden. Über die Programmlaufzeit von fünf Jahren sollen so auch diejenigen Fachstudiengänge, in denen Gender- und queere Perspektiven eine eher nachgeordnete Rolle spielen, die Möglichkeit erhalten, den interdisziplinären Dialog zu beleben. Darüber hinaus fungiert die Gastdozentur als Wegbereiterin für den Verbundstudiengang Master Gender und Queer Studies, der von

allen Fakultäten der Universität zu Köln und der TH Köln getragen und im Wintersemester 2017/18 starten soll.
Im ersten Turnus wird die Gastdozentur gemeinsam mit dem Englischen Seminar der Philosophischen Fakultät ausgerichtet und wir freuen uns sehr, dass Dr.´in Dorothee Wiese von der Universität Utrecht für das Studienjahr 2016/17 gewonnen werden konnte. Promoviert in den Gender Studies verbindet sie in ihrer Lehre und Forschung literatur- und medienwissenschaftliche Ansätze mit queerfeministischen Perspektiven und geht vor allem Fragen nach den Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Bedingungen und künstlerischen Ausdrucksformen nach. Aktuell untersucht Dr.´in Wiese, inwiefern Literatur in der Lage ist, eine unvorhersehbare Zukunft für subalterne Subjekte zu entwerfen, die neue Formen von Subjektivität und Kollektivität ermöglicht. Im Wintersemester unterrichtet Dr.´in Dorothee Wiese das Seminar „Life, Love, Lust. Visions of Gender, Race, and Sexuality in Contemporary Speculative Fiction", in dem es um feministische, queere und afroamerikanische Fiktionen geht, die durch utopische Gegenentwürfe ein hegemoniales Verständnis von Gender, ‚Rassen' und Sexualitäten unterlaufen. Anfang April wird ein Seminar zu der Konstruktion von Sexualität und Gender in Zombie- und Vampirfilmen folgen, das zudem einen Überblick über neuere Entwicklungen in der feministischen Filmtheorie bieten soll.

Kontakt und Information
Karolin Kalmbach
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
GeStiK – Gender Studies
in Köln
k.kalmbach@uni-koeln.de

Daniela Wilmes
Mentoring-Programm TANDEMplus – Karriereentwicklung in der Wissenschaft für Natur- und Ingenieurwissenschaftlerinnen

Seit vielen Jahren sind die TANDEM-Mentoring-Programme der RWTH Aachen für Studentinnen, Doktorandinnen und Postdoktorandinnen als Instrumente einer gendergerechten Personalentwicklung etabliert. Die strukturierten Programme sind an der Rektoratsstabsstelle Integration Team – Human Resources, Gender and Diversity Management (IGaD) angesiedelt und fokussieren jeweils zielgruppenspezifisch auf Karriereplanung und -entwicklung, um die berufliche Chancengleichheit zu fördern.
Ende 2015 wurde das bereits seit 2004 in unterschiedlichen Formaten bestehende Mentoring-Programm TANDEMplus neu aufgelegt. Als Kooperationsprojekt der RWTH Aachen und des Forschungszentrums Jülich im Rahmen der Jülich Aachen Research Alliance (JARA) richtet es sich an hochqualifizierte Natur- und Ingenieurwissenschaftlerinnen beider Institutionen, die bereits erste Berufserfahrungen als Postdoktorandin gemacht haben. Die Teilnehmerinnen werden aktiv darin bestärkt, Führungspositionen an Universitäten und Forschungseinrichtungen anzustreben. Das Programm versteht sich damit auch als Ansatz, dem Phänomen der Leaky Pipeline im akademischen Bereich – insbesondere in den MINT-Fächern – entgegenzuwirken. Im Rahmen der drei Module „Mentoring", „Training" und „Networking" begleitet TANDEMplus die Wissenschaftlerinnen bei der gezielten Planung und Gestaltung ihrer wissenschaftlichen Karriere, bei der Erweiterung karriererelevanter und persönlicher Schlüsselkompetenzen, beim informellen Austausch über die Strukturen und Spielregeln in der Wissenschaft sowie beim Ausbau ihrer persönlichen Netzwerke.
Das Projekt hat eine Laufzeit von 2015 bis 2018 und umfasst drei jeweils einjährige Programmrunden mit jeweils 18 Teilnahmeplätzen. Bewerbungen sind wieder im Herbst 2017 möglich. Weitere Informationen unter: www.tandemplus-mentoring.de.

Kontakt und Information
Programmkoordination
Dr. Daniela Wilmes
Integration Team – Human Resources, Gender and Diversity Management (IGaD)
RWTH Aachen
Templergraben 55
52056 Aachen
Tel.: (0241) 80 90635
tandemplus@rwth-aachen.de
www.tandemplus-mentoring.de
www.igad.rwth-aachen.de/mentoring.htm

Hildegard Macha
Unternehmer_innen in Bayern – Führungsstile, Resilienz, Performance

Empirisches Forschungsprojekt (Finanzierung IHK München und Oberbayern, 2015–2016) unter der Leitung von Prof. em. Dr. Hildegard Macha, Universität Augsburg, und Prof. Dr. Claudia Eckstaller, Hochschule München

Fragestellung für die quantitative/qualitative Studie: weibliche Unternehmenskultur

Unternehmerinnen in kleinen und mittelständischen Unternehmen stellen immer noch nur einen geringen Teil des gesamten Mittelstandes in Bayern und Deutschland. Die strukturellen Barrieren für Frauen, die dafür verantwortlich gemacht werden, sind recht gut erforscht (KFW 2015; DIW 2015; Schraudner, Genz 2015; Kaiser et al. 2012; Müller et al. 2013). Es wird aber zugleich konstatiert, dass Frauen hervorragende Führungseigenschaften besitzen sowie die financial performance steigt, wenn Frauen in Führungspositionen vertreten sind (McKinsey 2013, 2014; Sattelberger 2015). Auf der Basis des theoretischen Frameworks wird die Untersuchung für den Mittelstand spezifiziert. Mit einem neuen Forschungsansatz wurden sowohl die konkret erfahrenen Barrieren als auch die positiven Erfahrungen und messbaren Erfolge von Unternehmerinnen im Kontext der bayerischen Wirtschaft belegt.

Forschungsdesign

In einer empirischen Erhebung mit Online-Fragebogen wurden 400 Unternehmerinnen und Unternehmer aus Oberbayern, die seit fünf Jahren kontinuierlich Unternehmen führen, befragt. Hinzu kamen mehr als 30 qualitative Interviews mit Unternehmerinnen, ebenfalls aus Oberbayern, aus Unternehmen jeder Größe. Sie wurden befragt zu Gründungsmotivationen bzw. zur Übernahme eines Unternehmens, der Geschäftsidee und den Zielen des Unternehmens, den Ressourcen des Erfolgs und der finanziellen Performance, den Barrieren und ihrer Überwindung durch Resilienzfaktoren, den Visionen und der Mission für ihr Unternehmen ebenso wie zu ihrem Führungskonzept. Die Studie stellte folgende Ausgangsfragen: Gibt es genderspezifische Startbedingungen? Gibt es genderspezifische Betriebsbedingungen? Gibt es genderspezifische Erfolgsfaktoren?

Ergebnisse der quantitativen/qualitativen Studie

Weibliche Führung zeichnet sich durch einen besonderen Blick auf die Menschen, eine sichere Intuition und komplexe, multifaktorielle Entscheidungsprozesse aus. Frauen stellen als Fach- und Führungskräfte sowie Unternehmerinnen ein großes, aber zugleich oft unterschätztes und nicht ausreichend sichtbares Potenzial. Ziel war es daher, die Bedeutung der Frauen als Unternehmerinnen zu zeigen und dabei zudem zu analysieren, ob es genderspezifische Bedingungen gibt, die Frauen und Männer anders in die Selbstständigkeit starten lassen, bzw. ob sie ihre Betriebe anders führen und weiterentwickeln.
Es sei vorweggenommen: Die signifikanten Unterschiede liegen vor allem in den Erfolgsfaktoren.

Die Daten zeigen große Übereinstimmung zwischen Unternehmer_innen und Unternehmern und einige sehr wesentliche Unterschiede:

- Alter: Frauen gründen Unternehmen auch noch in höherem Alter. Die Altersgruppen zwischen 21 und 50 sind recht gleichmäßig verteilt, und auch danach – im späteren Lebensalter – wagen sie noch den Schritt ins Unternehmertum. Das dürfte durch die Familiensituation bedingt sein. Sind die Kinder aus dem Gröbsten raus, gründen die Mütter. Männer machen sich – prozentual betrachtet – am häufigsten zwischen dem 31. und 50. Lebensjahr selbstständig.
- Bildung: Selbstständige Frauen haben tendenziell einen höheren Bildungsabschluss: So weisen knapp 36 Prozent der befragten Frauen einen Hochschulabschluss vor, rund 25 Prozent eine Berufsausbildung. Im Vergleich zu den Männern weisen die Frauen höhere Bildungsabschlüsse auf.
- Oft sind Mütter und Großmütter das entscheidende Vorbild für die Frauen
- Bildungswege: Eher bildungsaffine Elternhäuser förderten ihre Töchter, sie boten Kompensationen für die Diskriminierung in der Schule durch Freizeitaktivitäten wie Reiten, Segeln, Musik. In eher bildungsfernen Familien waren die Bildungswege brüchiger; die begabten Töchter konnten nicht immer auf weiterführende Schulen gehen, Unterforderung und Rückzug kennzeichneten diese Kindheiten.
- Karrierewege: Alle Befragten machten steile und sehr frühe Karrieren mit Führungserfahrung, wurden aber am Aufstieg in höchste Positionen gehindert – Stichwort „gläserne Decke". Sie erlebten damit

eine zweite Stufe struktureller und persönlicher Diskriminierung qua Geschlecht (nach der ersten Stufe in der Kindheit). Weitere Hemmnisse: Barriere Teilzeit, aktives Unterschlagen von Informationen durch männliche Kollegen oder Reduzierung auf ihre Weiblichkeit durch die Männer.

- **Wege in die Selbstständigkeit:** Einige Interviewte gründeten sehr früh nach dem Studium oder ohne Studium ein Unternehmen und erwarben in Nebentätigkeit die finanzielle Basis. Andere sparten in der Angestelltentätigkeit das Eigenkapital für die Gründung.
- **Selbsterfahrung und Resilienz:** Für alle Befragten ist typisch, dass sie etwas Neues versuchen und etwas wagen wollen. Die Freude an der eigenen Kompetenz, die Sicherheit und das schnelle Tempo beim Handeln und Entscheiden erleben sie mit Erstaunen und Freude. Sie genießen ihr Selbstbewusstsein und ihre Sicherheit, ihre Unabhängigkeit und Autonomie, sie wissen, dass sie sich auf sich selbst verlassen können. Daraus ergeben sich diese Resilienzfaktoren: Fähigkeit zur genauen Wahrnehmung unterschiedlicher Perspektiven und Handlungsoptionen; ein hohes Maß an Selbstreflexion und Selbstkritik; Mut und Angstfreiheit; Beharrlichkeit, sich auch gegen Widerstände zu behaupten, und Ambiguitätstoleranz; Führungseigenschaften, die in Kindheit und Jugend schon sichtbar waren.
- Entgrenzung der traditionellen weiblichen Rolle.
- Die Bereitschaft, neue Wege zu gehen, neue Rollen zu formulieren und die Gesellschaft als Pionierinnen zu verändern.

Neuerscheinungen

- Macha, Hildegard (2015): Besonders Begabte gendersensibel fördern. In: Solzbacher, Claudia/ Weigand, Gabriele/Schreiber, Petra (Hrsg.): Begabungsförderung kontrovers? Konzepte im Spiegel der Inklusion. Weinheim: Beltz, S. 60–68.
- Macha, Hildegard/Hitzler, Stefanie/Spiegler, Elena (2016): Weiterbildung in Unternehmen mit der Strategie Gender und Diversity. In: Schurt, Verena/Waburg, Wiebke/Mehringer, Volker/Strasser, Josef (Hrsg.): Heterogenität in Bildung und Sozialisation. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 199–215.
- Macha, Hildegard (2016): Zur Einheit von Verändern und Forschen. Interventionsmethoden und die Methodologie der Transformativen Organisationsforschung. In: Göhlich, Michael/Weber, Susanne M./ Schröer, Andreas/Schemmann, Michael (Hrsg.): Organisation und Methode. Beiträge der Kommission Organisationspädagogik. Wiesbaden: Springer VS, S. 169–178.
- Macha, Hildegard/Brendler, Hildrun/Hitzler, Stefanie/Spiegler, Elena (2017): Verändern und Forschen – Interventionsprozesse mit Gender und Diversity im Unternehmen steuern und messen. In: Schemme, Dorothea/Novak, Hermann (Hrsg.): Gestaltungsorientierte Forschung in Innovations- und Entwicklungsprogrammen – Potenzial für Praxisgestaltung und Wissenschaft BIBB (Hrsg.). Bonn.

Kontakt und Information
Prof. em. Dr. Hildegard Macha
Universität Augsburg
Geislarstraße 28
53225 Bonn
hildegard.macha@phil.uni-augsburg.de

Beiträge

Susanne Keil, Nina Leonhardt

Technikjournalismus im Gender-Check

1 Einleitung

Die allgemeine Konnotation von Technik mit Männlichkeit hat Auswirkungen auf die Berufswahlentscheidungen und das Technikverständnis von jungen Frauen. Nur gut 22 Prozent aller Studierenden in den Ingenieurswissenschaften waren 2014 in Deutschland weiblich (vgl. MonitorING)[1]. Seit Jahren wird versucht, diese Zahlen nach oben zu korrigieren, indem man Programme für Mädchen und junge Frauen anbietet, die erste Kontakte zu technischen Arbeitsfeldern herstellen. Auch für bereits berufstätige Ingenieurinnen gibt es zahlreiche Förderprogramme, um den Drop-out hochqualifizierter Frauen auf der Karriereleiter zu verhindern. Dennoch verändern sich die prozentualen Anteile von Frauen in ingenieurswissenschaftlichen Studiengängen und Berufen kaum. Aktuelle Studien belegen, dass vor allem kulturell bedingte Erwartungen und Einstellungen hierfür verantwortlich sind (vgl. Paulitz 2012).

Diese sind wohl auch der Grund, warum nur 15 Prozent der Eltern in Deutschland sich für ihre Tochter einen Ingenieursberuf vorstellen können, während 40 Prozent in ihrem Sohn den Ingenieur in spe sehen (vgl. OECD 2015: 140). Aus einer kultur- und kommunikationswissenschaftlichen Perspektive spielen die Medien bei diesen Vorstellungen eine bedeutende, wenn nicht die zentrale Rolle. „Was wir über unsere Gesellschaft, ja über die Welt wissen, wissen wir über die Massenmedien", so der Soziologe Niklas Luhmann (2004: 9). Medien nehmen eine Vermittlerrolle zwischen Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft ein. Die im Internet, in Zeitungen, Hörfunk und Fernsehen vermittelten Bilder und Metaphern beeinflussen auch Rollenbilder und Wahrnehmungen von Technik, Ingenieuren und Ingenieurinnen.

Das Forschungsprojekt „Gender – Technik – Medien" im Fachbereich „Elektrotechnik, Maschinenbau und Technikjournalismus" an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg setzt daher bei journalistischen Beiträgen und ihren Produktionsbedingungen an, um zu prüfen, welchen Beitrag die Medien dabei leisten können, das Technikverständnis von stereotypen Geschlechtskonnotationen zu befreien.

2 Zur Bedeutung der Medien für das Technikinteresse von Frauen

Zum Verhältnis von Technikberichterstattung und Gender gibt es bislang kaum Studien. Einen Überblick über den bisherigen Kenntnisstand bieten Michael Heilemann und andere im Sammelband „Mädchen und Frauen in MINT" von 2012. Danach haben Medien Einfluss auf verschiedene Aspekte, wie MINT-Interesse, Vertrauen in die eigenen MINT-Fähigkeiten, Eignungseinschätzungen oder Wahlintentionen. Insbesondere die Darstellung von Frauen in technischen Berufen spielt offenbar eine wichtige Rolle (vgl. Heilemann et al. 2012: 79). Beispielsweise zeigten Stoeger, Ziegler und David (2004) in einer Studie, dass schriftlich dargebotene Rollenmodelle dazu beitragen können, sich von Geschlechtsrollenstereotypen zu lösen (vgl. Heilemann et al. 2012: 80).

Medien sind jedoch ein weiter Begriff. Da das Projekt „Gendergerechter Technikjournalismus" sich ausschließlich auf die *journalistische* Vermittlung von Technik konzentrieren wird, unterscheiden wir bei der kurzen Darstellung des Forschungsstandes zwischen Öffentlichkeitsarbeit und Werbung, fiktionaler Unterhaltung, zu der wir Literatur und Film zählen, Lehrmaterialien und eben Journalismus. Anschließend stellen wir die Frage, welchen spezifischen Beitrag die klassische Berichterstattung in den Medien leisten kann.

2.1 Öffentlichkeitsarbeit und Werbung

Viele Unternehmen und Verbände sprechen Frauen inzwischen gezielt an, um sie für eine Beschäftigung als Ingenieurin zu gewinnen. Dahinter stehen in der Regel ökonomische Interessen, wie der Fachkräftebedarf vor allem in der Elektrotechnik und im Maschinenbau, aber auch die Erkenntnis, dass unterschiedliche Erfahrungshintergründe gerade in der Entwicklung zu interessanteren Innovationen führen (Diversity). In der Öffentlichkeitsarbeit und der Eigenwer-

[1] Hier muss allerdings zwischen den einzelnen Studiengängen differenziert werden. Haben die Studentinnen die Studenten in den architektonischen Fächern bereits überholt (rund 60 %), so waren in der Elektrotechnik nur etwa 13 % aller Studierenden weiblich.

bung gibt es daher inzwischen überproportional viele Protagonistinnen. Auch Verbände wie der Verein Deutscher Ingenieure versuchen, Frauen ins Rampenlicht der Werbung zu rücken. Die Initiative „think ING" des Gesamtverbands der Arbeitgeberverbände der Metall- und Elektro-Industrie hat sogar ein Pixibuch mit dem Titel „Meine Freundin, die ist Ingenieurin" herausgegeben.[2]

2.2 Fiktionale Unterhaltung (Literatur, Film)

Auch Filme oder Serien mit Rollenmodellen können beeinflussend wirken. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich hier einiges getan: Inzwischen ermitteln auffällig viele Kommissarinnen in Krimis; auch Ärztinnen und Anwältinnen tauchen in Hauptrollen auf. Allerdings kommen nach wie vor so gut wie keine Ingenieurinnen vor. Das gilt auch für Hollywood-Filme. In einer Studie des Geena-Davis-Institute on Gender in Media von 2014 waren von insgesamt 45 Rollen für Ingenieur/-innen nur 4 mit Frauen besetzt (vgl. Smith/Choueiti/Pieper 2014: 11, 13). Für Naturwissenschaftlerinnen ist beobachtet worden, dass die Zahl der Bewerberinnen für eine forensische Ausbildung seit dem Serienstart der US-amerikanischen Fernsehserie um die Beweis- und Spurensicherung an Tatorten „CSI" im Jahr 2000 in den USA von 7 auf 66 Prozent gestiegen ist (vgl. Heilemann et al. 2012: 80).

Mit der Science Soap „Sturm des Wissens", in der sich eine junge Frau gegen die vom Vater vorgesehene Ausbildung als Hotelfachfrau entscheidet und stattdessen ihr Interesse an Naturwissenschaften verfolgt, ist ein erster Versuch unternommen worden, eine an Physik interessierte Frau als Hauptfigur einer Seifenoper zu etablieren. Allerdings wurde die Serie im Rahmen eines Wettbewerbs für Wissenschaftsstandorte, hier Rostock, entwickelt. Sie wurde 2013 auf einem privaten Fernsehsender in Mecklenburg-Vorpommern ausgestrahlt, 2015 in einer Art Bürgerfernsehen in Wien. Aktuell ist „Sturm des Wissens" noch online abrufbar.[3]

Im Forschungsprojekt „MINT und Chancengleichheit von fiktionalen Fernsehformaten" wurde von 2007 bis 2013 unter der Leitung der Medienwissenschaftlerin Marion Esch untersucht, welche Rollen Frauen in MINT-Berufen in Fernsehfilmen einnehmen und daraus Forderungen abgeleitet: Es müssten mehr Naturwissenschaftlerinnen und Ingenieurinnen zu sehen sein, die engagiert zur Verbesserung der Welt beitragen und gleichzeitig ein erfülltes Familienleben führen, so Esch (vgl. Brodbeck 2010, Esch 2014, BMBF 2011).

Immerhin werden laut Heilemann et al. Frauen in der Kinder- und Jugendliteratur heute oft als selbstbewusst und Mütter immer häufiger als berufstätig dargestellt. Bei den weiblichen Hauptfiguren zeige sich ein Trend zu aktiven, starken Heldinnen. Dennoch bildeten Frauen, die in MINT-Berufen arbeiten, auch hier die Ausnahme (vgl. Heilemann et al. 2012: 88 f.).

2.3 Lehrmaterialien

Gerade Schulliteratur ist Pflichtlektüre und hat damit zwangsläufig einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Heranwachsende. Obwohl die geschlechtsfaire Gestaltung von Schulbüchern bereits seit 1986 gesetzlich verankert ist, gibt es aus Sicht von Heilemann et al. weiterhin Nachbesserungsbedarf. Frauen seien immer noch unterrepräsentiert und würden häufig in stereotypischen Berufsfeldern dargestellt (vgl. Heilemann et al. 2012: 86).

2.4 Journalismus

Welchen Beitrag aber kann der Journalismus leisten, von dem man anders als in Fiktion und Werbung eher eine „objektive Berichterstattung" erwartet? Er kann sich nicht in den Dienst wirtschaftlicher Interessen von Unternehmen auf der Suche nach zukünftigen Fachkräften stellen und bevorzugt bei Frauen für den Ingenieursberuf werben. Wohl aber kann er das Thema Frauen und Technik als ein wichtiges auf die Agenda setzen und sollte zudem die kulturell gewachsene Konnotation von Technik mit Männlichkeit nicht weiter verfestigen, sowohl bei der Häufigkeit als auch der Art und Weise der in diesem Themenbereich erwähnten Frauen (a) sowie beim vermittelten Verständnis von Technik (b).

Studien zur Darstellung von Frauen in den Medien haben eine lange Tradition. Dabei haben die ersten Untersuchungen gezeigt, dass traditionelle Rollenbilder von Frauen durch die etablierten Medien eher perpetuiert und verfestigt wurden (vgl. Lünenborg/Maier 2013: 98 ff.). Das seit 1995 alle fünf Jahre durchgeführte Global Media Monitoring zeigt, dass Frauen auch in klassischen Nachrichten immer häufiger Erwähnung finden. Dennoch legen die etablierten Rundfunkanstalten und große überregionale Zeitungen immer noch eine Art Filter über die realen Geschlechterverhältnisse und verzerren sie zu Ungunsten von Frauen. Dies hat auch eine der jüngeren Studien über die Repräsentation von Führungsfrauen aus Wirtschaft, Politik und Wissenschaft von Jutta Röser und Margret Lünenborg (2012) belegt: In der groß angelegten Untersuchung von Qualitätsmedien kamen mit Ausnahme von Bundeskanzlerin Angela Merkel weniger Politikerinnen, Chefinnen von Unternehmen oder bedeutende Wissenschaftlerinnen vor als in der Realität. Durchschnittlich handelte

[2] Informationen auf den Seiten der Initiative „Think ING". Zugriff am 03.10.2016 unter: www.think-ing.de/materialien/pixiwissen-meine-freundin-die-ist-ingenieurin.

[3] www.sturm-des-wissens.de.

es sich bei den erwähnten Führungspersönlichkeiten in 17 Prozent der Fälle um Frauen, in 83 Prozent um Männer. In der Politikberichterstattung ließen sich die Anteile auf 20 bzw. 80 Prozent runden. In der Realität lag der Anteil von Spitzenpolitikerinnen im Untersuchungszeitraum allerdings bei 30 Prozent (vgl. Röser/Müller 2012: 45 ff.).

Ein anderes Bild ergibt sich wiederum in den sehr zielgruppenspezifischen Zeitschriften. Gerade in den „oberschichtorientierten" Frauenzeitschriften, wie „Cosmopolitan" und „Elle", würden Frauen oft als karriereorientiert, selbstständig und selbstbewusst dargestellt. Heilemann et al. konstatieren zudem, dass in Frauenzeitschriften der Anteil der Darstellung von Frauen in technischen Berufen in den letzten Jahren kontinuierlich gestiegen ist, aber noch nicht dem realen Anteil von Frauen in technischen Berufen entspricht. Besonders hervorgetan hat sich hier die „Brigitte", die eine Kooperation mit dem Nationalen Pakt für Frauen in MINT-Berufen eingegangen ist (vgl. Heilemann et al. 2012: 90 ff.).

Die oben aufgeworfenen Frage b), wie Technik vermittelt wird, welches Technikverständnis der Berichterstattung zugrunde liegt und inwieweit auch hier eine Konnotation von Technik mit Männlichkeit erkennbar ist, ist bislang noch nicht untersucht worden. Es stellt sich also für die Berichterstattung zu technischen Themen die Frage, welche Vorstellung von Technik überhaupt vermittelt wird, ob es das beschriebene Missverhältnis zwischen Medienrealität und reeller Beteiligung von Frauen auch in der Technikberichterstattung gibt und schließlich, wie diesem möglichen Medienfilter gegebenenfalls entgegengewirkt werden kann.

3 Ziele des Forschungsprojekts

Um die Forschungsfrage nach der Konnotation von Technik mit Männlichkeit im Journalismus zu beantworten und im Anschluss praktische Handreichungen für einen gendergerechten Technikjournalismus zu entwickeln, ist folgendes Forschungsdesign geplant:

a) Inhaltsanalysen: Wie gendergerecht ist die Technikberichterstattung in lokalen und überregionalen Tageszeitungen, im Fernsehen, im Netz – also Medien, die sich an ein allgemeines Publikum richten? Wie gendergerecht ist die Technikberichterstattung in Fachmedien, wie der Technology Review oder den VDI-Nachrichten – also Medien, die sich an ein Fachpublikum richten?
b) Datenerhebung/Statistik: Wie viele Journalistinnen und Journalisten schreiben zu technischen Themen?
c) Interviews mit Ingenieurinnen und weniger technikaffinen Frauen: Was verstehen sie überhaupt unter Technik und was fasziniert sie an Technik? Welche Wünsche haben sie an die Technikberichterstattung?

4 Inhaltsanalyse

Im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts im Sommersemester 2015 konnte eine Inhaltsanalyse von zwei regionalen Zeitungen im Rhein-Sieg-Kreis durchgeführt werden. Hier wurden Daten für den ersten Teil des Forschungsvorhabens generiert, der sich der Frage nach der Gendergerechtigkeit der Technikberichterstattung widmet. Die insgesamt 115 ausgewerteten Artikel des Bonner General-Anzeigers (GA 48 Artikel) und des Kölner Stadt-Anzeigers (KSTA 67 Artikel) stammen aus einem Zeitraum von Januar bis Mai 2015. Sie haben eine Länge von mindestens 50 Zeilen und einen inhaltlich-thematischen Technik-Bezug von mindestens 40 Prozent.[4]

4.1 Erwähnung von Frauen in Artikeln zu technischen Themen

In den 115 analysierten Artikeln kamen insgesamt 44 Frauen und 206 Männer als Protagonisten bzw. Interviewpartner, Nutzer oder Experten vor, was Anteilen von 17,6 Prozent Frauen und 82,4 Prozent Männern entspricht. Die Anteile von Frauen und Männern korrespondieren jedoch mit der Beteiligung von Frauen in technischen Berufsfeldern. So waren 2011 laut einer Berechnung des Instituts der deutschen Wirtschaft lediglich 18,6 Prozent aller beschäftigten Ingenieure weiblich (vgl. VDI 2014: 9). Zieht man von diesen noch die bei Frauen bevorzugten Tätigkeitsbereiche des Bauingenieurwesens und der Architektur ab, so bleiben nur 13 Prozent übrig (vgl. Ingenieurstatistik 2011). Nicht anders sieht es bei Mechatronik-, Energie- und Elektroberufen aus: Nur 10,4 Prozent der Beschäftigten waren hier Ende Juni 2014 weiblich (der Prozentsatz von Arbeitnehmerinnen in Maschinen- und Fahrzeugtechnikberufen ist mit 9 Prozent sogar noch geringer) (vgl. Bundesagentur für Arbeit 2014). Insofern kann man der Technikberichterstattung in dieser Stichprobe – anders als der von Lünenborg und Röser untersuchten Politik- und Wirtschaftsberichterstattung – nicht vorwerfen, sie gebe die realen Geschlechterverhältnisse im Technikbereich nicht wieder.

Auch in einem weiteren Punkt sind die Ergebnisse zur Technikberichterstattung anders als bei der Studie von Lünenborg/Röser: Zum einen werden Frauen nicht häufiger als Männer in emotionale oder familiäre Kontexten gesetzt[5] und zum anderen werden Männer auf den

[4] Es wurden die Zeilen des gesamten Artikels gezählt. Wenn auf mehr als 40 Prozent der Zeilen zu einem technischen Thema berichtet wurde, wurde der Artikel mit in das Sample aufgenommen. Dazu zählten beispielsweise Berichte über neue technische Produkte oder Verfahren, Beschreibungen von politischen und rechtlichen Fragen rund um technische Entwicklungen, Auswirkungen und Probleme von Technik, wissenschaftliche Technikanalysen und auch Berichte von Messen und anderen Technikveranstaltungen (z. B. in Museen).

[5] Ergebnis von Arbeitsgruppe 3 „Stereotype" (Alexandra Burger, Marco Führer, Nicolas Kaufmann).

Abbildung 1: Bilder zu Technikartikeln (n = 166)

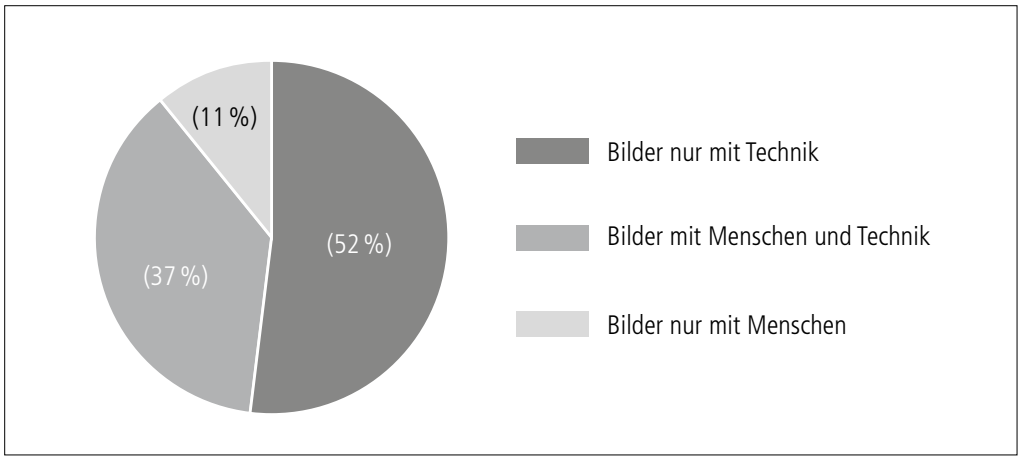
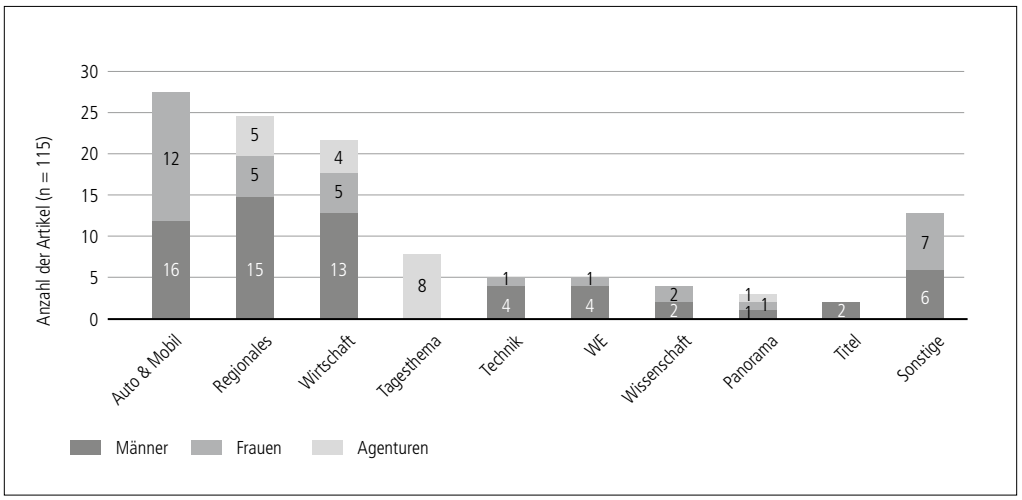


Abbildung 2: Autorenschaft von Technikartikeln nach Ressorts (n = 115)



Lesebeispiel: Von den 115 Artikeln entfallen 25 auf das Ressort „Regionales". Von diesen 25 Artikeln wurden 15 von Männern, 5 von Frauen und 5 von Agenturen verfasst.[6]

Artikelbildern sogar öfter stereotyp abgebildet, also zum Beispiel als Fahrer eines großen, extravaganten Motorrades (41 von 178 Männern, also 23 Prozent, im Vergleich zu 3 von 21 Frauen, 14,3 Prozent). Dass Männer eher klischeehaft dargestellt werden als Frauen, könnte mit dem Sonderstatus zusammenhängen, den Frauen nach wie vor in vielen technischen Berufen haben, verweist eventuell aber auch auf den von Tanja Paulitz in ihrer Habilitationsschrift „Mann und Maschine" herausgearbeiteten engen Zusammenhang von Technik mit Männlichkeit.
Dass abgebildete Frauen öfter mit weiblichen Attributen, in der Technikberichterstattung also z. B. mit Haushaltsgeräten, dargestellt werden als Männer, konnte nicht bestätigt werden. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass die Personalisierung in der Technikberichterstattung noch nicht so weit vorangeschritten ist wie z. B. in der Politikberichterstattung. Die Fotos und Bilder zu den technikbezogenen Artikeln zeigten zur Hälfte ausschließlich Technik (52 Prozent). Die andere Hälfte zeigt Menschen zusammen mit Technik (37 Prozent) oder ausschließlich Menschen (18 von insgesamt 166 Fotos = 11 Prozent) abgebildet.[7]

4.2 Wer schreibt über technische Themen?

Allerdings ist nicht alles so positiv, wie diese ersten Ergebnisse suggerieren. Denn obwohl knapp 40 Prozent aller Journalisten weiblich sind (vgl. Weischenberg/Malik/Scholl 2006: 351), wurden in unserem Sample nur 19 Prozent aller Technikartikel von Frauen verfasst. Extrem niedrig waren hier vor allem die Zahlen im Ressort „Auto&Mobil", wo von 28 analysierten Artikeln keiner von einer Frau verfasst wurde.[8]

[6] Die sieben Artikel von Frauen in der Rubrik „Sonstiges" hatten die Themen: „AKW-Abbau", „Gewächshäuser", „Ratgeber Belüftung", „CEBIT", „Sonde", „Haargummi" und „Handyentwicklung" und ließen sich damit grob in die Bereiche „Umwelt", „Wirtschaft" und „Ratgeber" einordnen.

[7] Ergebnis von Arbeitsgruppe 4 „Bilder" (Daniel Beckmann, Michael Erner, Maximilian Immer, Luis Kümmeler). Zu einem ähnlichen Ergebnis kamen auch die Österreicherinnen Beate Knoll und Brigitte Ratzer, die 2010 die Webseiten der Universitäten Wien und Graz analysiert haben. Sie fanden dabei zwei Grundmuster der Visualisierung von Technik und Ingenieurwissenschaften: a) Abbildungen von (überlebens)großen Maschinen/Anlagen ohne (bzw. mit nur einem einzigen Menschen) und b) das nahezu ausschließliche Abbilden von männlichen Forschern und Technikbenutzern (vgl. Knoll/Ratzer 2010: 139ff.)

[8] Ergebnisse von Gruppe 1 (Nadym Almandwy, Dennis Heck, Phetchinda Khamsitty, Deniz Leimroth).

In der feministischen Kommunikationswissenschaft geht man davon aus, dass sich die frühere geschlechtsspezifische Ressortaufteilung, nach der Männer eher über Politik, Wirtschaft und Sport berichten, Frauen hingegen überwiegend in den Bereichen Kultur, Panorama und Lokales anzutreffen sind, inzwischen überholt ist (vgl. Lünenborg/Maier 2013: 81 f.). Für die Technikberichterstattung scheint das allerdings noch nicht der Fall zu sein.

Bemerkenswert ist auch, dass in den „Auto&Mobil"-Artikeln keine einzige Frau eine Rolle spielte, gegenüber immerhin 17 vorkommenden männlichen Personen. Dass diese Zahlen nicht den realen Geschlechterverhältnissen in Bezug auf Autonutzung und Autokauf entsprechen, zeigt ein Blick auf die Verkaufszahlen von Suzuki, Peugeot, Hyundai, Toyota und Renault im ersten Halbjahr 2015, die durchschnittlich auf Frauenanteile von 40 Prozent kommen – bei Mini sind es sogar über 50 Prozent (vgl. CAR 2015). Laut Kraftfahrtbundesamt (2016) besitzen Frauen inzwischen rund ein Drittel der in Deutschland zugelassenen Autos.

Durch das extreme Ungleichgewicht von vorkommenden Männern und Frauen (82,4 vs. 17,6 Prozent) in technikbezogenen Artikeln in KSTA und GA zeigt sich, dass Technik tatsächlich mit Männlichkeit konnotiert ist. Allerdings spiegelt sich hierin letztlich nur die geringe Präsenz von Frauen in technischen Berufen und Lebensbereichen. Man kann daher nicht von einem bewussten oder unbewussten Ausschluss von Frauen in der Technikberichterstattung der beiden untersuchten Regionalzeitungen sprechen. Dennoch könnte hier gerade im Bereich Anwenderinnen und Verbraucherinnen der durchschnittlich sehr geringe Anteil von nur knapp 20 Prozent Frauen leicht aufgestockt werden.

5 Befragung von Schülerinnen im Rahmen eines Ferienpraktikums bei Ford

Eine kleine Voruntersuchung einer größer angelegten Befragung von Ingenieurinnen zu ihrem Technikinteresse (s. Projektziel c) wurde mit 18 Schülerinnen im Juni 2015 per Fragebogen durchgeführt. Im Rahmen eines Ferienpraktikums beim Autobauer Ford besuchten diese für einen Tag den Fachbereich „Elektrotechnik, Maschinenbau und Technikjournalismus" an der Hochschule Bonn-Rhein-Sieg. Auf die Frage, welche besonderen Erlebnisse sie bisher mit Technik gemacht hätten, nannten die meisten Schülerinnen positive Erfahrungen im Schulunterricht. Einige berichteten von der Konstruktion von Robotern oder anderen technischen Geräten, wie z. B. einem elektrischen Tic-Tac-Toe-Spiel oder einer Lichtorgel im Physik-Unterricht. Fünf der Befragten hatten bereits Praktika in einem technischen Beruf absolviert. Ebenso viele bezogen sich auf positive Erfahrungen mit Technik im privaten Bereich, konkret z. B. auf das Spielen mit Lego und (Elektro-)Baukästen oder das Reparieren von Alltagsgegenständen (Fahrrad/PC). Drei der Befragten hatten bereits bei einem Girls' Day Erfahrungen mit Technik gemacht.

Die beiden ersten Fragen des Fragebogens „Wieso haben Sie sich für das Ferienpraktikum bei Ford entschieden?" und „Was interessiert Sie an Technik?" überschnitten sich sehr im Antwortverhalten und wurden daher zusammen ausgewertet. Alle Antworten ließen sich in die drei Überkategorien „vielfältige Möglichkeiten", „Technikfaszination" und „Kreativität" einordnen. Dabei ließ sich eine leichte Tendenz erkennen: Knapp zwei Drittel der Schülerinnen gaben an, dass für sie das Spannende an einem technischen Beruf die Möglichkeit sei, hier etwas selbst zu „bauen" und zu „entwerfen", „Maschinen zu erfinden" und sich „kreativ ausleben" zu können. Dass es eine tolle Erfahrung sei, wenn man etwas selbst „zusammenschrauben" und dann auch „in Bewegung setzen" könne. Dieses Interesse ließ sich bereits in den anfangs geschilderten positiven Erlebnissen mit Technik erkennen, die von Hans-Jürgen von Wensierski (2015), der Biografien von Ingenieurstudentinnen untersucht hat, als Selbstwirksamkeitserfahrungen mit Technik und auch Selbstwirksamkeitserwartungen bezeichnet werden. In der Bildungsforschung werden sie als ein Auslöser für intrinsische Motivation gewertet.

6 Interviews mit Ingenieurinnen

Von Februar bis August 2016 durchgeführte Interviews mit Ingenieurinnen, die bereits seit einigen Jahren im Beruf stehen, lieferten ähnliche Ergebnisse. In den zehn leitfadengestützten Interviews wurde der Fokus auf das Technikverständnis und die Mediennutzung der Frauen gelegt (Forschungsziel c).

Für alle zehn befragten Ingenieurinnen besteht der Sinn und Zweck von Technik vor allem darin, Menschen das Leben zu erleichtern, wie es im folgenden Zitat zum Ausdruck kommt.

„Zum einen ist es natürlich schön, wenn das Teil, was man baut, dann auch funktioniert. Zum anderen ist es auch schön, wenn es später dann Menschen hilft, also das Leben erleichtert."[9]

Daran schließt sich meist ein eher pragmatisches Technikverständnis an – also Technik als Mittel zum Zweck. Oft fiel der Begriff „Schnick-

[9] Aus einem Interview vom 22.03.2016 mit einer Entwicklungsingenieurin (26 Jahre alt) bei einem Autoteilehersteller in der Nähe von Bonn.

Schnack" für Technik, die als unnütz erachtet wird. Als Beispiele wurden hier u. a. das „autonome Fahren" und „die neueste App" genannt. Dies geschah auch in Abgrenzung zu einer Technik-Begeisterung, wie sie hier beschrieben wird:

„Ich bin persönlich nicht so der Technik-Freak. Also ich brauche nicht immer die neueste Technik – ich muss das nicht haben."[10]

Auch die Sozialwissenschaftlerin Felizitas Sagebiel stellte in ihrer Untersuchung zu Führungsfrauen im Ingenieurwesen fest, dass Frauen – im Unterschied zu den interviewten männlichen Führungskräften – Technologie immer in enger Beziehung zu ihrem Nutzen für Menschen sehen (vgl. Sagebiel 2013: 53). In der Forschungsliteratur findet man zudem immer wieder den Hinweis, dass Frauen stärker anwendungsorientiert denken (vgl. Schüller 2011).[11] Für mehr als die Hälfte aller Frauen spielte auch die nachhaltige Produktion und Anwendung von Technik eine erwähnenswerte Rolle, vor allem in Bezug auf Treibstoffverbrauch beim Auto und umweltverträgliche Energiegewinnung.
Die ersten Ergebnisse zum Mediennutzungsverhalten von technikaffinen Frauen liefern ein breites Spektrum an genutzten Medien, wie Fachzeitschriften, Intra- und Internet, Zeitung, Fernsehen und Radio, das sich wahrscheinlich nicht wesentlich von anderen Nutzern unterscheidet. Interessant ist jedoch die Vorliebe von Ingenieurinnen für kurze, nachvollziehbare Informationen, wie z. B. in Infokästen, also, kleine, am Rand stehende Textblöcke. In diesen werden alle relevanten Fakten, die in dem Artikel vorkommen, kurz aufgelistet und manchmal auch zusätzliche Hintergrundinformationen geliefert, wie das folgende Zitat beschreibt:

„Ein guter Artikel braucht eine gute Einleitung – worum geht's überhaupt – und eine gute und treffende Zusammenfassung am Rand, damit man weiß, ob es sich überhaupt lohnt, den Artikel zu lesen."

Allgemein kommt es den befragten Ingenieurinnen aber vor allem auf gut recherchierte Informationen und deren Einordnung an. Viele achten daher auf seriöse Quellen, wie z. B. Forschungsinstitute und Universitäten, oder lesen bevorzugt Fachjournale. Drei der zehn Befragten zeigten insbesondere eine Abneigung gegen Artikel, die offen für ein Produkt oder eine neue Technologie werben, und bestanden auf Neutralität. Auch im privaten Bereich sind ihnen sichere Informationen sehr wichtig und spielen meist eine größere Rolle als Stil oder Ausdruck.

Es wurde allerdings nie das Bedürfnis nach einer ausgewogeneren bzw. geschlechtergerechten Sprache geäußert. Lediglich zwei Ingenieurinnen stellten heraus, dass der Bezug zu praktischen Fragen und Herausforderungen des Alltags auch ein wichtiger Faktor für guten Technikjournalismus sei. Hier kann natürlich erst der Vergleich mit den zehn geplanten Interviews mit Frauen aus nicht-technischen Berufen Erkenntnisse darüber liefern, ob Ingenieurinnen und weniger technikaffine Frauen überhaupt ähnliche Wünsche an die Technikberichterstattung haben.

7 Zusammenfassung und Ausblick

Zumindest anhand unserer explorativen Inhaltsanalyse kann man der Technikberichterstattung nicht vorwerfen, sie vermittle besonders stereotype Vorstellungen von Frauen und Technik. Sehr wohl finden sich aber stereotype Darstellungen von Männern und Technik. Anders als in der Politik-, Wirtschafts- und Wissenschaftsberichterstattung kommen in der Technikberichterstattung zudem nicht weniger Frauen vor als in der Realität. Mit einer kleinen Ausnahme: Obwohl Frauen inzwischen gut ein Drittel der Autos besitzen, tauchten sie in den Artikeln des Ressorts „Auto&Mobil" nicht auf. Die in den untersuchten Texten als Technik-Expertinnen auftretenden Frauen entsprechen in etwa dem Anteil von Frauen an Ingenieursberufen. Das heißt auf der anderen Seite aber auch, dass in weniger als einem Fünftel der Artikel zu Technikthemen Frauen überhaupt eine Rolle spielen.
Frauen spielen auch als Journalistinnen eine untergeordnete Rolle in der Technikberichterstattung. Nur knapp ein Fünftel der untersuchten Artikel sind von einer Frau verfasst worden. Besonders deutlich zeigte sich dies im Ressort „Auto&Mobil". Während Kommunikationswissenschaftlerinnen davon ausgehen, dass eine geschlechtsspezifische Besetzung von Ressorts inzwischen der Vergangenheit angehört, scheint die insgesamt zu beobachtende Feminisierung des Journalismus in den technischen Ressorts noch nicht angekommen zu sein.
Auch wenn hier weitere Analysen folgen müssen, zeichnet sich bereits ab, dass auf allen untersuchten Ebenen angesetzt werden kann, um gendergerechter über Technik zu berichten: Zum einen wäre es wünschenswert, wenn deutlich mehr Journalistinnen über technische Themen berichten würden, auch wenn alle bisherigen Studien gezeigt haben, dass Frauen nicht per se andere Akzente in ihrer Berichterstattung setzen. Darüber hinaus sollte in den Redaktionen der Blick für stereotype Darstellungen von Frauen und – was

[10] Aus einem Interview vom 22.03.2016 mit einer Ingenieurin für SCR-Tanksysteme (31 Jahre alt) bei einem Autoteilehersteller in der Nähe von Bonn.

[11] Schüller konstatiert hier u. a., dass Frauen technische Studiengänge vor allem dann gerne wählen, wenn sie interdisziplinär, gesellschaftlich-sozial relevant und anwendungsorientiert sind.

fast noch wichtiger erscheint – von Männern mit Technik geschärft werden. Und schließlich sollten Frauen sowohl als Technik-Expertinnen als auch als Anwenderinnen in den Blick genommen werden. Dann käme in der Berichterstattung vielleicht auch stärker das zum Ausdruck, was technikaffine junge Frauen und berufstätige Ingenieurinnen an Technik begeistert: kreativ sein, erfinden, entwerfen, bauen und in Bewegung setzen und so das Leben der Menschen erleichtern. Auch die Aspekte einer nachhaltigen Produktion und Anwendung von Technik könnten schon bei der Recherche zu Technikthemen eine stärkere Rolle spielen.

Zunächst bedürfen diese ersten Hinweise aber weiterer empirischer Analysen und kritischer Überprüfung. Unsere Arbeitsfortschritte dokumentieren wir auch auf dem projekteigenen Blog „Gender2Technik" sowie den dazugehörenden Twitter- und Facebook-Accounts:
https://gender2technik.wordpress.com/.

Literatur

- Brodbeck, Nina. (2010). *Die Ingenieurin als Fernsehstar.* Artikel vom 29.04.2010 auf FAZ.NET. Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.faz.net/aktuell/beruf-chance/arbeitswelt/rollenvorbilder-die-ingenieurin-als-fernsehstar-1971698.html.
- Bundesagentur für Arbeit. (2014). *Frauenanteil in verschiedenen Berufsgruppen in Deutschland.* Zugriff am 24. Oktober 2016 unter http://de.statista.com/statistik/daten/studie/167555/umfrage/frauenanteil-in-verschiedenen-berufsgruppen-in-deutschland/.
- Bundesministerium für Bildung und Forschung. (BMBF). (Hrsg.). (2011). *MINT und Chancengleichheit in fiktionalen Fernsehformaten.* Zugriff am 04. Oktober 2016 unter www.mintiff.de/content/0/58/59/3939/137_Broschuere_MINTIFF-Konferenz-2010_deutsch.pdf.
- CAR Uni Duisburg-Essen. (2015). *Frauenanteil bei privaten Neuwagenkäufen ausgewählter Automarken im 1. Halbjahr 2015.* Zugriff am 24. Oktober 2016 unter http://de.statista.com/statistik/daten/studie/234348/umfrage/anteil-weiblicher-kaeufer-an-den-pkw-neuzulassungen-einzelner-marken/.
- Esch, Marion. (2014). *Wissenschaft soll in Serie gehen.* Artikel vom 19. März 2016 auf der Website der Max-Planck-Gesellschaft in der Rubrik „Forscher berichten". Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.mpg.de/8021888/wissenschaft_im_fernsehen.
- Heilemann, Michael; Hackl, Julia; Neubauer, Tanja & Stöger, Heidrun. (2012). Die Darstellung von Mädchen und Frauen in den Medien. In Heidrun Stöger; Albert Ziegler & Michael Heilemann (Hrsg.), *Mädchen und Frauen in MINT – Bedingungen von Geschlechterunterschieden und Interventionsmöglichkeiten* (S. 77–102). Berlin: LIT.
- Ingenieurstatistik der Bundesingenieurkammer. (2011). *Erwerbstätigenstatistik 2011.* Zugriff am 27. Juli 2016 unter http://bingk.de/wp-content/uploads/2015/02/Bundesingnieurkammer_EWStatistik_2._Ing._2011_fuer_2013.pdf.
- Journalistinnenbund. (2015). *Wer beherrscht die deutschen Nachrichten? Präsenz von Frauen und Männern auf dem Prüfstand.* Pressemitteilung vom 23.11.2015. Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.journalistinnen.de/wp-content/uploads/2015/11/Global_Media_Monitoring_2015_jb_PM.pdf.
- Kraftfahrtbundesamt. (2016). *Jahresbilanz des Fahrzeugbestandes am 1. Januar 2016.* Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.kba.de/DE/Statistik/Fahrzeuge/Bestand/bestand_node.html.
- Lünenborg, Margreth & Röser, Jutta. (2012). *Ungleich mächtig – Das Gendering von Führungspersonen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Medienkommunikation.* Bielefeld: transcript.
- Lünenborg, Margreth & Maier, Tanja. (2013). *Gender Media Studies.* Eine Einführung. Konstanz und München: UVK.
- Luhmann, Niklas. (2004). Die Realität der Massenmedien. (3. Aufl). Wiesbaden: VS-Verlag.
- MonitorING-Datenbank des VDI. Zugriff am 2. Oktober 2016 unter www.vdi.de/wirtschaft-politik/arbeitsmarkt/monitoring-datenbank/#hochschule.
- OECD. (Hrsg.). (2015). *The ABC of Gender Equality in Education: Aptitude, Behaviour, Confidence.* Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.oecd.org/pisa/keyfindings/pisa-2012-results-gender-eng.pdf.
- Paulitz, Tanja. (2012). *Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften.* 1850–1930. Bielefeld: transcript.
- Röser, Jutta & Müller, Kathrin Friederike. (2012). Merkel als ‚einsame Spitze'. Eine quantitative Inhaltsanalyse zum Geschlechterverhältnis von Spitzenfrauen in den Medien. In Margreth Lünenborg & Jutta Röser (Hrsg.). *Ungleich mächtig. Das Gendering von Führungspersonen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft in der Medienkommunikation* (S. 37–63). Bielefeld: transcript.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Susanne Keil
Journalistik
Fachbereich Elektrotechnik, Maschinenbau und Technikjournalismus
Hochschule Bonn-Rhein-Sieg
Grantham-Allee 20
53757 Sankt Augustin
Tel.: (02241) 865 339
susanne.keil@h-brs.de
www.h-brs.de
Facebook www.facebook.com/hsbrs
Twitter http://twitter.com/h_bonnrheinsieg
Alle Social-Media-Kanäle www.h-brs.de/socialmedia

Dr. Nina Kim Leonhardt
Gender – Technik – Journalismus
Fachbereich Elektrotechnik, Maschinenbau und Technikjournalismus
Hochschule Bonn-Rhein-Sieg
Grantham-Allee 20
53757 Sankt Augustin
Tel.: (02241) 865 312
ninakim.leonhardt@h-brs.de

- Sagebiel, Felizitas. (2013). Organisationskultur und Macht – Veränderungspotenziale durch Führungsfrauen in der Technik. In Felizitas Sagebiel (Hrsg.). *Organisationskultur und Macht – Veränderungspotenziale und Gender* (S. 49–83). Berlin: LIT Verlag.
- Schüller, Elke. (2011). *Was motiviert junge Frauen, Ingenieurwissenschaften zu studieren?* Powerpoint-Folien eines Vortrags vom 22.09.2011 an der THM Gießen im Rahmen der Tagung „Mehr Studentinnen in MINT". Zugriff am 28. Juli 2016 unter www.thm.de/frb-gleichstellung/images/stories/frauen/Dokumente_pdf/Downloads/ingenieurwissenschaftenstudieren.pdf.
- Smith, Stacy L.; Choueiti, Marc & Pieper, Katherine. (2014). *Gender Bias without Borders – An Investigation of Female Characters across 11 Countries.* Zugriff am 24. Oktober 2016 unter http://seejane.org/wp-content/uploads/gender-bias-without-borders-executive-summary.pdf.
- VDI. (Hrsg.). (2014). *Ingenieure auf einen Blick. Erwerbstätigkeit, Migration, Regionale Zentren.* Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.vdi.de/uploads/media/VDI_Broschuere_Ingenieure_auf_einen_Blick_2014.pdf.
- Weischenberg, Siegfried; Malik, Maja & Scholl, Armin. (2006). Journalismus in Deutschland 2005. Zentrale Befunde der aktuellen Repräsentativbefragung deutscher Journalisten. *Media Perspektiven*, 10(7), 346–361. Zugriff am 4. Oktober 2016 unter www.ard-werbung.de/media-perspektiven/publikationen/fachzeitschrift/2006/artikel/journalismus-in-deutschland-2005/?tx_frspublication_pi5%5Baction%5D=index&cHash=b8a5fb0e2afd4ec7f1065fb4a10fcaed.
- Wensierski, Hans-Jürgen von; Langfeld, Andreas & Puchert, Lea. (2015). *Bildungsziel Ingenieurin. Biographien und Studienfachorientierungen von Ingenieurstudentinnen – eine qualitative Studie.* Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Bettina Franzke, Ralf Axmann, Claudia Apel, Francesca Assunto, Denis Claßen,
Xenia Hesselmann, Anna Kirschbaum, Laura Schardt

Chancengleichheit im öffentlichen Dienst

Lebenskonzepte von Verwaltungsstudierenden in NRW und Vätern im LVR

1 Projektziele und Fragen

Das Verwaltungsstudium an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung Nordrhein-Westfalen (FHöV NRW) sieht im zweiten Studienjahr vor, dass die Studierenden ein praxisbezogenes Projekt durchführen. Das Projekt wird in Kooperation mit den Einstellungsbehörden umgesetzt. Es bietet den Praxispartnern Gelegenheit, Problem- oder Fragestellungen aus den Behörden bearbeiten zu lassen. Die nachfolgend beschriebene Studie basiert auf Fragen zur Chancengleichheit von Frauen und Männern im öffentlichen Dienst, welche die Stabsstelle Gleichstellung und Gender Mainstreaming des Landschaftsverbandes Rheinland (LVR) an die FHöV NRW herangetragen hatte.[1] Sechs Studierende des LVR an der FHöV NRW haben diese unter Anleitung von Bettina Franzke empirisch erforscht.[2] Ziel des Projektes war, Erkenntnisse über die Lebenskonzepte und Karriereaspirationen von Nachwuchskräften im öffentlichen Dienst zu gewinnen. Darüber hinaus sollte über eine Befragung von Vätern untersucht werden, wie sich die Vereinbarkeit beruflicher und familiärer Aufgaben beim LVR darstellt.

Forschungsleitend waren die Fragen:

- Welchen Stellenwert haben verschiedene Lebensbereiche wie Familie, Partnerschaft und Erwerbsarbeit für Nachwuchskräfte im öffentlichen Dienst sowie Väter?
- Wie stellen sich die heutigen Verwaltungsstudierenden ihre berufliche und private Zukunft vor? Wie ambitioniert sind junge Frauen und Männer hinsichtlich eines beruflichen Weiterkommens und Aufstiegs?
- Welche Erwartungen haben Studierende und Väter an ihren Arbeitgeber hinsichtlich Unterstützungsangeboten zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie?
- Inwieweit entsprechen die vom LVR und von anderen öffentlichen Arbeitgebern angebotenen Maßnahmen den Erwartungen und Vorstellungen junger Menschen sowie den Bedürfnissen von Vätern?

Nach der Skizzierung der theoretischen Anknüpfungspunkte und des methodischen Vorgehens werden die Ergebnisse aus einer Online-Befragung mit Nachwuchskräften des öffentlichen Dienstes sowie aus qualitativen Interviews mit Vätern, die in der LVR-Zentralverwaltung arbeiten, dargelegt. Im Diskussionsteil werden die oben genannten Fragen beantwortet. Am Ende werden Handlungsempfehlungen mit Blick auf die Förderung von Chancengleichheit in Verwaltungsbehörden sowie Herausforderungen für die weitere Forschung aufgezeigt.

2 Theoretische Anknüpfungspunkte

Anknüpfungspunkt für die Befragung von Nachwuchskräften des öffentlichen Dienstes bildete die sog. Brigitte-Studie „Frauen auf dem Sprung", die Jutta Allmendinger 2007 und 2009 zu den Lebenskonzepten junger Frauen und Männer durchführte (vgl. Allmendinger/Haarbrücker 2013, Brigitte 2009)[3]. Zum ersten Zeitpunkt wurden 1.020 Interviews mit Frauen und 1.018 Interviews mit Männern durchgeführt, die entweder zwischen 17 und 19 Jahre oder 27 und 29 Jahre alt waren. Zum zweiten Zeitpunkt wurden aus der gleichen Stichprobe nochmals 533 Frauen und 445 Männer befragt, darunter 61 % Personen aus West- und 39 % Personen aus Ostdeutschland.

Im Mittelpunkt der Befragung standen die Werte und Einstellungen junger Menschen zu unterschiedlichen, ihr Leben betreffenden Themen. Unter anderem wurde die Bedeutung von Erwerbsarbeit und Verdienst, Partnerschaft, Freundschaften und Kindern eingeschätzt. Darüber hinaus wurden Fragen zu dem Themenfeld „Frauen und Männer in Beruf und Partnerschaft", zu den Karriereambitionen und dem persönlichen Führungspotenzial sowie den beruflichen und individuellen Lebensplänen gestellt.

Nach nochmaliger Befragung zieht Allmendinger (2013) den Schluss, dass Frauen zwischen 25 und 35 Jahren „zerrissen" seien: „Sie wollen Karriere machen und Geld verdienen. Aber sie wünschen sich auch Kinder und einen Mann, der sie unterstützt. Und sie fühlen sich allein gelassen" (Allmendinger/Haarbrücker 2013: 130).

In der nachfolgenden Studie über Lebenskonzepte und Karriereambitionen von Verwaltungsstudierenden werden die Befragungsschwerpunkte der Brigitte-Studie in Teilen aufgegriffen.

[1] Der Landschaftsverband Rheinland (LVR) ist der größte Leistungsträger in Deutschland für Menschen mit Behinderungen und erfüllt rheinlandweit Aufgaben in der Behinderten- und Jugendhilfe. Der LVR beschäftigt ca. 18 000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die Zentralverwaltung des LVR hat ihren Sitz in Köln. Das Projekt wurde von Ralf Axmann, Co-Autor dieses Beitrags, auf Seiten des LVR betreut.

[2] Die am Projekt beteiligten Studierenden sind als Co-Autor und Co-Autorinnen dieses Beitrags angeführt.

[3] Nachfolgend „Brigitte-Studie" genannt.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den in ganz Deutschland befragten Frauen und Männern sowie den Nachwuchskräften des öffentlichen Dienstes können in relevanten Bereichen identifiziert werden. Es wurde die Annahme zugrunde gelegt, dass der öffentliche Dienst besonders günstige Bedingungen hinsichtlich Arbeitsplatzsicherheit sowie Angeboten zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf bietet. Die Rahmenbedingungen erleichtern die Lebensplanung und bieten gute Voraussetzungen, auch für das berufliche Weiterkommen. Diese Faktoren sollten sich in den Lebenskonzepten und Karriereambitionen der Nachwuchskräfte widerspiegeln.

Für die Väterbefragung wurden Teile des Forschungsdesigns aus der Trendstudie „Väter", die von der Väter gGmbH 2012 durchgeführt wurde, aufgegriffen. Es wurden 1.000 Väter zu ihrem Rollenverständnis online befragt mit dem Ergebnis, dass viele Väter die Entwicklung ihres Kindes aktiv begleiten und sich an der Erziehung beteiligen wollen. Es fällt ihnen jedoch schwer, beruflich kürzer zu treten. Ferner haben sie wenig Vorbilder. Und Mütter tun sich mit dem neuen Selbstverständnis von Vaterschaft nicht immer leicht.

Ergebnisse aus der Befragung von Vätern beim LVR können mit denen der Väter gGmbH in Bezug gesetzt werden. Diesbezüglich wurde vorab lediglich die Hypothese aufgestellt, dass die Väter beim LVR sich nicht von denen in der Gesamtgesellschaft unterscheiden.

3 Methodik

Im April 2016 wurden alle Verwaltungsstudierenden der FHöV in Köln über einen E-Mail-Verteiler angeschrieben und um Teilnahme an einer Online-Befragung gebeten. 202 Studierende haben die Befragung abgeschlossen, darunter 148 (73,3 %) Frauen und 53 (26,4 %) Männer, eine Person gab bei Geschlecht „andere" an. 115 Personen bzw. 57 % sind jünger als 25 Jahre, 87 Personen bzw. 43 % sind 25 Jahre oder älter.

Die Beteiligung an der Online-Befragung entspricht einer Rücklaufquote von 23 %. Die Daten wurden quantitativ ausgewertet, indem die Zustimmungshäufigkeiten zu den jeweiligen Fragen ermittelt wurden.

Darüber hinaus wurden leitfadengestützte, qualitative Interviews mit zehn Vätern, die in der LVR-Zentralverwaltung tätig sind und mindestens ein Kind im Grundschulalter haben, geführt. Diese wurden anhand im Vorfeld definierter Kategorien inhaltsanalytisch ausgewertet (vgl. Mayring 2015). Der Kontakt zu den Vätern wurde über die Stabsstelle Gleichstellung und Gender Mainstreaming des LVR hergestellt.

4 Ergebnisse

4.1 Ergebnisse aus der Online-Befragung

Die meisten Nachwuchskräfte im öffentlichen Dienst leben in festen Beziehungen (s. Abb. 1): 29,2 % befinden sich in einer Beziehung mit getrennten Haushalten, 23,8 % leben in einer Beziehung mit gemeinsamem Haushalt, 16,8 % sind verheiratet oder in einer Lebenspartnerschaft mit gemeinsamem Haushalt und 28,7 % bezeichnen sich als Single. Es kann somit festgehalten werden, dass 70 % der Befragten in einer festen Beziehung leben. Von diesen 70 % leben 40 % in einem gemeinsamen und 30 % in getrennten Haushalten. Unter den befragten Männern sind im Vergleich zu den Frauen mehr Personen, die im gemeinsamen Haushalt leben und verheiratet sind. Im Unterschied zur Brigitte-Studie (2009), in der nur die Hälfte der Männer in festen Partnerschaften lebte, sind die Verwaltungsstudierenden deutlich beziehungsorientierter. Bei den Frauen gibt es hingegen keine Unterschiede.

Wichtigste Entscheidungskriterien für eine Tätigkeit im öffentlichen Dienst (s. Abb. 2) waren für die Befragten die Arbeitsplatzsicherheit (77 % Zustimmungsrate), Vereinbarkeit von Familie und Beruf (60 %), die Existenzsicherung (46 %), geregelte Arbeitszeiten (35 %) und flexible Arbeitszeitmodelle (29 %). Weniger ausschlaggebend bei der Wahl des Arbeitgebers waren Karrierechancen (11 %) und Empfehlungen Dritter (8 %). Auffällig ist, dass den Frauen Vereinbarkeitsaspekte mit 68 % Zustimmung wichtiger sind als den Männern mit 42 %. Bei der Existenzsicherung ist es dagegen umgekehrt: 58 % der Männer, aber nur 41 % der Frauen erachten diesen Aspekt für wichtig.

Für ihre Arbeit würden 47 % der heutigen Verwaltungsstudentinnen und -studenten keine Kompromisse eingehen (s. Abb. 3), deutlich mehr als in der Vergleichsstudie „Frauen auf dem Sprung" (ca. 21 %). Ebenfalls 47 % wären bereit, ihren Wohnort zu wechseln – deutlich weniger als in der Brigitte-Studie (65 %). Andere Verzichte zugunsten von Arbeit, z. B. Verzicht auf Familie oder Partnerschaft, kommen hingegen nicht infrage.

Für Kinder hingegen wären viele Nachwuchskräfte bereit zum Verzicht (s. Abb. 4): 67 % der Frauen und 49 % der Männer würden Einkommensverluste hinnehmen (47 % der Frauen und 37 % der Männer in der Brigitte-Studie). 52 % der Frauen und 51 % der Männer würden auf einen beruflichen Aufstieg verzichten – ebenfalls mehr als in der Vergleichsstudie (46 bzw. 31 %). 32 % der Frauen, aber nur 17 % der Männer würden aufhören zu arbeiten, und 21 % der Frauen und 36 %

Abbildung 1: Beziehungsstatus von Verwaltungsstudierenden nach Geschlecht

Beziehungsstatus von Verwaltungsstudierenden

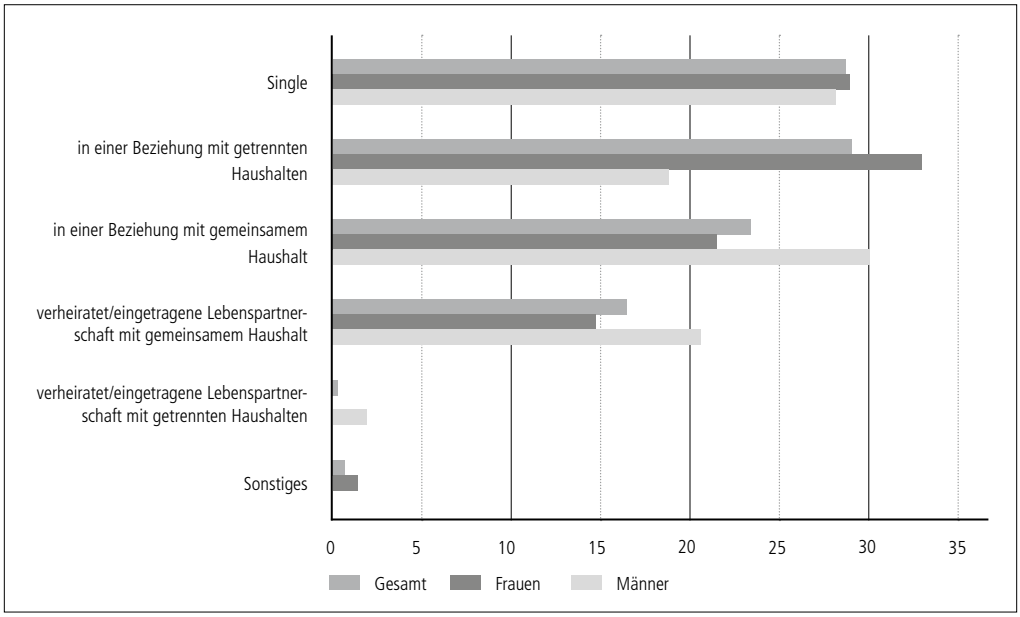
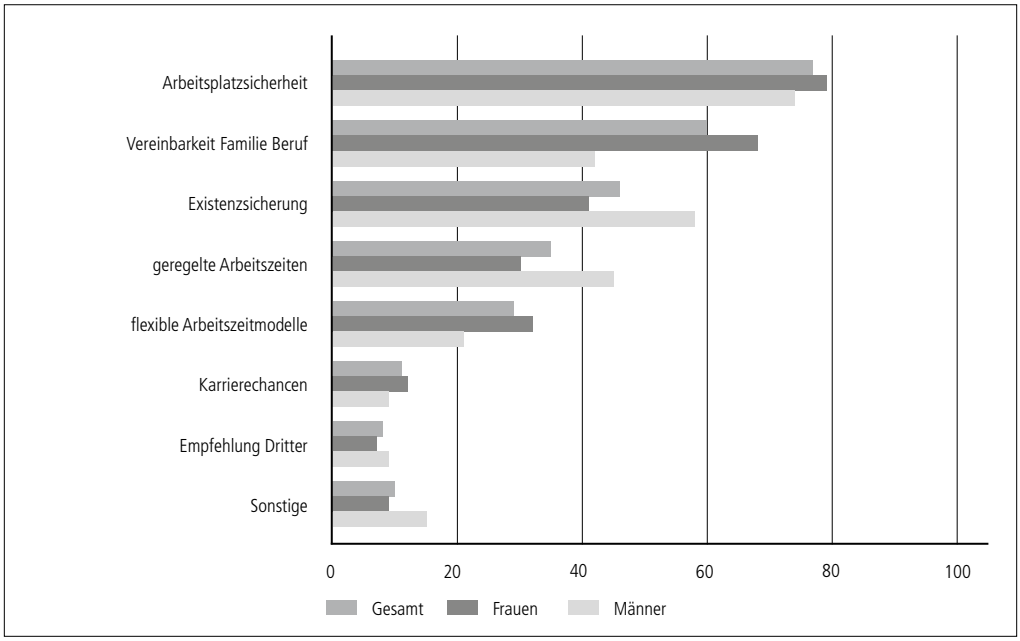


Abbildung 2: Entscheidungskriterien für den öffentlichen Dienst nach Geschlecht (max. 3 Antworten möglich)

Entscheidungskriterien für den öffentlichen Dienst



der Männer würden Freundschaften vernachlässigen. Im Vergleich zur Brigitte-Studie (29 bzw. 7 %) sind die Verwaltungsstudierenden eher bereit, für Kinder auf Erwerbsarbeit zu verzichten.
Hinsichtlich des Stellenwertes verschiedener Lebensbereiche zeigen sich die heutigen Verwaltungsstudierenden ähnlich wie in der Vergleichsstudie hochgradig beziehungs- und familienorientiert (s. Abb. 5): 95 % der Frauen und 89 % der Männer ist eine feste Beziehung wichtig. 82% der Frauen und 84 % der Männer wollen eine Ehe oder Lebenspartnerschaft eingehen, insbesondere diejenigen, die schon heute mit einem Partner oder einer Partnerin in einem

Abbildung 3: Stellenwert von Arbeit nach Geschlecht (Mehrfachnennungen möglich)

Für meine Arbeit würde ich …

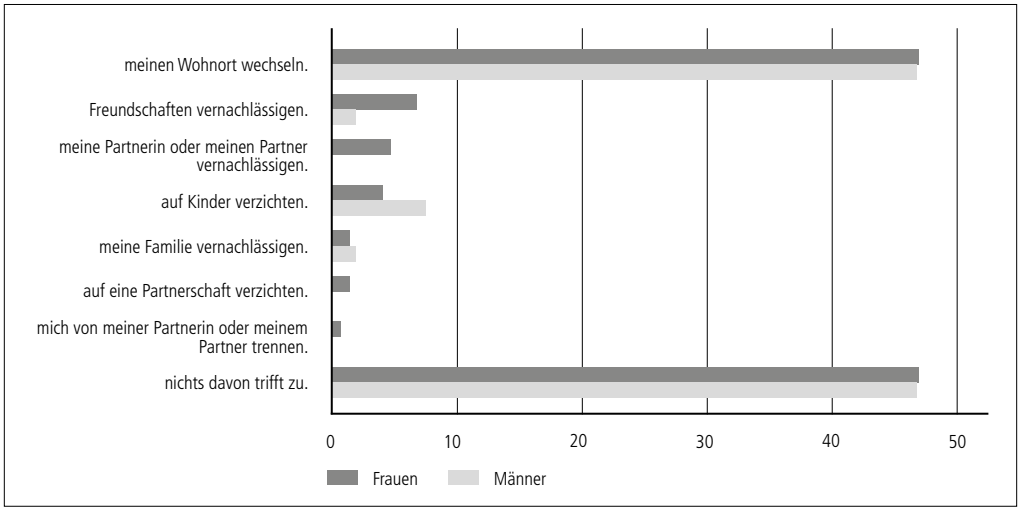
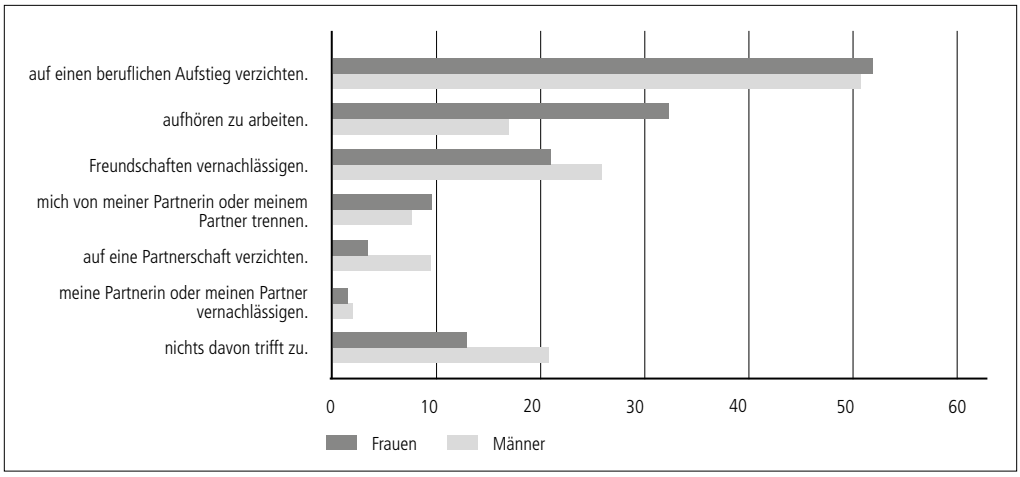


Abbildung 4: Stellenwert der Familie nach Geschlecht (Mehrfachnennungen möglich)

Für meine Kinder würde ich …



gemeinsamen Haushalt leben. Dies sind erheblich mehr als in der Gesamtbevölkerung (35 bzw. 21 %, vgl. Brigitte-Studie). 79 % der Studentinnen und 74 % der Studenten ist es wichtig, eine Familie zu gründen und Kinder zu haben. 97 % der befragten Frauen und 81 % der befragten Männer geben an, dass gute Beziehungen zu Eltern, Großeltern und Geschwistern für sie einen hohen Stellenwert haben. Sie unterscheiden sich in diesen Aspekten nicht wesentlich von der Vergleichsstichprobe.

Was den Beruf betrifft, sind die Nachwuchskräfte sehr an Fachaufgaben orientiert (s. Abb. 6): 80 % der Befragten wollen verantwortungsvolle Fachaufgaben übernehmen und 82 % ist Weiterbildung wichtig.

Trotz des hohen Stellenwertes von verantwortungsvollen Aufgaben und Weiterbildung haben nur 51 % der Frauen und 47 % der Männer das Bestreben, nach dem Studium möglichst schnell Karriere zu machen (s. Abb. 6), wobei ein relativ hoher Prozentsatz von 24 % der Frauen und 30 % der Männer noch unentschlossen ist. Wenn eine Karriere angestrebt wird, dann betrifft dies eher die heutigen Singles (53 % Zustimmung) und Befragten, die mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin in getrennten Haushalten leben (58 % Zustimmung) als Personen, die mit ihrem Partner oder ihrer Partnerin in einem gemeinsamen Haushalt leben (44 % Zustimmung).

59 % der Frauen und 47 % der Männer gaben an, dass sie später viel Geld verdienen wollen

Abbildung 5: Stellenwert von Beziehung, Ehe bzw. Lebenspartnerschaft und Familiengründung bzw. Kindern nach Geschlecht

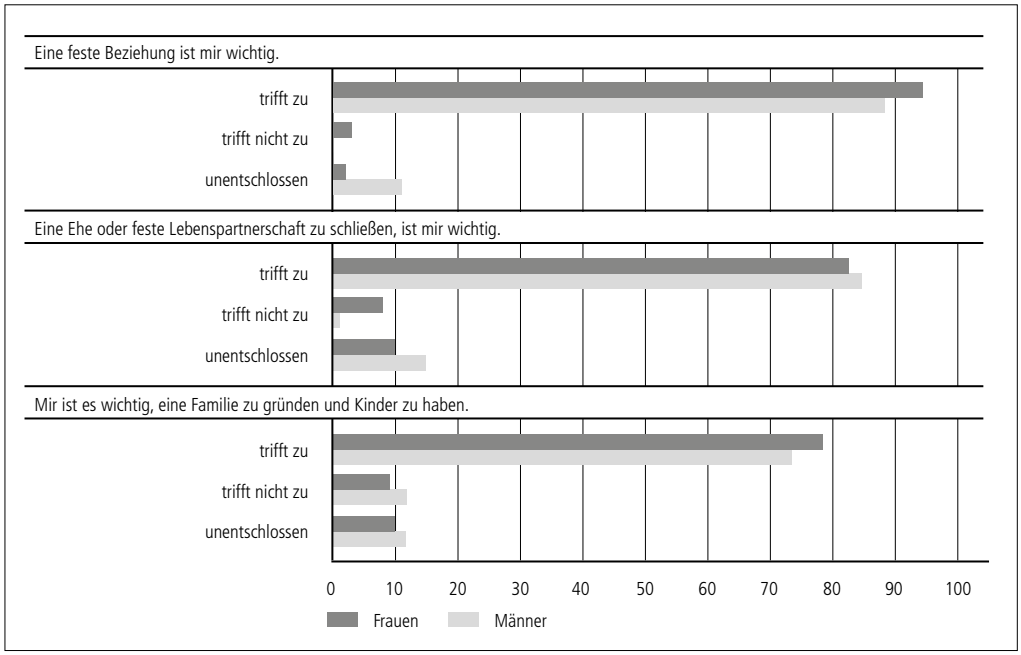


Abbildung 6: Einschätzungen des Stellenwertes von fachlicher Verantwortung, Weiterbildung, Karriereambitionen, Verdienst und Personalführung

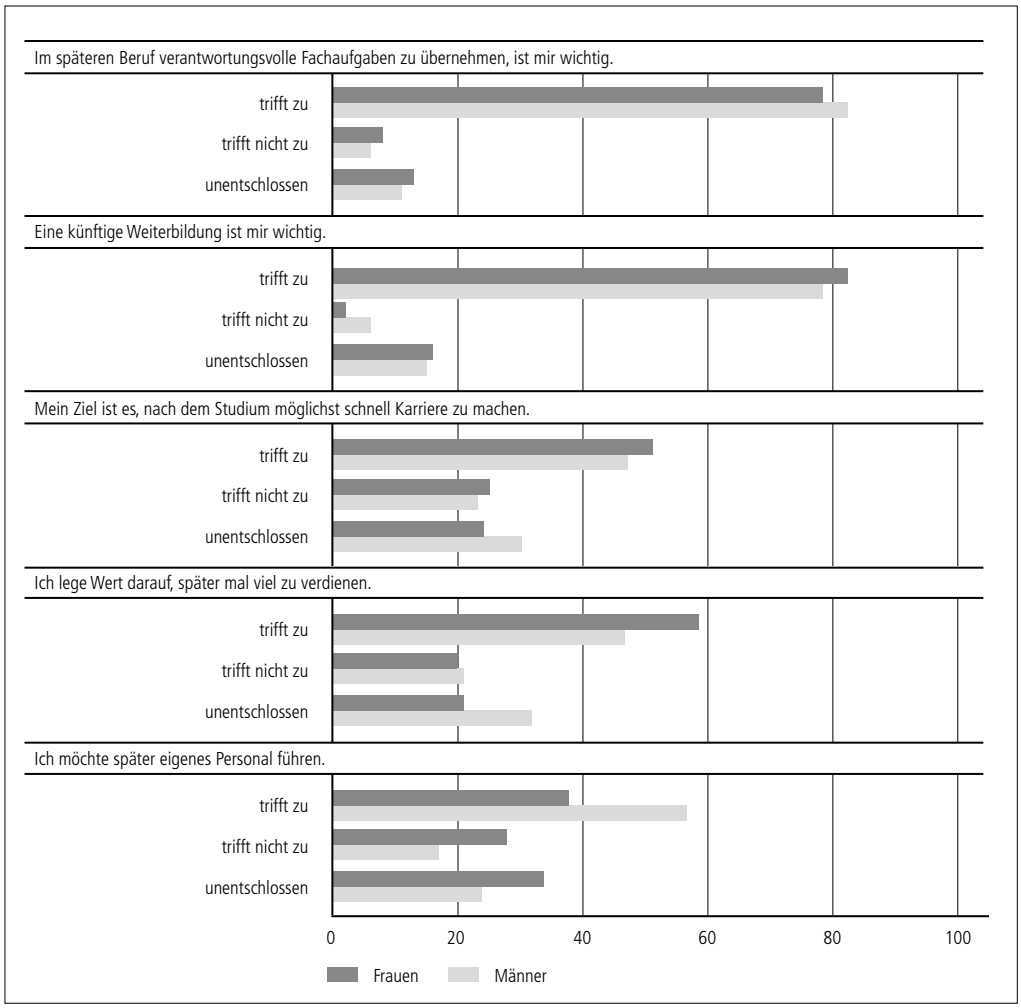


Tabelle 1: Angestrebte Lebensmodelle von Verwaltungsstudierenden im Vergleich zu Frauen und Männern in der Brigitte-Studie (2009)*

Lebensmodell	Frauen		Männer	
	Verwaltungs-studierende NRW (2016)	Frauen auf dem Sprung (2009)	Verwaltungs-studierende NRW (2016)	Frauen auf dem Sprung (2009)
Meine Partnerin oder mein Partner soll für die Existenzsicherung der Familie verantwortlich sein, ich für Haushalt und Kinder	1 %	6 % (+5 %)	0 %	3 % (+3 %)
Ich werde für die Existenzsicherung der Familie verantwortlich sein, meine Partnerin oder mein Partner für Haushalt und Kinder	0 %	1 % (+1 %)	4 %	19 % (+15 %)
Ich strebe einen gelungenen **Ausgleich zwischen Beruf und Familie** an, ohne einen der Bereiche zu vernachlässigen	69 %	59 % (-10 %)	77 %	55 % (-22 %)
Der Beruf steht klar im Vordergrund. Partnerschaft und Kinder schließe ich zwar nicht gänzlich aus, ich strebe dies aber auch nicht um jeden Preis an. Ich werde den Beruf den Kindern zuliebe nicht zurückstellen	3 %	3 %	2 %	3 % (+1 %)
Die Familie steht klar im Vordergrund. Eine Berufstätigkeit schließe ich zwar nicht grundsätzlich aus, strebe ich aber auch nicht um jeden Preis an. Ich werde Kinder nicht für den Beruf zurückstellen	16 %	15 % (-1 %)	8 %	4 % (-4 %)
Ich gehe meinen eigenen Weg, Unabhängigkeit steht im Mittelpunkt. Eine feste Beziehung oder Kinder werde ich nur realisieren, wenn sich das mit meinem eigenen Weg vereinbaren lässt	7 %	5 % (-2 %)	2 %	4 % (+2 %)
Ich habe noch kein festes Lebensmodell vor Augen	5 %	12 % (+7 %)	8 %	12 % (+4 %)

* Die beiden am häufigsten anvisierten Lebensmodelle sind grau unterlegt. Hervorhebungen durch die Autorinnen und Autoren. In Klammern stehen die prozentualen Unterschiede zwischen den Verwaltungsstudierenden und den Befragten in der Brigitte-Studie.

(s. Abb. 6), deutlich weniger als in der Brigitte-Studie (86 bzw. 89 %). 57 % der Männer, doch nur 39 % der Frauen wollen später eigenes Personal führen, insbesondere bei den Männern sind dies mehr als in der Brigitte-Studie, in der sich 44 % der Männer bzw. 31 % der Frauen dafür ausgesprochen hatten. Doch gerade bei den Studentinnen gibt es mit 34 % bzw. 28 % einen hohen Anteil Unentschlossener und nicht Ambitionierter.

69 % der weiblichen und 77 % der männlichen Nachwuchskräfte im öffentlichen Dienst stellen sich für ihre persönliche Zukunft ein Lebensmodell vor, bei dem sie familiäre und berufliche Aufgaben in einen gelungenen Ausgleich bringen (s. Tab. 1). Die Auswahl dieses Modells scheint fast unabhängig vom Beziehungsstatus der befragten Personen zu sein. Nur Singles entschieden sich nicht ganz so häufig für das Modell, mit 59 % sind sie aber ebenfalls mehrheitlich dafür. Singles heben sich auch beim Modell „Ich gehe meinen eigenen Weg" hervor, das 14 % von ihnen auswählen, während es bei den Befragten, die in Beziehungen mit getrennten Haushalten leben, mit 3 % wenig und bei den anderen Beziehungsformen gar keine Zustimmung findet.

Demgegenüber planen 16 % der Frauen und 8 % der Männer, die Familie in den Vordergrund zu rücken. Nur 5 % der Frauen und 8 % der Männer gaben an, noch kein festes Lebensmodell anzuvisieren. Stark traditionellen Modellen, bei dem ein Elternteil eine Familie alleine versorgt, wurde genauso eine Absage erteilt wie Lebenskonzepten, bei denen der Beruf im Vordergrund steht.

In ihren Antworten zum Lebensmodell weichen vor allem die männlichen Verwaltungsstudierenden von den Männern in der Brigitte-Studie ab: Der gelungene Ausgleich zwischen familiären und beruflichen Aufgaben wurde in Gesamtdeutschland von deutlich weniger Befragten angestrebt. Demgegenüber fand das Modell, dass der Mann für die Existenzsicherung und die Frau für Haushalt und Kinder zuständig sein soll, in

der deutschlandweiten Stichprobe wesentlich größeren Zuspruch.

Aus den Antworten zum Bereich der Arbeitszeiten geht hervor, dass die meisten Nachwuchskräfte den von ihnen angestrebten Ausgleich zwischen Familien- und Erwerbsarbeit in einer traditionellen Rollenaufteilung sehen, sobald kleine Kinder zu versorgen sind (s. Abb. 7). Wenn ihr Kind unter 3 Jahre ist, möchten 51 % der Frauen und 15 % der Männer ihre Erwerbsarbeit aussetzen, 30 % der Frauen und 26 % der Männer wollen halbtags (50 %) arbeiten. Nur 5 % der Mütter und 19 % der Väter planen, in Vollzeit tätig zu sein.

Wenn das Kind zwischen 4 und 6 Jahre alt ist, wollen nur noch 3 % der Frauen nicht arbeiten und 47 % halbtags. Die anderen streben nach Vollzeit- oder vollzeitnaher Beschäftigung mit 70 % der regulären Arbeitszeit. 32 % der Männer würden in diesem Fall Vollzeit, 23 % 70 % und 9 % 50 % der regulären Arbeitszeit arbeiten wollen.

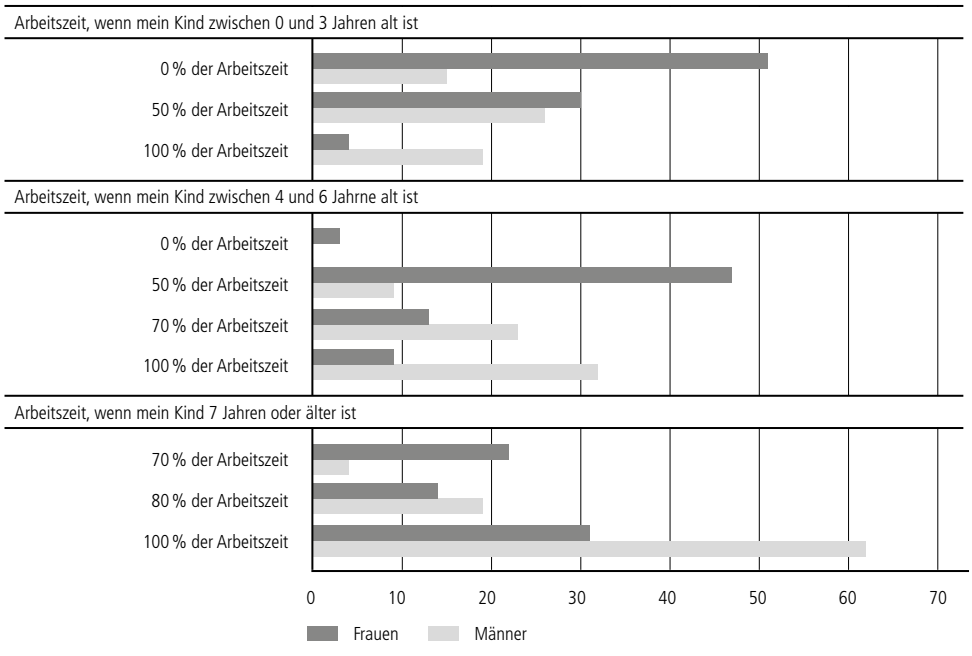
Wenn das Kind 7 Jahre und älter ist, möchten 31 % der Frauen Vollzeit, 14 % mit 80%iger Arbeitszeit und 22 % mit 70%iger Arbeitszeit tätig sein. 62 % der Männer gaben an, ihrer Arbeit dann in Vollzeit nachzugehen, und 19 % würden ein 80%iges Arbeitszeitmodell favorisieren.

Die Studentinnen der Verwaltung vertreten im Vergleich zu ihren männlichen Kommilitonen eher den Standpunkt, dass die Leistungen von Frauen anders beurteilt werden als die von Männern (s. Abb. 8). Ferner sind sie eher der Auffassung, dass Männer schneller befördert werden als Frauen. Die durchschnittliche Zustimmung der Frauen lag hier bei „trifft eher zu", während die Männer in diesem Punkt durchschnittlich bei „unentschlossen" lagen. Obwohl Frauen und Männer im öffentlichen Dienst formal gleichgestellt sind und im Vergleich zur Brigitte-Studie die Zustimmung geringer ist, meinen über 60 % der Frauen, dass sie in den Punkten Beurteilung und Beförderung nicht die gleichen Chancen haben wie Männer.

Die Frage, ob Frauen keine Chancen auf eine Führungsposition hätten, wurde dagegen von den Studentinnen eher verworfen („trifft eher nicht zu") und von den Männern klar dementiert („trifft überhaupt nicht zu"). Hinsichtlich der Frage, ob Frauen die besseren Chefinnen wären, zeigen sich die Frauen unentschlossen, während die Männer im Durchschnitt diese Idee für abwegig halten („trifft eher nicht zu"). Hinsichtlich eines Aufstiegs in eine Führungsposition scheinen sich die Studentinnen im öffentlichen Dienst wesentlich bessere Chancen auszumalen als die Frauen in der Brigitte-Studie.

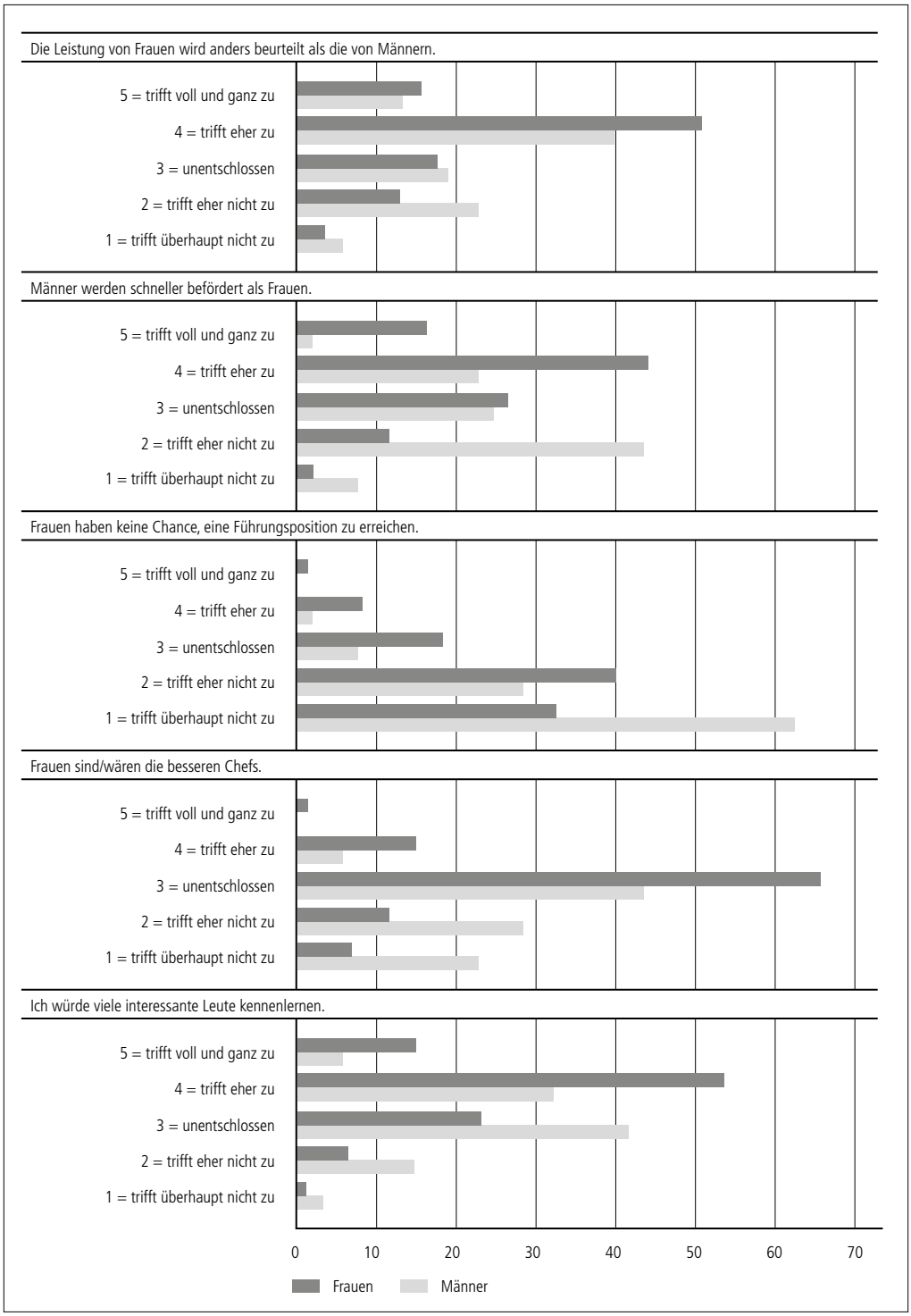
Frauen assoziieren eine Führungsposition eher damit, dass sie viele interessante Leute kennenlernen und ihnen alle Türen offen stehen würden („trifft eher zu"). Männer sind in diesem Punkt unentschlossen (s. Abb. 8). Insgesamt liegt die

Abbildung 7: Arbeitszeit, wenn das Kind zwischen 0 und 3 Jahren, 4 und 6 Jahren sowie 7 Jahre oder älter ist nach Geschlecht[4]



[4] Die Werte innerhalb der Frauen und Männer addieren sich nicht auf 100 %, weil einzelne Befragte bei der von ihnen gewünschten Arbeitszeit Angaben außerhalb von 0, 50, 70, 80 und 100 % machten, die hier zugunsten einer vereinfachten Darstellung nicht angeführt sind.

Abbildung 8: Einschätzungen der Befragten zur Chancengleichheit von Frauen und Männern nach Geschlecht



Zustimmung bei beiden Geschlechtern in diesem Punkt niedriger als in der Brigitte-Studie.
Sowohl die Studentinnen als auch die Studenten schreiben sich mehrheitlich Eigenschaften zu, die gemeinhin mit Führungspotenzial assoziiert werden (s. Tab. 2): So halten sie sich für kommunikativ (80 % der Frauen und 75 % der Männer stimmen zu). Ferner geben sie an, dass sie Aufgaben wirksam und effektiv erledigen (99 % Zustimmung bei den Frauen, 94 % bei den Männern). In der Wirksamkeit und Effektivität übertreffen sie in ihren Selbstbildern die Zustimmungsraten in der Brigitte-Studie. 82 % der Studentinnen und 89 % der Studenten übernehmen gerne

Tabelle 2: Selbst zugeschriebene Eigenschaften mit Führungspotenzial: Verwaltungsstudierende im Vergleich zu Frauen und Männern in der Brigitte-Studie (2009)*

Selbst zugeschriebene Eigenschaft mit Führungspotenzial	Frauen		Männer	
	Verwaltungs-studierende NRW (2016)	Frauen auf dem Sprung (2009)	Verwaltungs-studierende NRW (2016)	Frauen auf dem Sprung (2009)
Ich bin kommunikativ und gesprächig.	80 %	91 % (+11 %)	75 %	83 % (+8 %)
Ich erledige meine Aufgaben wirksam und effizient.	99 %	91 % (-8 %)	94 %	83 % (-11 %)
Ich übernehme gerne Verantwortung.	82 %	80 % (-2 %)	89 %	80 % (-9 %)
Ich kann mich gut durchsetzen.	71 %	80 % (+9 %)	83 %	80 % (-3 %)
Ich gebe anderen öfter Ratschläge und Empfehlungen.	80 %	80 %	72 %	80 % (+8 %)
Ich habe Spaß daran, andere von meiner Meinung zu überzeugen.	64 %	70 % (+6 %)	60 %	70 % (+10 %)
Wettbewerb und Konkurrenz spornen mich an.	48 %	55 % (+7 %)	62 %	67 % (+5 %)

* In Klammern stehen die prozentualen Unterschiede zwischen den Verwaltungsstudierenden und den Befragten in der Studie „Frauen auf dem Sprung" (Brigitte 2009).

Verantwortung. Allerdings meinen nur 71 % der Frauen im Vergleich zu 83 % der Männer, dass sie sich gut durchsetzen können. Lediglich 48 % der Frauen im Gegensatz zu 62 % der Männer stimmen der Frage zu, dass sie Konkurrenz anspornen würde. Diese Ergebnisse zu den selbst zugeschriebenen Eigenschaften, einschließlich derjenigen, anderen öfter Ratschläge und Empfehlungen zu geben und andere von der eigenen Meinung zu überzeugen, entsprechen im Trend denjenigen aus der Brigitte-Studie.

4.2 Ergebnisse aus der Väter-Befragung

Ähnlich wie in der Befragung der Studierenden kam auch in den Interviews mit den zehn Vätern, die in der LVR-Zentralverwaltung arbeiten, deren starke Familienorientierung zur Geltung. Die Familie bedeutet für sie einen Rückzugsort und gibt ihnen Sicherheit. Die Befragten räumen der Familie einen höheren Stellenwert als dem Beruf ein.

Die Väter streben eine gesunde Balance zwischen beruflichen und familiären Aufgaben an. „Man arbeitet, um zu leben, und lebt nicht, um zu arbeiten", hebt Befragter 3 hervor. Allerdings soll die Familienorientierung einer Karriere nicht entgegenstehen. Die meisten der befragten Väter sind nicht bereit, finanzielle Einbußen oder solche im beruflichen Weiterkommen in Kauf zu nehmen. Keiner hat länger als zwei Monate Elternzeit genommen. Der Wiedereinstieg war in den meisten Fällen problemlos.

Neun Väter arbeiten Vollzeit und gaben an, dass die Mutter den Großteil der Erziehung übernimmt, in fünf Fällen arbeitet die Mutter gar nicht. Mitunter würden Frauen auf moderne Väter distanziert reagieren. Die Befragten stellten heraus, dass diese Rollenaufteilung im Wesentlichen finanziellen Erwägungen geschuldet sei. Die Familien wollten oder könnten nicht auf das höhere Einkommen des Mannes verzichten. Die Bereitschaft und gesellschaftliche Erwartung, sich mehr in Familien- und Haushaltsaufgaben einzubringen, sei da, aber „als Hausmann sehe ich mich nicht, nicht auf Dauer", ergänzt einer der Väter (Befragter 1). Ein anderer Vater betont, als Vater müsse „man heutzutage die eierlegende Wollmilchsau spielen" und die Rollen Vater, Hausmann und Geldverdiener gleichzeitig einnehmen (Befragter 10).

Die vom LVR zur Vereinbarkeit angebotenen Maßnahmen sind den Vätern bekannt. Sie schätzen die diesbezüglichen Angebote bei ihrem öffentlichen Arbeitgeber im Vergleich zur freien Wirtschaft als vorteilhafter ein. „Es ist für mich ein entscheidendes Kriterium, wie der Arbeitgeber aufgestellt ist, was Vereinbarkeitsmaßnahmen angeht", stellt Befragter 6 heraus. Allerdings machen die Väter nur in Teilen von den Angeboten Gebrauch. Insbesondere Heimarbeit, obwohl bei einigen Vorgesetzten und im kollegialen Umfeld mitunter mit Vorbehalten besetzt, sowie Gleitzeit werden genutzt. Befrag-

ter 10 gibt aber auch zu verstehen, dass „viele Vorgesetzte […] soziale Aspekte des Vaterseins als Benefit" sehen würden. Obwohl sie betonen, mehr Zeit mit ihrer Familie verbringen zu wollen, erscheint den Vätern eine Arbeitszeitverkürzung nicht sinnvoll. Auch das Eltern-Kind-Zimmer und die Kindertagesstätte werden von ihnen nicht genutzt.
Die Ergebnisse aus der Väterbefragung bestätigen die Befunde aus der Studie der Väter gGmbH (2012): Auch im öffentlichen Dienst beschäftigte Väter wollen die Entwicklung ihres Kindes aktiv begleiten und sich an der Erziehung beteiligen, doch es fällt ihnen schwer, beruflich kürzer zu treten. Darüber hinaus scheinen sie in ihren Partnerschaften Konflikte bei der Aufteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit zu erleben. Der Arbeitgeber unterstützt sie zwar mit günstigen Rahmenbedingungen zur Vereinbarkeit. Der Aushandlungsprozess ist jedoch auch von gesellschaftlichen Zwängen wie unterschiedlichen Verdiensten zwischen Frauen und Männern mitbestimmt und ist den Eltern letztendlich selbst überlassen.

5 Diskussion

In der Diskussion soll auf die eingangs skizzierten Fragen eingegangen werden.

Welchen Stellenwert haben verschiedene Lebensbereiche wie Familie, Partnerschaft und Erwerbsarbeit für Nachwuchskräfte im öffentlichen Dienst sowie Väter?

Familie, Beziehung und Partnerschaft sind für Nachwuchskräfte im öffentlichen Dienst sowie dort beschäftigte Väter von höchster Bedeutung. Die Mehrheit der Befragten ist hochgradig beziehungs- und familienorientiert. Die Studierenden würden diesbezüglich für ihren Beruf keine Kompromisse eingehen, die Väter tun dies hingegen sehr wohl. Dies deckt sich mit dem Befund, dass, je länger eine Ehe anhält, es bei der Aufteilung von Sorge- und Erwerbsarbeit zu einer Traditionalisierung von Geschlechterrollen kommt (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2013).
Was berufliche Vorhaben betrifft, so sind vor allem die Studentinnen bereit, später zugunsten von Kindern Konzessionen zu machen und ihre Arbeitszeit zu reduzieren. Studenten und Väter sind hierzu weniger bereit, obwohl sie gleichermaßen auf der Suche nach einer neuen, nicht an traditionellen Rollen orientierten Vaterrolle sind wie die befragten Väter in der Väterstudie (Väter gGmbH 2012). Im Vergleich zur Brigitte-Studie ist die Familienorientierung der Nachwuchskräfte in der Verwaltung noch ausgeprägter und kompromissloser, auch bei den Männern. Es ist davon auszugehen, dass Verwaltungsstudierende vor diesem Hintergrund einen Arbeitgeber im öffentlichen Dienst gezielt und bewusst gewählt haben. Unklar ist, wie die große Bereitschaft zum Wohnortwechsel bei den Studierenden zu verstehen ist: ob dies einen Arbeitgeberwechsel impliziert oder die Bereitschaft, andere Tätigkeitsfelder innerhalb des gleichen Arbeitgebers wahrnehmen zu wollen.

Wie stellen sich die heutigen Verwaltungsstudierenden ihre berufliche und private Zukunft vor? Wie ambitioniert sind junge Frauen und Männer hinsichtlich eines beruflichen Weiterkommens und Aufstiegs?

Die heutigen Verwaltungsstudierenden streben überwiegend ein Lebensmodell an, bei dem die verschiedenen Lebensbereiche bzw. familiären und beruflichen Aufgaben ausbalanciert sind. Dass sich die Verwaltungsstudierenden, so wie Allmendinger und Haarbrücker (2013) beschrieben, „zerrissen" fühlen, wird durch die vorliegende Studie nicht bestätigt, da das von ihnen angestrebte Lebensmodell für sie stimmig und durch die guten Konditionen zur Vereinbarkeit realisierbar erscheint. Insbesondere Frauen beabsichtigen, bei kleinen Kindern ihre Erwerbsarbeit auszusetzen oder zu reduzieren. Diese Ausrichtung ist bei den Verwaltungsstudierenden ausgeprägter als bei den in der Brigitte-Studie befragten Frauen.
Hinsichtlich ihrer beruflichen Zukunft streben junge Frauen und Männer im öffentlichen Dienst vor allem ein Weiterkommen in fachlicher Hinsicht an. Die Ambitionen, schnell Karriere zu machen oder eine Führungsposition zu erreichen, sind im Vergleich zur Brigitte-Studie geringer ausgeprägt. Diese Ausrichtung der Verwaltungsstudierenden ist jedoch – genauso wie die Familienorientierung und der Wunsch nach Balance von Arbeit und Privatleben – nicht unbedingt typisch für Angehörige des öffentlichen Dienstes, sondern beides kann auch der Alterskohorte geschuldet sein (vgl. Diskussionen um die sog. Generation „Y", z. B. Hurrelmann/Albrecht 2014).
Viele der jungen Frauen zweifeln an, dass sie bei Beförderung und Beurteilung chancengleich sind. Sie tun dies bereits während ihres Studiums und es ist unklar, woher sie diese Überzeugung nehmen: Haben sie gesamtgesellschaftliche Erfahrungen in ihr Selbstkonzept übernommen? Und (oder) haben sie bereits innerhalb der kurzen Ausbildungszeit beobachtet oder die Erfahrung gemacht, dass Frauen selbst bei einem

öffentlichen Arbeitgeber geringere Chancen haben als Männer? Möglicherweise stehen den jungen Frauen ihre Zweifel an der Chancengleichheit ihren Karriereambitionen entgegen.

Welche Erwartungen haben Studierende und Väter an ihren Arbeitgeber hinsichtlich Unterstützungsangeboten zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie?

Aus den Ergebnissen kann geschlossen werden, dass sowohl Studierende als auch Väter hinsichtlich Unterstützungsangeboten zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie hohe Erwartungen an ihren Arbeitgeber haben. Es ist davon auszugehen, dass viele Studierende gezielt einen Beruf im öffentlichen Dienst gewählt haben, um später einmal familiäre und berufliche Aufgaben optimal verbinden zu können und ein Modell zu leben, in dem berufliche und private Aufgaben im Ausgleich stehen. Sie erwarten von ihrem Arbeitgeber, dass er sie dabei unterstützt.

Inwieweit entsprechen die vom LVR und von anderen öffentlichen Arbeitgebern angebotenen Maßnahmen den Erwartungen und Vorstellungen junger Menschen sowie den Bedürfnissen von Vätern?

Die vom LVR und anderen öffentlichen Arbeitgebern vergleichbar angebotenen Maßnahmen kommen den Vorstellungen und Lebenskonzepten junger Menschen sehr entgegen. Diese werden im Moment einer Familiengründung vor allem bei den Frauen sehr auf Zustimmung stoßen. Von ihrem Arbeitgeber fühlen sie sich offenbar alles andere als allein gelassen. Gleichzeitig scheinen Männer und auch Führungskräfte, wie aus der Befragung der Väter hervorgeht, nicht alle Instrumente zur Chancengleichheit als gleichwertig zu betrachten. In der Praxis werden die Angebote zumindest von den Vätern nur partiell genutzt, wobei diese mit dem Gesamtangebot auch nicht unzufrieden sind oder bis auf die Zugangsvoraussetzungen für die Heimarbeit auch fast nichts zu kritisieren haben.

6 Handlungsempfehlungen

Die Selbstkonzepte der Verwaltungsstudierenden lassen ein hohes Interesse an beruflichen Aufgaben, Verantwortungsbereitschaft sowie ein gewisses Führungspotenzial erkennen. Allerdings haben insbesondere viele der jungen Frauen bisher keine Vorstellung, wie sie dieses nutzen können. Hier könnten Programme zur Führungskräfteentwicklung ansetzen. Den Studierenden sollten Karrierechancen in der Verwaltung aufgezeigt und es sollten Anreize geschaffen werden, über einen hierarchischen Aufstieg nachzudenken. Bereits bei der Anwerbung von Personal könnten die Aufstiegschancen noch klarer aufgezeigt werden. Um die Potenziale und Qualifikationen der heutigen Verwaltungsstudierenden auszuschöpfen, könnte ebenfalls über die Einführung einer Fachlaufbahn analog der Führungslaufbahn nachgedacht werden. Ob es sich dabei um auf Frauen fokussierte Aktionen handeln sollte, mag dahingestellt bleiben.

Ferner ist es wichtig, Konzepte zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu kommunizieren und umzusetzen. Die heutigen Verwaltungsstudierenden – und zwar Frauen und Männer gleichermaßen – erwarten von ihren öffentlichen Arbeitgebern Unterstützung bei der Realisierung einer ausgeglichenen Work-Life-Balance. Als Beamtenanwärterinnen und -anwärter auf Landes- und kommunaler Ebene treffen sie hier auf hervorragende Rahmenbedingungen. Aus dieser Sicht muss man den Studierenden zu ihrer gelungenen Berufswahl gratulieren. Doch die Umsetzung dieses Anspruchs läuft nicht reibungslos und hat aus Sicht der Chancengleichheit auch kritische Facetten. Die Väterstudie zeigt, dass insbesondere Männer nicht so leben, wie sie eigentlich leben möchten: dass finanzielle Erwägungen sie bewegen, sich stärker in die Erwerbsarbeit einzubringen, als es ihnen recht ist und sie folglich weniger Zeit für ihre Familie haben.

Interessant ist, dass unter den jungen Menschen mehr Männer sind, die ihre Erwerbsarbeit gegenüber Familienaufgaben zurückstellen würden, als es die heutigen Väter tun. Vielleicht haben sie in diesem Punkt Vorstellungen, die sie später nicht umsetzen können. Hier sollten öffentliche Arbeitgeber kreativ werden, um nicht beabsichtigten Entwicklungen gegenzusteuern, wobei sie dabei auf große gesellschaftliche Hürden stoßen. Erst wenn aktive Elternschaft von Müttern und Vätern gleichermaßen die Akzeptanz bei Führungskräften, im kollegialen und partnerschaftlichen Umfeld findet, wird eine Umorientierung und Auflösung traditioneller Rollen wahrscheinlicher. Dazu ist mitentscheidend, berufliche und familiäre Aufgaben über die Lebensspanne hinweg zu denken und die Maßnahmen von Arbeitgebern darauf auszurichten (z. B. Führungslaufbahn ab 45 Jahren). Hilfreich wäre sicherlich auch eine (männliche?) Vertrauensperson beim Arbeitgeber, die Vätern bzw. Eltern beim Aushandlungsprozess in der Partnerschaft zuhört, sie beratend unterstützt und ein Väter- oder Elternnetzwerk koordiniert.

Hinterfragt werden sollten die von den Studierenden zugunsten der Familie geplanten Unterbrechungen und Reduktionen bei den Arbeits-

zeiten, insbesondere bei den Frauen. Diese können die eigene Existenzsicherung, beispielsweise im Alter, gefährden und zu möglichen Ungleichgewichten in der Partnerschaft führen, die einige der befragten Väter in der Realität erleben. Die Verantwortlichen für Chancengleichheit bei öffentlichen Arbeitgebern sehen sich hier dem Konflikt ausgesetzt, ob sie den Wünschen und Vorstellungen junger Menschen hinsichtlich traditioneller Lebensformen und der Aufteilung von Arbeitszeit zwischen Müttern und Vätern bedingungslos folgen oder diese konstruktiv hinterfragen und Anreize setzen, traditionelle Lebensformen zu überprüfen und neue Wege mit weniger Risiko für die eigene Existenzsicherung und Ungleichgewichte in der Partnerschaft zu gehen.

Ferner sollte über eine stärkere Öffnung der Verwaltung im Rahmen eines Quer- und Wiedereinstiegs nachgedacht werden. Dadurch würden Menschen mit anderen Lebenserfahrungen, Werthaltungen und Lebenskonzepten in der Verwaltung beschäftigt und mehr Diversität, gerade auch in den Geschlechterrollen und -identitäten, erreicht werden. Interessant ist, dass einige der hier befragten Singles offenbar in ihren Lebenskonzepten von der Mehrheit der Befragten abweichen und einen Gegenentwurf zum traditionellen Modell vertreten.

Über die hier berichteten Lebenskonzepte und Karriereambitionen von Verwaltungsstudierenden hinaus ist es erstrebenswert, diejenigen der derzeit rund 4.500 Polizeinachwuchskräfte in NRW zu erforschen. Polizistinnen und Polizisten erwartet ein Berufsfeld, das – auch aus Gendersicht – im Gegensatz zur klassischen Verwaltung andere Anforderungen an die Betreffenden stellt und von Schichtdienst geprägt ist. Dieser hat weitreichende Auswirkungen auf die Gestaltung sozialer Beziehungen, familiärer und partnerschaftlicher Modelle und Freizeitaktivitäten. Ferner wäre es interessant, Studierende von Bundesverwaltungen wie beispielsweise der Bundesagentur für Arbeit, die Nachwuchskräfte nicht mehr verbeamtet, oder des gehobenen Auswärtigen Dienstes zu befragen, die ihrerseits im öffentlichen Dienst beschäftigt, jedoch mit wiederum anderen beruflichen Spezifika konfrontiert sind wie zum Beispiel hoher Mobilität.

Literatur

- Allmendinger, Jutta & Haarbrücker, Julia (2013). Lebensentwürfe heute. Wie junge Frauen und Männer in Deutschland leben wollen. Kommentierte Ergebnisse der Befragung 2012. Discussion Paper. Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. Zugriff am 01.08.2016 unter: www.brigitte.de/producing/pdf/brigitte-studie.pdf.
- Brigitte (Hrsg.) (2009). Brigitte-Studie im Krisenjahr: Frauen auf dem Sprung. Das Update – Hefte 1 bis 4 sowie Tabellenanhang. Wissenschaftliche Leitung: Jutta Allmendinger. Hamburg: Gruner+Jahr. Zugriff am 01.08.2016 unter: www.brigitte.de/producing/pdf/brigitte-studie.pdf.
- Brigitte.de (2013). Dossier Studie: Das Update 2013. Frauen auf dem Sprung, 20/2013, S. 129–140. Zugriff am 01.08.2016 unter: www.brigitte.de/producing/pdf/fads/BRIGITTE-Dossier-2013.pdf.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2013). Neue Wege – Gleiche Chancen. Gleichstellung von Frauen und Männern im Lebensverlauf. Erster Gleichstellungsbericht. Zugriff am 01.08.2016 unter: www.bmfsfj.de/BMFSFJ/gleichstellung,did=126762.html.
- Hurrelmann, Klaus & Albrecht, Erik (2014). Die heimlichen Revolutionäre – Wie die Generation Y unsere Welt verändert. Weinheim: Beltz.
- Mayring, Philipp (2015). Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken (12. Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Väter gGmbH. (2012). Trendstudie „Moderne Väter". Hamburg. Zugriff am 01.08.2016 unter: www.vaeter-ggmbh.de/wp-content/uploads/2013/01/130124_Trendstudie_Einzelseiten_FINAL.pdf.

Kontakt und Information

Prof. Dr. Bettina Franzke
Professur für Interkulturelle Kompetenzen und Diversity-Management
Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW
Thürmchenswall 48–54
50668 Köln
bettina.franzke@fhoev.nrw.de
www.professor-franzke.de

Ralf Axmann
Landschaftsverband Rheinland (LVR)
Stabsstelle Gleichstellung und Gender Mainstreaming
Kennedy-Ufer 2
50663 Köln
ralf.axmann@lvr.de
www.lvr.de

Gina Isabelle Jacobs

„Die Spirale der Zeit" – Eine alternative Konstruktion zum Erfassen von Geschichte

1 Einleitung

Untersuchungsgegenstand dieses Beitrags ist der kausale Zusammenhang von Zeitkonzeptionen und Geschichtsbetrachtungen.[1] Die Zeitkonzeption spielt in modernen Gesellschaften eine bedeutende Rolle. Als strukturierendes Merkmal von individueller Lebensplanung und gesellschaftlich manifestierten Zeiträumen wie Jahren, Monaten oder Wochen ist sie sowohl für die Individuen als auch für die gesamte Gesellschaft von elementarer Bedeutung. Das Konstrukt Zeit gibt einen strukturellen Rahmen vor, nach dem die Individuen und die Gesellschaft sich richten. In modernen Gesellschaften wird meist von einer linearen Zeitauffassung ausgegangen. Andere Zeitkonzeptionen sind jedoch denkbar. Im Haus der Frauengeschichte in Bonn wird eine alternative Zeitauffassung vertreten. Zeit wird entgegen der gesellschaftlich vorherrschenden Meinung nicht als linear, sondern als spiralförmige Konzeption verstanden.

2 Die Spirale als alternative Zeitkonzeption

Der Zeit ausschließlich die Form des linearen oder zyklischen Musters zu geben erscheint unzureichend, da einige Prozesse weder eindeutig der einen noch der anderen Form zuzuordnen sind und lineare und zyklische Prozesse gleichzeitig existieren können (vgl. Adam 2006: 61). Es gilt daher, der Zeit eine Form zu geben, bei der die sich gegenüberstehenden Dualismen aufgelöst werden und durch die Vereinigung der beiden Zeitkonzepte sowie die Offenheit gegenüber neuen formgebenden Faktoren ersetzt werden (vgl. Adam 2006: 46). Hierzu gehört auch, den scheinbar dualistischen Gegensatz zwischen Kontinuität (Tradition) und Innovation, der sowohl für das Fortschrittsdenken als auch für die (Re-)Konstruktion von Geschichte und Vergangenheit von Bedeutung ist, nicht mehr als sich entgegenstehenden Dualismus zu betrachten, da beide Konzepte sich nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen (vgl. Rosenstock 2014: 111; Adam 2006: 46). Dieser Hypothese liegt die Annahme des „sowohl als auch" und nicht des „entweder oder" zugrunde.

In diesem Sinne ist Geschichte nicht als bloße Abfolge und Summation voneinander separierter Einzelereignisse zu verstehen, sondern als das Erschließen der Zusammenhänge dieser Ereignisse und somit als das Erkennen von kausal miteinander verknüpften Veränderungen (vgl. Mühlmann 1966: 16; Anderle 1958: 10). Dabei impliziert der Begriff der Veränderung, dass ein Vergleich zwischen einem Ereignis X und einem Ereignis Y möglich ist und X und Y gleichzeitig kausal miteinander in Verbindung stehen, da Y als eine Abwandlung von X aus X hervorgeht (vgl. Rosemann 2003: 33). Es kommt zusätzlich zu der doppelten Bedingtheit von X und Y, indem ein früheres Ereignis X nicht nur das daraus resultierende Ereignis Y bedingt, sondern von einem Ereignis Y sind auch Rückschlüsse auf X möglich, Bedingung für die Möglichkeit der späteren Betrachtung und (Re-)Konstruktion des vorangegangenen Ereignisses X darstellen. Ohne diese Wirkungszusammenhänge wäre eine (Re-) Konstruktion von Geschichte nicht möglich.

Der Begriff der Veränderung beinhaltet somit das Konzept der Kontinuität, in dem beschrieben wird, dass das Eine (Y) aus dem Anderen (X) hervorgeht und Vorangegangenes nicht eliminiert, sondern weiterentwickelt wird, und das der Innovation, da Y gegenüber X etwas Neues im Sinne einer Erneuerung darstellt. Daher kann auch im Sinne des Begriffs der Innovation nicht von einer Elimination des Vorhandenen gesprochen werden, da Y als Weiterentwicklung und Produkt von X die Muster von X zu einem Teil weiter in sich trägt.

Geschichte als Veränderungsprozess zu betrachten bedeutet gleichzeitig, Kontinuität nicht als Gegensatz zur Innovation zu verstehen, sondern vielmehr als Muster innerhalb der und Voraussetzung für die Möglichkeit der Innovation. Für die Betrachtung von Geschichte bedeutet dies, dass Erfahrungen und Handlungen unwiderruflich und unabänderlich sind (vgl. Adam 2006: 63). Sie können nicht im Nachhinein eliminiert, sondern lediglich verändert werden und sind somit als Bedingung für alle darauf folgenden Entwicklungen zu betrachten. Sie existieren gleichzeitig als Ursprung der neueren Erfahrungen in diesen weiter. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass durch das Betrachten der Vergangenheit die Möglichkeit besteht, Erfahrungsräume manifestieren zu können (vgl. Böschen/Weis 2007: 264). Bestimmte geschichtliche Muster können durch

[1] Grundlage dieses Textes ist die gleichnamige Bachelorarbeit, die bei Prof. Doris Mathilde Lucke am Institut für Politische Wissenschaft und Soziologie der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn entstanden ist.

die gesamte Menschheitsgeschichte hindurch, wenn auch in sich verändernder Gestalt, bestehen. Der Vergangenheit wird somit im Gegensatz zu der Betrachtung in linearen oder zyklischen Zeitauffassungen eine fundamentale Bedeutung zugesprochen. Die stetige Möglichkeit zur Modifikation und Neuinterpretation schließt ein rein zyklisches oder ausschließlich lineares Zeitkonzept aus (vgl. Adam 2006: 61).

Durch diese Rückbindungen wird zudem deutlich, dass Geschichte nicht nur gradlinig in eine Richtung verläuft (vgl. Elias 1984: 7). Anstelle des Fortschritts tritt das Fortschreiten. Denn dadurch, dass ein Zurückreisen in der Zeit nicht möglich ist und lediglich Ereignisse, nicht jedoch die Zeit an sich, sich wiederholen können, muss von einer chronologisch fortschreitenden Zeitauffassung ausgegangen werden. Dieses Fortschreiten ist dabei jedoch als bloße, nicht wertende Feststellung der Veränderung von Y auf X zu verstehen und nicht wie im Fortschrittskonzept linearer Zeitauffassungen als obligatorische Verbesserung. Fortschreiten ist somit weder zwangsweise eine Verbesserung (linear) noch eine Wiederholung (zyklisch).

Ob eine Verbesserung innerhalb des Fortschreitens stattfindet, kann nicht für die gesamte Menschheitsgeschichte beantwortet werden, sondern unterliegt der Bewertung und den Bedingungen des gesellschaftlichen Teilbereichs, in dem der vermeintliche Fortschritt stattfindet. Fortschritt ist somit keine objektive Kategorie, sondern immer nur in Bezug auf etwas möglich und von der normativen Definition von Fortschritt abhängig. So kann ein Fortschreiten in einem Teilbereich der Gesellschaft als Fortschritt und somit als Verbesserung gewertet werden, das in einem anderen Teilbereich nicht den Kriterien von Fortschritt entspricht (vgl. Hahn 1985: 54).

Die widersprüchlichen Auffassungen von Fortschritt werden unsichtbar gemacht, indem der Fortschritt innerhalb des in der Gesellschaft vorherrschenden, dominanten Subsystems pauschalisiert und als universell gültiger Fortschrittsglaube des gesamten Gesellschaftssystems präsentiert wird, der er faktisch jedoch nicht zwingend ist (vgl. Hahn 1985: 54 f). Der Fortschrittsbegriff der linearen Zeitauffassung, der das permanente Aufsteigen der Gesamtgeschichte bezeichnet, trifft daher in dieser Form nicht zu.

Eine Zeitauffassung, die als alternative Form zu einer Linie (Pfeil) oder einem Kreis dienen soll, muss somit berücksichtigen, dass Vergangenheit eine bedeutsame Stellung einnimmt. Gleichzeitig muss durch diese Form ausgedrückt werden, dass Fortschritt das Einbeziehen der Geschichte bedeutet, die als stetig fortschreitend (chronologisch) zu verstehen ist. Geschichte zu betrachten bedeutet somit, Kontinuität und Innovation im kausal verbundenen Wirkungszusammenhang zu verstehen.

Annette Kuhn schlägt das alternative Modell einer spiralförmigen Zeitauffassung vor. Die Spirale als Form der Zeitauffassung ist als permanent fortschreitend und endlos zu betrachten. Sie verläuft chronologisch. Gleichzeitig bewegt sie sich immer „zwischen Überformung und Neukonzeption" (vgl. Schmidt 2015). Der Begriff der Überformung wird anhand der optischen Erscheinung einer Spirale besonders deutlich, da deren äußerste Krümmung alle vorherigen kleineren Krümmungen immer mit einschließt. Die Gegenwart schließt die Vergangenheit mit ein. Die Überformung folgt insofern dem Muster der Kontinuität von Geschichte. Gleichzeitig impliziert die durch Überformung charakterisierte Linienführung der Spirale, dass die Krümmung einer stetigen Veränderung (innovativer Prozess) im Sinne eines quantitativen Zuwachses an Umfang unterliegt. Die Überformung beschreibt insofern auch die stetige Erneuerung der formalen Gegebenheiten in Anpassung an die Gegenwart. Der Begriff der Überformung impliziert das Existieren eines auf die Form bezogenen Veränderungsprozesses, der im Sinne einer Neukonzeption auf gesellschaftlicher Ebene umgesetzt werden muss. Die mit der Zeit obligatorisch fortschreitende Überformung bedingt die ständige Notwendigkeit der Neukonzeption der gesellschaftlichen Bedingungen, da Gesellschaft nicht losgelöst von dem zeitlichen Konstrukt, in dem sie agiert, betrachtet werden kann. Die Neukonzeption im Sinne einer Innovation beschreibt den Vorgang des Erneuerns von bereits Vorhandenem und schließt somit ebenfalls den Vorgang der Kontinuität mit ein. Muster können sich nie in immer gleicher Form wiederholen, da sie immer den Bedingungen der Gegenwart unterliegen. Dennoch können sie in etwas abgewandelter und neukonzipierter Form auftreten. Rückgriffe im Sinne des (Re-)Konstruierens von X aus Y sind durch die kausale Bedingtheit von Kontinuität und Innovation möglich, wodurch auch die Möglichkeit zum Erfassen von Wirkungszusammenhängen gewährleistet ist.

Vergangenheit im Sinne der spiralförmigen Zeitkonstruktion zu betrachten, bedeutet, davon auszugehen, dass die Gegenwart ein Produkt der Vergangenheit ist. Fortschritt in der Zeitauffassung der Spirale meint Fortschreiten im Sinne der formellen Überformung und der daraus resultierenden inhaltlichen Neukonzeption. Die Bewertung des Fortschreitens als Fortschritt liegt nicht in der Sache, sondern bei der Betrachterin und ist somit als subjektive Kategorie an-

zusehen. In der spiralförmigen Zeitkonstruktion sind Fortschritt und Vergangenheit nicht als sich entgegenstehende Kategorien zu bewerten. Sie bedingen einander. Um zu zeigen, inwiefern Überformung und Neukonzeption als sich kausal bedingende Bestandteile einer spiralförmigen Zeitauffassung in der Geschichte im Sinne eines sich ständig verändernden und dennoch kontinuierlichen Musters auftreten können, wird auf die Gebürtigkeit als bedeutendes, da für die Existenz der Menschen obligatorisches Muster in der Menschheitsgeschichte eingegangen. Hierzu wird die Definition von Hannah Arendt zur ersten und zweiten Geburt als Grundlage verwendet.

2.1 Die Gebürtigkeit als Muster in der Spirale

Die Gebürtigkeit ist ein elementares Muster in der (Frauen-)Geschichte. Die mit ihr verbundene Mutterschaft ist die Grundlage für die Annahme, dass alle Menschen Brüder und Schwestern sind. Sie ist zugleich Symbol für das Unendliche (vgl. Kuhn 2010: 37, 263).

Im Haus der Frauengeschichte (HDFG) in Bonn wird die Gebürtigkeit als roter Faden in der Frauengeschichte betrachtet. Sie gilt als Anfang von allem und verliert nicht an Aktualität. Im HDFG wird das Muster der Gebürtigkeit in Zusammenhang mit der Frühgeschichte als Voraussetzung für die Existenz der Menschheit genannt als auch in Verbindung mit den häufig durch die Mutter legitimierten Herrschern in der Zeit von 3.000 v. Chr. bis 1.350 n. Chr., in Zusammenhang mit Maria als „Mutter Gottes" sowie in der Zeit des Nationalsozialismus, in dem die Gebürtigkeit einer starken Politisierung unterlag. In der gesamten Ausstellung finden sich Verweise auf die jeweilige Bedeutung von Gebürtigkeit und Mutterschaft.

Als theoretische Grundlage der Gebürtigkeit im Haus der Frauengeschichte dient u. a. Hannah Arendts Theorie zur Natalität, da sie im Sinne der kausal verbundenen Muster von Kontinuität und Innovation im Rahmen einer spiralförmigen Zeitauffassung betrachtet werden kann. Nach Hannah Arendt lässt sich der Begriff der Gebürtigkeit in zwei Unterbegriffe gliedern: die erste Geburt als natürlicher und privater Vorgang und die zweite Geburt als politischer und öffentlicher Prozess. Die erste Geburt stellt mit der Tatsache des *Geborenwerdens* ein gänzlich unpolitisches und ausschließlich natürliches Phänomen dar, das die Möglichkeit der menschlichen Existenz überhaupt erst begründet (vgl. Volkening 2014: 26, 32). Denn Menschen können nicht erschaffen werden, sie müssen geboren werden. Der Vorgang des Geborenwerdens unterscheidet sich vom Vorgang des Erschaffens insofern, als dass Menschen auseinander entstehen müssen und nicht als etwas gänzlich Neues schöpferisch hervorgebracht werden können. Die erste Geburt als einzige Möglichkeit zur menschlichen Reproduktion ist insofern ein für die Dauer der menschlichen Existenz nicht zu eliminierendes Muster. Sie ist unüberwindbar. Gleichzeitig ist der Mensch als Produkt der ersten Geburt individuell und von allen anderen Menschen verschieden. Diese Verschiedenheit übersteigt die Verschiedenheit menschlicher Gruppierungen wie Völker oder Nationen (vgl. Volkening 2014: 32).

Der Mensch kann daher als ein Produkt des Prozesses der Überformung angesehen werden. Denn der Vorgang der natürlichen Geburt umfasst Kontinuität und Innovation in ihrer kausalen Bedingtheit. Da ein Mensch immer nur aus einem anderen Menschen entstehen kann, trägt jeder Mensch einen Teil seiner Vorfahren in sich. Die Vergangenheit wird eingeschlossen, nicht eliminiert. Im Sinne einer spiralischen Zeitauffassung ist der Vorgang des Geborenwerdens somit als kontinuierlich fortschreitend und chronologisch anzusehen. Gleichzeitig stellt jeder Mensch durch seine Individualität immer auch eine Erneuerung dar. Aus der Kontinuität der menschlichen Erbfolge entsteht stets etwas Neues im Sinne einer Erneuerung von bereits vorhandenem Erbmaterial.

Dieser kausale Zusammenhang von Kontinuität und Innovation beschreibt den Prozess der Veränderung, durch den auch Rückschlüsse möglich sind. Dies impliziert die Möglichkeit, dass von einem Menschen (X) auf die Nachfolgerin (Y) geschlossen werden kann und umgekehrt von der Nachfolgerin (Y) auf den Vorfahren (X). Verwandtschaftsbeziehungen lassen sich über Generationen hinweg nachvollziehen. Die erste Geburt begründet die menschliche Existenz und somit auch die Befähigung der Menschen zum Handeln. Die zweite, politische Geburt hingegen beschreibt das Handeln eines Menschen, durch das er sich in die gesellschaftliche Umwelt integriert. Mit dem Handeln wird der Mensch „politisch geboren" (vgl. Volkening 2014: 31).

Auf diese Integration durch Handlung kann ein Mensch nicht verzichten, da er in den ersten Lebensjahren auf andere Menschen angewiesen ist, um überleben zu können (vgl. Volkening 2014: 32 f). Doch auch im späteren Lebensverlauf ist ein Bezug auf die Umwelt obligatorisch. Denn der Mensch besitzt keine schöpferischen Fähigkeiten und kann durch sein Handeln nicht etwas absolut Neues erschaffen (vgl. Volkening 2014: 37). Er kann auf eine durch Handlung begründete Teilnahme an seiner politischen Umwelt und somit auf die zweite Geburt nicht verzichten. Jede Handlung ist immer im Zusammenhang mit der Umwelt und dem politisch-

sozialen Umfeld zu betrachten, das als Bezugsrahmen für jede Handlung fungiert. Dennoch sind Erneuerungen des gesellschaftlichen Umfeldes durch Handlung möglich, da das Handeln unter den Bedingungen der ersten Geburt stattfindet. Der innovative Charakter der Geburt und die dadurch begründete Verschiedenheit der Menschen sind als Voraussetzung dafür anzusehen, dass ein Mensch durch sein Handeln eine Erneuerung hervorbringen kann. Um etwas Neues durch Handlung hervorzubringen, muss der Mensch sich stets zunächst auf das bereits Bestehende und dessen Wirkungszusammenhänge beziehen (vgl. Volkening 2014: 37). Er wird in eine von Menschen beeinflusste Welt geboren, die sich in gesellschaftlichen Strukturen manifestiert und in die er sich erst integrieren muss, bevor er Erneuerungen anstellen kann (vgl. Volkening 2014: 32). Durch diese gesellschaftlichen Erneuerungen hinterlässt der Mensch bleibende Spuren. Sie durchbrechen die durch Sterblichkeit bedingte lineare Form des menschlichen Lebens, da Handlungsresultate das menschliche Leben überdauern und auch über den Tod hinaus in der politischen Umwelt bestehen bleiben können (vgl. Arendt 2010: 29).

Hieran wird deutlich, dass durch die erste und die zweite Geburt zwei verschiedene Ebenen beschrieben werden. Die erste Geburt beschreibt die Ebene der Form, da der Mensch in der unpolitischen Betrachtung lediglich die formale Rahmenbedingung darstellt, unter der Handlung möglich ist. Die zweite Geburt repräsentiert die inhaltliche Ebene, da der Mensch bezüglich seiner Handlung und somit auch seiner Produktion von Inhalt betrachtet wird. Da der produzierte Inhalt nur veränderlich, nicht jedoch endlich ist, kann er ein individuelles Menschenleben überdauern.

Die zweite Geburt beschreibt die im Zusammenhang mit der Überformung stattfindende Neukonzeption der gesellschaftlichen Umwelt der Menschen und durch die Menschen. Das Handeln des Menschen innerhalb seiner Umwelt unterliegt den Regeln der Kontinuität, da er sich zunächst auf etwas bereits Vorhandenes beziehen muss. Das Vorhandene kann jedoch durch Bezugnahme und Handlung erneuert (verändert) werden, wodurch auch Innovation möglich ist. Gleichzeitig erzeugt das politische Handeln Kontinuitäten, auf die anschließend, auch im Sinne einer Erneuerung, wieder Bezug genommen werden kann. Kontinuität und Innovation sind im Prozess einer Veränderung kausal verknüpft. Dies bedeutet, dass gesellschaftliche Muster nicht eliminiert, sondern durch Handlung nur verändert werden, sodass Rückschlüsse und das Erschließen von Wirkungszusammenhängen in der Gesellschaft in Bezug auf die Betrachtung von Geschichte möglich sind. Überformung und Neukonzeption sind kausal verknüpft. Während die Überformung (die Reproduktion der Menschen) die Neukonzeption (die Veränderung der gesellschaftlichen Umstände durch menschliches Handeln) obligatorisch zur Folge hat, wäre die Neukonzeption ohne die Überformung nicht möglich.

Anhand des Musters der Gebürtigkeit zeigt sich, dass Fortschritt (Fortschreiten) und Vergangenheit keine voneinander zu trennenden und sich dualistisch entgegenstehenden Motive sind, sondern sich als Wirkungszusammenhang gegenseitig bedingen. Altes kann nicht überwunden werden und Neues kann nicht erschaffen werden, sondern nur durch Erneuerung aus dem Alten heraus entstehen. Zudem wird deutlich, dass die Veränderungen von Form und Inhalt stets kausal miteinander verknüpft sind. Nur durch die menschliche Überformung ist die Neukonzeption der menschlichen Umwelt möglich. Die Gebürtigkeit als kontinuierliches Muster in der Frauengeschichte nach Hannah Arendt dient als Grundlage der Darstellung im HDFG und wird inhaltlich dargestellt. Sie entspricht insofern den Konzepten von Kontinuität und Innovation sowie Überformung und Neukonzeption, die durch die spiralförmige Zeitauffassung ausgedrückt werden.

2.2 Epochen in der spiralförmigen Zeitkonzeption

Epochen haben eine pauschalisierende Funktion. Durch sie soll herausgestellt werden, was für eine bestimmte Zeit von besonderer Bedeutung war. Sie dienen daher zugleich der Abgrenzung der Vergangenheit von der Gegenwart und der Selbstbeschreibung einer Gesellschaft (vgl. Luhmann 1985: 25).

Aufgrund der Komplexität der gesellschaftlichen Wirkungszusammenhänge und der großen Anzahl an gesellschaftlichen Mustern und Subsystemen ist die geschichtliche Betrachtung der Gesamtgesellschaft inklusive aller in ihr existierenden Wirkungszusammenhänge nicht möglich. Es bedarf daher eines bestimmten Erkenntnisinteresses, um die Geschichte betrachten zu können. Ein geschichtlicher Zeitraum wird daher anhand eines für die Zeit als typisch angesehenen gesellschaftlichen Musters oder Ereignisses untersucht. Dieses Muster stellt den formalen Rahmen für die inhaltliche Betrachtung des Zeitraums dar (vgl. Schloßberger 2013: 28). Der untersuchte Zeitraum wird benannt und in Form einer geschichtlichen Epoche manifestiert.

Wie bei der Betrachtung von Fortschritt ist die Konstruktion der Epochen davon abhängig, wel-

cher Teilbereich der Gesellschaft als besonders dominant für die Zeit angesehen wird. Denn Epochen lassen sich für fast alle Subsysteme einer Gesellschaft erstellen (vgl. Luhmann 1985: 11 ff). Je nach Betrachtung und Bewertung eines bestimmten gesellschaftlichen Musters und dem zugrunde liegenden Erkenntnisinteresse kann man so zu verschiedenen Einteilungen von Epochen kommen. Ab wann ein gesellschaftliches Muster oder ein Ereignis als epochenkonstruierend bezeichnet werden kann und welcher gesellschaftliche Teilbereich Bestandteil der Beobachtung sein soll, liegt bei der Betrachterin und ist keine objektive Kategorie (vgl. Luhmann 1985: 17, 20).

Geschichte in Epochen einzuteilen bedeutet daher, zunächst eine Wertung zu treffen und anschließend aus einem bestimmten Erkenntnisinteresse heraus die Geschichte zu betrachten (vgl. Kuhn 1974: 47). Durch dieses spezielle Erkenntnisinteresse geraten davon abweichende Fakten aus dem Blickfeld. Die epochenbedingte Spezialisierung von Geschichte fördert das Vergessen und garantiert gleichzeitig die Möglichkeit, aus der Geschichte Erkenntnisse gewinnen zu können. Epochen sind notwendig, um Geschichte überhaupt fassen zu können. Dennoch stellen sie eine konstruierte und keine natürlich existierende kategorische Einteilung von Geschichte dar. Epocheneinteilungen sind somit als bestimmter Blick auf eine Zeit zu betrachten, dessen Funktion es ist, durch Pauschalisierung zu selektieren und die Anzahl der Wirkungszusammenhänge zu reduzieren, sodass eine geschichtliche Betrachtung überhaupt möglich ist. Je mehr Epochen gebildet werden, umso differenzierter ist der Blick auf die Vergangenheit, da weniger im Sinne der Pauschalisierung nivelliert und unsichtbar gemacht wird (vgl. Schloßberger 2013: 28; Luhmann 1985: 22).

Ein weiterer Effekt der Epocheneinteilung ist, dass die Vergangenheit von der Gegenwart schrittweise abgetrennt wird, es findet eine Grenzziehung zwischen verschiedenen Zeiträumen statt. Die Wirkungszusammenhänge werden durch diese Zäsuren unsichtbar gemacht, sodass die Epochen als voneinander unabhängige Zeiträume erscheinen (vgl. Luhmann 1985: 25 f). Diese Abgrenzung wird häufig verstärkt, indem Einzelereignisse als besonders bedeutend betrachtet werden und als Zeitpunkt der Zäsur dienen, sodass der Eindruck erweckt wird, der Epochenwechsel vollzöge sich ausschließlich aufgrund dieses einzelnen Ereignisses. Die Prozesshaftigkeit und die vorhandenen Wirkungszusammenhänge geraten hierdurch aus dem Blick. Die Einteilung der Geschichte in Epochen repräsentiert das Verständnis der Geschichte als aufeinanderfolgende separierte Einzelereignisse und folgt dem dualistischen Gegensatz „Alt (Vergangenheit) // Neu (Gegenwart)", wie er in einer linearen Zeitauffassung zu finden ist (vgl. Luhmann 1985: 26; Elias 1984: 7). Die Tatsache, dass Geschichte als kontinuierlich und im Sinne des Prozesses einer Veränderung zu betrachten ist, wird nicht beachtet. Die Einteilung der Geschichte ist also ein in Epochen manifestierter Konsens, der durch ein verändertes Erkenntnisinteresse infrage gestellt werden kann (vgl. Klüver 1988: 77).

Auch bei der Betrachtung von Geschichte im Sinne einer spiralförmigen Zeitauffassung kann nicht auf Epochen verzichtet werden, da sie dem historischen Erkenntnisgewinn dienen. Sie sind in der spiralförmigen Zeitkonzeption aber nicht Selbstzweck, sondern „Mittel zum Zweck", um Geschichte interpretieren zu können. Epochen in der Zeitauffassung der Spirale darzustellen bedeutet daher, die Epochen als Konstrukt und nicht als objektiv vorhandene Kategorie zu verstehen. Denn aufgrund der subjektiv motivierten Konstruktion von Epochen kann eine von anderen Erkenntnisinteressen geleitete Geschichtseinteilung genauso legitim sein wie die Einteilung, die zu einer bestimmten Zeit wissenschaftlicher Konsens ist und somit objektiv richtig erscheint. Dies wird bereits anhand der Form einer Spirale und in Abgrenzung zu einer wellenartigen Zeitauffassung deutlich. Betrachtet man Zeit als fortlaufende wellenförmige Linie, die ständig zwischen einem Hoch und einem Tief wechselt, so wird zwar berücksichtigt, dass Zeit kein ausschließlich aufstrebendes und dem Fortschritt unterworfenes Konstrukt ist, dennoch erscheinen in dieser Zeitkonstruktion die Zäsuren als natürlich vorhandene und zu verortende Zeitpunkte. Denn eine Welle vollzieht stets einen dualistischen und mathematisch zu bestimmenden Richtungswechsel von einer Linkskurve in eine Rechtskurve oder umgekehrt. Dieser lässt sich in Form des Wendepunktes bestimmen. Der Wendepunkt markiert als Fixpunkt ein Einzelereignis, das einen Anfangs- oder Endpunkt einer Epoche markiert, wodurch ein einzelnes geschichtliches Ereignis zur Begründung oder Beendigung einer Epoche führen kann. Die geschichtliche Prozesshaftigkeit bleibt unberücksichtigt und den Einzelereignissen als Fixpunkten in der Geschichte kommt eine übergeordnete Bedeutung zu.

Eine solche objektiv bestimmte Zäsur lässt die formale Konzeption einer spiralförmigen Zeitauffassung nicht zu. Denn eine Spirale ist entweder linksdrehend oder rechtsdrehend, sie vollzieht keinen dualistischen Richtungswechsel und besitzt keine mathematisch bestimmbaren Wendepunkte. Jede Epoche muss subjektiv motiviert

konstruiert und in das Konzept eingefügt werden. Die Möglichkeit zur Setzung der Anfangs- und Endpunkte einer Epoche und der dadurch konstruierten Zäsuren ist aufgrund der fehlenden Anhaltspunkte unendlich groß. Es besteht daher die Möglichkeit, Epochen nicht ausschließlich anhand von Einzelereignissen abzugrenzen, sondern die Prozesshaftigkeit der Epochenübergänge zu verdeutlichen, indem nicht ein signifikantes Einzelereignis als Beginn oder Ende einer Epoche dient, sondern das Produkt eines geschichtlichen Prozesses als epochenbildendes Ereignis betrachtet wird. Allein die Form der Spirale impliziert so die Möglichkeit, einen von der Welle verschiedenen Inhalt zu produzieren.

2.3 Individuen in der Spirale

Die Darstellung von Individuen in der Geschichte erfolgt mittels einer doppelten Konstruktion. Um die Lebensrealität der Individuen zu einer bestimmten Zeit betrachten zu können, werden die vorhandenen Informationen über Individualgeschichten gesammelt und im Anschluss daran zu einer kollektiven Gesamtgeschichte zusammengefügt (vgl. Schloßberger 2013: 32). Dabei werden die Gemeinsamkeiten der individuellen Lebenswege für eine bestimmte Zeit typisch dargestellt. Die Unterschiede und Widersprüche werden als individuelle Abweichung und somit für die kollektive Lebensrealität nicht relevant verstanden (vgl. Mühlmann 1996: 17). Auch wenn die erkenntnisgebenden Einzelfakten wahr sind, kann die daraus konstruierte gesamtgeschichtliche Lebensrealität durch die Pauschalisierung nie ein vollständiges, wahrheitsgemäßes Konstrukt sein, da sie durch Auslassung gekennzeichnet ist (vgl. Elias 1984: 175).

Die durch Pauschalisierung erzeugte Lebensrealität dient dazu, auf individuelle Lebenswege zu einer bestimmten Zeit wieder rückzuschließen. An dieser Stelle wird die doppelte Konstruktion der Individuen in der Geschichte deutlich. Aufgrund dessen erscheint es so, als würde jedes Individuum einen auf die Gesamtgeschichte bezogenen gradlinigen Lebensplan verfolgen. Diese Geradlinigkeit ist jedoch nicht Teil des individuellen Lebens, sondern ein Produkt der Nivellierung, sie wurde im Nachhinein vom Beobachter konstruiert (vgl. Rosemann 2003: 34).

Auf diese Weise werden Widersprüche unsichtbar gemacht. Normative Leitbilder werden mit den tatsächlichen Lebenswegen verwechselt. Trotz der strukturellen Gleichheit und individuellen Gemeinsamkeiten begründet bereits die erste Geburt und die mit ihr verbundene Verschiedenheit der Menschen, dass menschliches Handeln durch Erneuerungen, Abweichungen von der Geradlinigkeit, geprägt ist. Die Entwicklung eines individuellen Lebenswegs kann also anders sein als die Entwicklung der kollektiven Lebensrealität. Zwischen Individuum und kollektiver Geschichte kann es zu Widersprüchen kommen, da Erneuerungen durch menschliches Handeln nicht mit der Entwicklung der kollektiven Gesamtgesellschaft konform sein müssen. Diese Widersprüche implizieren die Möglichkeit, dass die Gesellschaft Veränderungen bezüglich der allgemeinen Lebensrealität vollziehen kann. Denn Widersprüche brechen Traditionen auf und verweisen auf neue Möglichkeiten. Es existiert (mindestens) eine Alternative zur allgemeinen Lebensrealität, die durch ein Subjekt hervorgebracht wird und zum neuen normativen Leitbild der gesellschaftlichen Strukturen werden kann. Dass ein subjektiver Lebensweg im Widerspruch zur kollektiven Lebensrealität stehen kann, zeigt ein einzelner Lebensweg als spiralförmiges Fortschreiten. Individuen in der Zeitauffassung der Spirale zu betrachten bedeutet daher, Widersprüche sichtbar zu machen. Die individuellen Lebenswege werden als selbstständige spiralförmige Identitäten verstanden. Hierdurch wird eine nivellierende Betrachtung der einzelnen Lebenswege vermieden, indem es zwar zur Konstruktion einer pauschalisierenden Gesamtgeschichte im Sinne einer großen Spirale der Zeit kommt, die kleinen Spiralen der Individuen auf der großen Spirale bleiben aber als potenziell widersprüchliche Identitäten sichtbar. Ein individueller Lebensweg als „kleine" Spirale auf der „großen" Spirale der Gesamtgesellschaft ist durch Geburt und Tod zeitlich verortbar, die Laufrichtung kann jedoch abweichen. Die kleine Spirale dreht sich *auf* der Spirale der Gesamtgesellschaft, da kein Individuum von der Gesellschaft separiert handeln kann, jedoch nicht zwangsläufig *mit* der Spirale der Gesamtgesellschaft.

3 Zusammenfassung

Geschichte wird stets im Nachhinein konstruiert, sie kann nicht unabhängig von gesellschaftlichen Strukturen betrachtet werden. Die Zeitauffassung, die grundlegend zur Strukturierung der Gesellschaft beiträgt, hat somit auch einen Einfluss auf die (Re-)Konstruktion von Geschichte. Sie liefert den formalen Rahmen, unter dem Geschichte betrachtet werden kann.

Zeit als Spirale zu sehen bedeutet, nicht – wie in linearen Konzeptionen – von einem dualistischen Gegensatz von Fortschritt und Vergangenheit auszugehen, sondern Zeit als Kontinuum im Sinne eines Veränderungsprozesses zu verstehen, in dem Kontinuität und Innovation sich kausal bedingen und Geschichte als fortschreitend und nicht als stetiger Fortschritt bestimmt

wird. Die formale Ebene der Zeitauffassung unterliegt dem Prozess der Überformung, die ebenfalls die prozessuale Veränderung der Inhaltsebene und die ständige Neukonzeption von Geschichte zur Folge hat. Dies wird anhand des Musters der Gebürtigkeit nach Hannah Arendt deutlich. Die erste Geburt, die dem Muster der Überformung folgt und die Verschiedenheit der Menschen begründet, bedingt die Notwendigkeit, durch die zweite Geburt eine Erneuerung im Sinne einer gesellschaftlichen Neukonzeption hervorzubringen.

Durch die Bedingtheit von Überformung und Neukonzeption wird nicht nur das von einer linearen Zeitvorstellung abweichende Verständnis von Fortschritt (Fortschreiten) und Vergangenheit im Sinne von Kontinuität und Innovation in der spiralförmigen Zeitkonstruktion deutlich, sondern ebenso der kausale Zusammenhang von Form und Inhalt. Durch die abweichende Form der spiralförmigen Zeitauffassung entsteht ein Inhalt, der sich – bezogen auf die Geschichtsbetrachtung in der Zeitauffassung der Spirale – durch eine Perspektive auf Geschichte als Veränderungsprozess und nicht als stetigen Fortschritt äußert. Sowohl zur Vorstellung über Fortschritt und Vergangenheit als auch zur Epochenkonstruktion und Betrachtung der Individuen in der Geschichte lässt sich feststellen, dass die formale Konzeption der Spirale, wie sie im Haus der Frauengeschichte gedacht wird, stets die Möglichkeit impliziert, einen von anderen Zeitauffassungen verschiedenen geschichtlichen Inhalt zu produzieren. Die Hypothese kann somit verifiziert werden.

Anhand der spiralförmigen Zeitauffassung wird der subjektive und konstruierte Charakter von Zeit und Geschichte deutlich. Durch die Betrachtung der Zeit als Spirale werden scheinbar objektive dualistische Gegensätze aufgehoben (wie anhand der Auffassung von Fortschritt und Vergangenheit als einheitlicher Prozess deutlich wird) und geschichtliche Kategorien wie Epochen nicht mehr als objektiv vorhandene Zeitabschnitte behandelt, sondern als Produkt einer subjektiv motivierten Konstruktion, die aufgrund eines veränderten Erkenntnisinteresses jederzeit infrage gestellt werden kann. Auch das Herausstellen von individuellen Lebenswegen als Widerspruch zu vorherrschenden Lebensrealitäten verdeutlicht, dass die in der Geschichte kollektiv gültige Lebensrealität jederzeit hinterfragt und durch abweichende individuelle Lebenswege widerlegt werden kann. Das Reflektieren über die Zeit und die durch sie erzeugte Geschichte als Konstrukt scheint bereits durch die Form der Spirale gegeben zu sein. Das Subjektive wird in dieser Zeitauffassung nicht aus dem Blickfeld gedrängt, sondern dient als Ausgangspunkt der Betrachtung von Geschichte.

Literaturverzeichnis

- Adam, Barbara (2006): Das Diktat der Uhr. Zeitformen, Zeitkonflikte, Zeitperspektiven. Frankfurt am Main.
- Anderle, Othmar F. (1958): Theoretische Geschichte, in: Historische Zeitschrift, Jg. 185 (1958). S. 1–54.
- Annette Kuhn Stiftung (o. D.): Die Stifterin, in: www.annette-kuhn-stiftung.de/stifterin.html.
- Arendt, Hannah (2010): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München.
- Bodarwé, Katrinette (1992): Chronik der Jahre 1000–1500, in: Kuhn, Annette (Hrsg.): Die Chronik der Frauen. Dortmund. S. 165–206.
- Böschen, Stefan/Weis, Kurt (2007): Die Gegenwart der Zukunft. Perspektiven zeitkritischer Wissenspolitik. Wiesbaden.
- Elias, Norbert (1984): Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Frankfurt am Main.
- Hahn, Alois (1985): Soziologische Aspekte des Fortschrittsglaubens, in: Gumbrecht, Hans Ulrich/Link-Heer, Ursula (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Frankfurt am Main. S. 53–72.
- Haus der Frauengeschichte (o. D.): Geschichte des Hauses, in: www.hdfg.de/geschichte_hdfg.php.
- Harders, Gerd (2007): Der gerade Kreis – Nietzsche und die Geschichte der Ewigen Wiederkehr. Eine wissenssoziologische Untersuchung zu zyklischen Zeitvorstellungen. Berlin.
- Klüver, Jürgen (1988): Die Konstruktion der sozialen Realität Wissenschaft: Alltag und System. Braunschweig.
- Kuhn, Annette (2010): Historia. Frauengeschichte in der Spirale der Zeit. Opladen.
- Kuhn, Annette (1974): Einführung in die Didaktik der Geschichte. München.
- Luhmann, Niklas (1985): Das Problem der Epochenbildung und die Evolutionstheorie, in: Gumbrecht, Hans Ulrich/Link-Heer, Ursula (Hrsg.): Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachhistorie. Frankfurt am Main. S. 11–33.
- Mongardini, Carlo (1986): Dimensionen der Zeit in der Soziologie, in: Fürstenberg, Friedrich/Mörth, Ingo (Hrsg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft. Linz. S. 37–58.
- Mühlmann, W. E. (1966): Ethnologie und Geschichtssoziologie, in: Mitteilungen zur Kulturkunde, Jg. 12 (1966). S. 16–21.

- Münch, Richard (2008): Soziologische Theorie. Band 1: Grundlegung durch die Klassiker. Frankfurt am Main.
- Rosemann, Lutz (2003): Die Zeit als Paradigma in der Wissenssoziologie von Norbert Elias. Münster.
- Rosenstock, Eva (2014): Zyklische Abläufe als Hilfsmittel zur Deutung von Zeit in der Archäologie, in: Reinhold, Sabine/Hofmann, Kerstin P. (Hrsg.): Zeichen der Zeit. Archäologische Perspektiven auf Zeiterfahrung, Zeitpraktiken und Zeitkonzepte (Themenheft). Forum Kritische Archäologie, Jg. 3 (2014). S. 110–135.
- Schloßberger, Matthias (2013): Geschichtsphilosophie. Berlin.
- Schmidt, Uta C. (2015): Eingreifendes Denken – die Historikerin Annette Kuhn im Geschichtsdiskurs der Bundesrepublik seit 1964, in: GENDER, Jg. 7 (2015). S. 44–60.
- Schmied, Gerhard (1985): Soziale Zeit. Umfang, „Geschwindigkeit" und Evolution. Berlin.
- Spencer-Brown, George (1997): Laws of Form. Gesetze der Form. Lübeck.
- Volkening, Heide (2014): Geborensein. Hannah Arendt über Anfänge, Wunder und Geschichten, in: Hansen-Löve, Aage A./ Ott, Michael/Schneider, Lars (Hrsg.): Natalität. Geburt als Anfangsfigur in Literatur und Kunst. Paderborn. S. 25–40.

Kontakt und Information
Gina Jacobs
gina.jacobs@outlook.de

Kurzvorstellung des Hauses der Frauengeschichte in Bonn

Im Dezember 2000 gründete Annette Kuhn[1] gemeinsam mit gleichgesinnten Frauen mit dem Verein Haus der Frauengeschichte eine Institution, deren Ziel es sein sollte, das geschlechterdemokratische historische Bewusstsein zu fördern. Frauen sollten in der Geschichte verstärkt sichtbar gemacht werden. Zunächst wurden Ausstellungen und Veranstaltungen an verschiedenen Orten besucht und organisiert, wobei das Ziel die Gründung eines tatsächlichen Hauses im Sinne eines Museums für Frauengeschichte war. Dieses Ziel konnte im September 2012 mit der Eröffnung des Hauses der Frauengeschichte in Bonn[2] in die Tat umgesetzt werden (vgl. Haus der Frauengeschichte, o. D.).

Die Ausstellung im Haus der Frauengeschichte ist in sieben historische Zeiträume von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart unterteilt. Der Fokus der Betrachtung liegt stets auf der Lebensrealität von Frauen, die anhand von individuellen Lebenswegen aufgezeigt wird. Von Individuen wird auf die Gesamtgeschichte geschlossen, sodass das Subjektive im Haus der Frauengeschichte einen entscheidenden Stellenwert einnimmt.

Dabei ist die Form der Zeit als Spirale von besonderer Bedeutung. „Wir betrachten unsere Geschichte in der Spirale der Zeit. Dabei entdecken wir ein matriarchales […] Muster, das […] unsere Vergangenheit prägt und bis heute weiterwirkt".[3]

Die Arbeit im Haus der Frauengeschichte wird ausschließlich von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen bewältigt. Anstelle von Ämtern existieren Arbeitsgruppen und Zuständigkeiten. Neben der Dauerausstellung werden in regelmäßigen Abständen Matineen und Vorträge zu frauenspezifischen Themen veranstaltet. Die wissenschaftliche Arbeit im Haus findet in Form von Rezensionen, Diskussionen und Veröffentlichungen unter der Leitung der „Wissenschaftsgruppe" statt, die lange Zeit von Dr. Barbara Degen betreut wurde.

[1] „1964 wurde Annette Kuhn als jüngste Professorin der Bundesrepublik auf den Lehrstuhl für Mittelalterliche und Neuere Geschichte der Pädagogischen Hochschule in Bonn berufen und veröffentlichte wegweisende Arbeiten zur kritischen Geschichtsdidaktik und Friedenspädagogik. Seit den 80er Jahren war es der Aufbruch der Frauen, der ihre wissenschaftliche Arbeit fortan bestimmte: 1986 erhielt sie die erste Professur für historische Frauenforschung. […] Im Juni 1999 wurde Annette Kuhn emeritiert und ihr Lehrstuhl nicht wieder besetzt" (Annette Kuhn Stiftung, o. D.).

[2] Das Haus der Frauengeschichte befindet sich in der Wolfstraße 41 in Bonn.

[3] Aus dem Material der Ausstellung im Haus der Frauengeschichte entnommen.

Nadine Kappel, Beate Küpper

„Nur weil man es nicht sieht, heißt es nicht, dass es nicht existiert"

Studie zum Diskriminierungserleben und Wohlbefinden aus Sicht betroffener Lesben und Schwule

1 Diskriminierung von Lesben und Schwulen heute

Im Herbst 2016 hat die Bundesregierung nach längerer, kontroverser Diskussion entschieden, Personen, die nach dem § 175 StGB verurteilt wurden, juristisch zu rehabilitieren und ihnen eine finanzielle Entschädigung von 3.000 Euro pro Person zu gewähren. Auf der Basis dieses Paragrafen, der noch aus dem Reichsstrafgesetzbuch von 1872 stammt und unter den Nationalsozialisten noch einmal verschärft wurde, wurden homosexuelle Männer bis zur Streichung aus dem Strafgesetzbuch 1994 strafrechtlich verfolgt oder sogar ermordet (Cetin 2012). Die Medizin und die Psychologie stuften Homosexualität lange Zeit als Verbrechen und Krankheit bzw. als psychische Störung ein, die nicht selten medizinische und psychotherapeutische Zwangsbehandlungen für die Betroffenen bedeutete (Wolf 2013); erst 1992 wurde die als Krankheit aufgeführte Homosexualität aus dem ICD-10-Katalog der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gestrichen (Rauchfleisch 2011). Gleichgeschlechtlich Liebenden ist nach wie vor die vollständige Gleichstellung gerade auf dem Gebiet, das Menschen im Allgemeinen besonders wichtig ist – die Führung einer glücklichen Beziehung, zu der für viele auch Kinder gehören –, verwehrt. Während zwei Frauen oder zwei Männer in anderen europäischen Staaten wie den Niederlanden oder Großbritannien bereits seit vielen Jahren genau wie heterosexuelle Paare eine Ehe schließen dürfen, dauert der Streit um die Öffnung der Ehe einschließlich des vollen Adoptionsrechts für gleichgeschlechtliche Paare in Deutschland immer noch an (Cetin 2012).

Zweifelsohne wurden in den letzten Jahren deutliche Fortschritte in der sozialen und rechtlichen Gleichstellung von homosexuellen zu heterosexuellen Menschen erzielt. Inzwischen gibt es etliche prominente und nicht-prominente Personen, die mit ihrem öffentlichen Bekenntnis zum „Anderssein" in den letzten Jahren zur Enttabuisierung des Themas Homosexualität beigetragen haben (Rauchfleisch 2011). Viele zivilgesellschaftliche und von Bund und Ländern geförderte Programme und Maßnahmen engagieren sich – wie in NRW unter dem Motto „anders aber gleich" – für die Gleichstellung. Homosexuell zu sein findet heutzutage deutlich mehr Akzeptanz als noch vor zehn Jahren.

Doch lebt die jahrzehnte- oder gar jahrhundertelange Stigmatisierung und Diskriminierung von homosexuellen Menschen mindestens noch subtil, häufig in der Ignoranz gegenüber bestehender Ungleichwertigkeit und manchmal auch in offenem Hass in den Haltungen der Mehrheitsbevölkerung fort (s. dazu u. a. auch Herek 2009). Nach wie vor sind abwertende Einstellungen gegenüber homosexuellen Menschen – auch wenn sie rückläufig sind – präsent (Küpper/Zick 2015). So sank das Ausmaß der Abwertung homosexueller Menschen von rund 22 % in 2005 auf knapp 10 % in 2016 (Zick et al. 2016). Aber auch in 2016 sind beispielsweise noch 10 % der deutschen Bevölkerung der Auffassung: „Homosexualität ist unmoralisch" und gut 16 % meinen: „Es ist ekelhaft, wenn Homosexuelle sich in der Öffentlichkeit küssen." Mehr noch, im aktuell lauten Rechtspopulismus findet unter den Schlagworten „Genderwahn", „Homo-Lobby" und „Regenbogenideologie" und in der Gegenwehr gegen die Thematisierung von sexueller Vielfalt in der Schule ein erneuter, offener Angriff gegen die Gleichstellung homosexueller Menschen statt (Raphael 2015).

Es stellt sich die Frage, wie dies alles auf die von Abwertung und Ausgrenzung unmittelbar Betroffenen wirkt. Die Betroffenen wissen, wie beleidigend und verletzend auch witzig gemeinte Sprüche sein können, wie anstrengend, ermüdend und belastend die Erfahrung fortwährender Differenzierung als „anders" oder gar als „unnormal" in einer von Heteronormativität geprägten Gesellschaft wirken kann. Sie erleben, wie frustrierend die nach wie vor geführte Debatte um eine vollständige, auch rechtliche Gleichstellung und wie traurig und wütend die gleichzeitige Ignoranz oder gar Zurückweisung durch die Mehrheitsbevölkerung gegenüber der bestehenden Abwertung und Diskriminierung sein kann. Zugleich sind viele Lesben und Schwule heute in selbstbewusste Communities eingebettet, die diese negativen Erfahrungen ggf. aufzufangen helfen und das „Anderssein"

als etwas Besonderes erleben lassen, was stolz und stark machen kann.

Der Beitrag geht der Frage nach, in welchem Ausmaß Lesben und Schwule Diskriminierung auf individueller Ebene erleben, und untersucht erstmalig in einer großen Stichprobe auch in Deutschland, inwieweit sich dies auf ihr Wohlbefinden niederschlägt. Hierzu stellen wir Ergebnisse einer quantitativ angelegten Online-Befragung aus dem Winter 2014/15 zum Thema vor, an der 525 sich selbst als schwul oder lesbisch identifizierende Personen teilgenommen haben.

1.1 Diskriminierung und Diskriminierungserfahrungen

Die Forschung beschreibt Diskriminierung auf der individuellen, der institutionellen und der strukturellen Ebene. Auf der individuellen Ebene wird Diskriminierung von einzelnen Individuen verübt, z. B. wenn beleidigende Sprüche fallen oder ein Wohnungsvermieter es ablehnt, an ein homosexuelles Paar zu vermieten. Institutionelle Diskriminierung wird durch Institutionen verübt, z. B. auf Arbeitsämtern und im Gesundheits- und Bildungsbereich. Strukturelle Diskriminierung zeichnet sich in der ungleichen Wahrscheinlichkeit ab, mit der Mitglieder von Minderheitengruppen an Ressourcen und Einfluss teilhaben können, z. B. wenn jemand aufgrund seiner homosexuellen Orientierung geringere Karrierechancen hat oder seine Bedarfe in Bildungs- und Gesundheitseinrichtungen nicht bedacht werden.

Auf individueller Ebene – aber ebenso auf die institutionelle und strukturelle Ebene der Diskriminierung übertragbar – kann Diskriminierung zudem offen oder subtil ausgedrückt werden. Offene Diskriminierung ist direkt, aktiv und oft leicht erkennbar. Offen diskriminiert wird dann, wenn die Ungleichbehandlung durch direkten Verweis auf das unerwünschte Merkmal begründet wird (Zeckei 2008; Liebscher/Fritzsche 2010). Beispiel hierfür sind die eingangs genannten ungleichen Rechte bei der Eheschließung und Adoption, offene homophobe Witze, Beleidigungen, Anfeindungen oder Gewalt (u. a. Cetin 2012). Diskriminierung kann aber auch subtil stattfinden, sich also eher indirekt, verdeckt und passiv ausdrücken, möglicherweise auch ohne den oder die Betroffenen direkt diffamieren zu wollen, es aber dennoch zu tun. Dies passiert insbesondere dann, wenn soziale Normen der Toleranz wirksam sind. Steffens formuliert es so (2010: 17): *„Toleranz gegenüber Minderheiten [ist] heute zunehmend normativ, so dass sich Personen, die Vorurteile und negative Einstellungen haben, möglicherweise an diese Normen anpassen und sich lediglich tolerant geben".* Subtile Diskriminierung gehört zu den meist schwer erkenn- oder erfassbaren Formen (Manolakos/Sohler 2005). Sie ist in der Selbstverständlichkeit von Heterosexualität angelegt, die zugleich Homosexualität zu etwas Abweichendem, Besonderem macht und von den Betroffenen immer eine besondere Kraftanstrengung fordert, sich zu behaupten oder überhaupt vorzukommen (dies bringt der Terminus der Heteronormativität auf den Punkt). Subtile Diskriminierung beginnt in der Ignoranz gegenüber einer sozialen Gruppe und ihren Bedarfen, z. B. wenn sexuelle Vielfalt in der Schule nicht thematisiert wird, bestehende Privilegien und Diskriminierungen übersehen oder negiert werden und im Vermeiden von Kontakt mit der betreffenden Gruppe. Sie findet sich auch in bürokratischen Hindernissen durch Beamte und Angestellte des öffentlichen Dienstes (Cetin 2012) oder in der auf den ersten Blick neutralen Formulierung von Gesetzen und gesellschaftlichen Normen, die aber die Ausgrenzung spezifischer Gruppen zur Folge hat, oder die Gesetze werden willkürlich umgesetzt (Manolakos/Sohler 2005).

Diskriminierung kann aus Sicht der Betroffenen und der nicht unmittelbar Betroffenen (die ggf. auch Akteure der Diskriminierung sind) durchaus unterschiedlich wahrgenommen werden (Mummendey/Otten 2004). So meinten in einer EU-weiten Studie von 2012 58 % der befragten Personen aus Deutschland, in ihrem Land finde Diskriminierung homosexueller Menschen kaum oder gar nicht statt (Eurobarometer 393/2012). Hingegen berichtet ein großer Teil der Lesben und Schwulen in Deutschland, bereits Diskriminierung erlebt zu haben: 46 % der erwachsenen LSBT-Menschen in Deutschland hatten nach eigenen Angaben in den vergangenen zwölf Monaten Diskriminierungserfahrungen gemacht (europaweite Befragung der FRA 2013). Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt eine große Studie aus Baden-Württemberg, in der 54 % der LSBTTIQ-Befragten davon berichten, in den vergangenen fünf Jahren Diskriminierung im Zusammenhang mit ihrer sexuellen Orientierung erlebt zu haben (hier wurden Menschen mit diverser sexueller Orientierung und Identität befragt; Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren, Baden-Württemberg 2014). In einer weiteren Studie gaben 26 % der befragten Lesben und 55 % der Schwulen an, bereits Diskriminierung in Form von Beleidigungen, Beschimpfungen im Alltag aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erfahren zu haben (Steffens/Wagner 2009). Diskriminierung wird nach Angaben der Betroffenen vor allem in der Öffentlichkeit, der Familie, am Arbeitsplatz bzw. Ausbildungsplatz, aber auch im Internet erlebt,

seltener bei Ämtern und Behörden sowie im Gesundheits- und Bildungsbereich, wobei diese Bereiche vermutlich auch seltener im Alltag der Befragten vorkommen dürften (u. a. FRA 2013; Beigang et al. 2015 für die Antidiskriminierungsstelle des Bundes).

Diese Diskrepanz in der Wahrnehmung von Diskriminierung kann zugleich selbst wieder Anlass von Vorwürfen und weiterer Diskriminierung sein, wenn etwa homosexuellen Menschen vorgeworfen wird, zu sensibel zu sein, Diskriminierung einzuklagen, wo es doch gar keine mehr gäbe. Die Diskrepanz in der Wahrnehmung von Diskriminierung durch die Mehrheit und dem Erleben von Diskriminierung durch die Betroffenen dürfte nicht zuletzt auch von der verbreiteten Norm zu Toleranz beeinflusst sein, die dazu beiträgt, offene Diskriminierung zu vermeiden und Abwertungen eher subtil auszudrücken. Entsprechend könnten Lesben und Schwule auch häufiger subtile als offene Diskriminierung erleben, die von der Mehrheitsbevölkerung besonders selten eingeräumt wird bzw. dieser auch nicht immer bewusst sein dürfte. Es stellt sich die Frage, inwieweit nicht nur offene, sondern gerade auch diese subtilen, schwerer fassbaren Formen von Diskriminierung das Wohlbefinden der Betroffenen beeinträchtigen.

1.2 Psychisches und physisches Wohlbefinden

Wohlbefinden wird in der Forschung als ein multidimensionales Konstrukt angesehen, das durch eine subjektiv empfundene Zufriedenheit bei gleichzeitiger Abwesenheit subjektiv empfundener gesundheitlicher Störungen, äußerer Zwänge und Einschränkungen gekennzeichnet ist (Wydra 2014). Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) geht einen Schritt weiter und setzt Wohlbefinden in enge Verbindung zum Gesundheitszustand einer Person. Sie beschreibt Gesundheit als einen Zustand vollkommenen körperlichen (physischen), seelischen (psychisch) und sozialen Wohlbefindens und nicht nur als bloße Abwesenheit von Krankheit (WHO 1946). Ziel ist, dieses Wohlbefinden durch Befriedigung wichtiger Bedürfnisse, durch die Verwirklichung von Wünschen und Hoffnungen sowie durch die Möglichkeit, die Umwelt zu verändern und zu meistern, zu erreichen (Stöver 2008). Wohlbefinden ist also ein für Menschen erstrebenswerter Zustand, der sich aus psychischem und physischem Wohlbefinden zusammensetzt (Becker 1994), der jedoch durch äußere Einflüsse beeinträchtigt werden kann. Faktoren, die das psychische Wohlbefinden positiv beeinflussen, sind: geliebt werden und lieben können, Familie, Sicherheit, Freiheit, Selbstachtung und Verbundenheit (Perrig-Chiello 1997). Unter physischem Wohlbefinden werden positive körperliche Empfindungen, z. B. Vitalität oder angenehme Müdigkeit, verstanden. Dabei sind Faktoren, die zum körperlichen Wohlbefinden führen, gesunde Nahrung, Fasten, eine gesunde Umwelt, Kleidung, Schlaf, emotionale Ausgeglichenheit sowie intakte soziale Beziehungen und ein ausgefülltes Sexualleben (Perrig-Chiello 1997). Studien verweisen auf ein drei- bis viermal höheres Ausmaß von psychischen Erkrankungen wie Depression, Angst und Suizidgedanken bei LGB-Personen im Vergleich zu heterosexuellen Personen (Lewis 2009).

1.3 Befunde zum Zusammenhang von Diskriminierung und Wohlbefinden

Zahlreiche Studien haben einen negativen Zusammenhang von Diskriminierung und dem psychischen und physischen Wohlbefinden bzw. Gesundheit nachgewiesen – je mehr Diskriminierung erlebt wurde bzw. davon berichtet wurde, desto geringer das Wohlbefinden und die Gesundheit (z. B. Meta-Analyse von Pascoe/Smart Richman 2009). Der Zusammenhang zwischen individueller Diskriminierungserfahrung und Wohlbefinden bzw. Gesundheit hängt dabei u. a. von individuellen Bewältigungsstrategien und -ressourcen, der Einbindung in Minderheiten-Communities, der erlebten Unterstützung sowie der subjektiv eingeschätzten strukturellen Benachteiligung ab (Pascoe/Smart Richman 2009).

Auch für homosexuelle Menschen wurde ein solcher Zusammenhang zwischen Diskriminierungserleben und geringerem Wohlbefinden nachgewiesen. Einer Studie aus Spanien zufolge erfahren homosexuelle Menschen generell häufiger Schikanen als heterosexuelle Menschen (Vergara/Marin/Martxueta 2007). So berichtete über die Hälfte (52 %) der Befragten, während ihrer Schulzeit schikaniert worden zu sein, 22 % davon waren Opfer von Bullying (primär in Form von Beleidigungen und dem Verbreiten rufschädigender Gerüchte) aufgrund ihrer sexuellen Orientierung geworden. Dies wiederum wirkte sich im Erwachsenenalter negativ auf das psychische Wohlbefinden, vor allem in Form von Depression und Angstzuständen, aus. Nicht nur in der Kindheit und Jugend erlebte Abwertung und Diskriminierung hat einen negativen Einfluss auf das Wohlbefinden, auch aktuell oder regelmäßig erfahrene Herabwürdigung und Schikane können mit einem negativen Wohlbefinden in Verbindung gebracht werden. Im Vergleich zu heterosexuellen Menschen berichteten die homo- und bisexuellen Befragten einer bevölkerungsrepräsentativen Studie aus den USA häufiger als heterosexuelle Personen von Diskriminierung, sowohl bezogen auf die

Lebenszeiterfahrungen als auch auf die alltäglichen Erfahrungen (Mays/Cochran 2001). Etwa 42 % der befragten Lesben und Schwulen führten dies teilweise oder vollständig auf ihre sexuelle Orientierung zurück. Zudem fand sich ein positiver Zusammenhang zwischen empfundener Diskriminierung und negativen Auswirkungen auf die Lebensqualität und Indikatoren für stressbezogene psychiatrische Erkrankungen bei den homosexuellen Personen (u. a. Erleben von Depression, Angststörung, Substanzabhängigkeit, aktuelle psychische Not sowie subjektiv empfundene Gesundheit). Bei LGBT-Personen of colour addieren oder multiplizieren sich ggf. Erfahrungen von Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung und aufgrund der Ethnie (Savage/Harley/Nowak 2005).

2 Studie zu Diskriminierungserleben und Wohlbefinden von Lesben und Schwulen in Deutschland

Die bisherigen Befunde verweisen darauf, dass viele homosexuelle Menschen nach wie vor Diskriminierung erleben und sich dies negativ auf ihr psychisches und physisches Wohlbefinden auswirkt. Die meisten Studien wurden bislang allerdings in den Vereinigten Staaten und mit kleinen Stichproben durchgeführt, in denen die hier interessierenden Konstrukte lediglich als Nebenaspekt erhoben wurden. Die im Folgenden vorgestellte Studie untersucht die Fragestellung nun erstmalig mit einer größeren Stichprobe in Deutschland und erfasst die erlebte Diskriminierung und das Wohlbefinden umfassender als zentrale Themenblöcke.

2.1 Methode und Stichprobe

Die Studie wurde als quantitative Querschnittstudie konzipiert und mithilfe eines standardisierten Fragebogens in Form einer Online-Befragung durchgeführt. Der Fragebogen wurde mithilfe der sozialen Netzwerke sowie Kontaktaufnahme zu schwul-lesbischen Netzwerken/Institutionen im Schneeballsystem weitergeleitet. Als Multiplikatoren fungierten Kontaktpersonen in Beratungsstellen für Schwule und Lesben, in Interessenverbänden, in Forschung, Politik und im privaten Umfeld. Zudem wurde der Link zum Fragebogen an schwule und lesbische Personen direkt versandt, die wiederum ihr soziales Netzwerk aktivierten. Befragt wurden Personen, die sich selbst in der Liebe und Partnerschaft als lesbisch oder schwul identifizierten. Die vorliegende Studie richtete sich nicht an trans*, inter- und bisexuelle Personen, da diese spezifischen Gruppen ggf. Diskriminierung noch einmal in besonderer, anderer Form erleben. Theoretisch und konzeptuell lassen sich die verschiedenen Diskriminierungsformen, Bedrohung und Gewalt voneinander abgrenzen. In der vorliegenden Studie haben wir uns auf die Erfassung individueller Diskriminierung beschränkt und den Fokus auf die unmittelbare Abwertung unabhängig vom Kontext der Diskriminierung (z. B. auf der Arbeit, im Privatleben) gelegt.

Insgesamt konnten zur Datenanalyse vollständig ausgefüllte Fragebögen von 525 Personen einbezogen werden. Die Stichprobe setzt sich nach Selbstverortung von Geschlecht und sexueller Orientierung aus 326 lesbischen Frauen (62 %) und 199 schwulen Männern (38 %) zusammen, die im Durchschnitt 30 Jahre alt waren (SD = 11.0). 225 (43 %) der Teilnehmer_innen (50 % der Lesben und 31 % der Schwulen) gaben an, in einer festen gleichgeschlechtlichen Partnerschaft zu leben, 278 (53 %) (47 % der Lesben und 63 % der Schwulen) hatten derzeit keine feste Partnerschaft und 22 (4 %) (3 % der Lesben und 6 % der Schwulen) lebten in einer offenen Beziehung. 90 % der Teilnehmer_innen gaben an, kinderlos zu sein, 7 % hatten ein Kind, gut 3 % hatten zwei oder mehr Kinder. 286 Befragte (53 % der Lesben und 58 % der Schwulen) gaben an, sich (noch) ein Kind zu wünschen (von diesen waren fast alle noch kinderlos). Die Befragten sind deutlich überdurchschnittlich gebildet, 73 % der Befragten verfügten über ein Abitur oder abgeschlossenes Studium, 8 % der Befragten haben einen Migrationshintergrund, d. h., sie selbst oder ihre Eltern sind nach Deutschland eingewandert.

2.2 Ergebnisse zu sexueller Orientierung, Diskriminierungserleben und Wohlbefinden

Zunächst werden die Angaben der Befragten zu ihrer sexuellen Orientierung, zum Diskriminierungserleben und zum Wohlbefinden deskriptiv dargestellt, wobei auch auf mögliche Unterschiede zwischen lesbischen Frauen und schwulen Männern verwiesen wird. Anschließend werden die Zusammenhänge zwischen Diskriminierungserleben und Wohlbefinden beschrieben.

Sexuelle Orientierung

94 % der Teilnehmer_innen gaben an, sich ihrer sexuellen Orientierung eher bis voll und ganz sicher zu sein. Im Durchschnitt waren sich die Befragten zwischen Mitte und Ende der Pubertät und Identitätsentwicklung mit etwa 17 Jahren (SD = 6.9) ihrer Homosexualität bewusst geworden, wobei sich hier die Spannbreite des Zeitpunkts vom 5. bis zum 52. Lebensjahr erstreckt. Im Durchschnitt hatten die Befragten mit knapp 20 Jahren ihr Coming-out (SD = 6.6), wobei

auch hier die Spannbreite groß ist (zwischen dem 4. und 52. Lebensjahr). Schwule waren sich nach eigenen Angaben ihrer sexuellen Orientierung im Schnitt etwas früher bewusst als Lesben (mit 15 bzw. 18 Jahren), brauchten dann aber etwas länger, bis sie erstmalig jemandem von ihrer Homosexualität erzählten. 69 % der Befragten lebten ihre Homosexualität nach eigenen Angaben offen aus, wobei dies noch mehr für die befragten lesbischen Frauen als die schwulen Männer gilt (76 % vs. 56 %). 36 % der Befragten gaben an, ihre sexuelle Orientierung gegenüber den Arbeitskolleg_innen und 59 % gegenüber den Arbeitgeber_innen zu verschweigen.

Diskriminierungserleben

Zur Erfassung des Erlebens von Diskriminierung aus Sicht der Betroffenen wurde eine Batterie von Items verwendet, die auf einer Skala von Stein-Hilbers et al. (1999) aufbauen und um einige selbst formulierte Items ergänzt wurden; zur Beantwortung stand den Befragten eine 5-stufige Antwortskala zur Verfügung (aufsteigend für eine höhere Zustimmung bzw. häufigeres Erleben). Nach theoretischen Überlegungen, gestützt von explorativen Faktoren- und Reliabilitätsanalysen, wurden die Items zu drei zufriedenstellend bis hoch reliablen Mittelwertskalen zusammengefasst: In die Subskala ‚Offene Diskriminierung' gingen 16 Fragen dazu ein, wie oft die Befragten verschiedene direkte Formen von Diskriminierung wie abwertende Sprüche, Beleidigungen, (sexuelle) Belästigung, Sachbeschädigung bis hin zu Bedrohung und Gewalt erlebt hatten (eine Auswahl der Items findet sich in Abbildung 1). Außerdem ging es hier um das Erleben von Diskriminierung auf der Arbeit oder bei der Wohnungssuche ($M = 1.45$, $SD = .51$, $\alpha = .88$). In die Subskala ‚Subtile Diskriminierung' gingen 18 abwertende Äußerungen und Ignoranz der Umwelt sowie Reaktionen der Familie ein, die die Homosexualität der Tochter bzw. des Sohnes nicht zulassen wollten (eine Auswahl der Items findet sich in Abbildung 2; $M = 2.11$, $SD = .64$, $\alpha = .87$). In die Subskala ‚Institutionelle Diskriminierung' gingen fünf Fragen dazu ein, inwieweit sich die Befragten durch rechtliche Ungleichstellung, z. B. in Bezug auf Blutspende und die Adoption von Kindern, sowie die Darstellung von homosexuellen Menschen in den Medien diskriminiert fühlen ($M = 4.20$, $SD = .71$, $\alpha = .72$). Lesben und Schwule unterscheiden sich insgesamt nicht signifikant im Ausmaß der erlebten Diskriminierung; in der Tendenz erleben Lesben etwas eher institutionelle Diskriminierung als Schwule, Schwule etwas häufiger offene Diskriminierung als Lesben. Mit Blick auf spezifische Erlebnisse offenbaren sich nichtsdestotrotz einige Unterschiede zwischen den Formen von Diskriminierung, die lesbische Frauen und schwule Männer erleben, so wie sie hier im Selbstbericht erfasst wurden. Das Erleben offener und subtiler Diskriminierung hängt eng miteinander zusammen ($r = .65$), d. h., wer davon berichtet, offene Diskriminierung erlebt zu haben, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit auch subtile Diskriminierung erlebt und umgekehrt. Hingegen ist das Gefühl der Diskriminierung auf der institutionellen Ebene vor allem durch die Rechtslage weitgehend unabhängig davon (Korrelation mit offener Diskriminierung $r = .17$, mit subtiler Diskriminierung $r = .16$).

Abbildung 1: Ausmaß des Erlebens offener Diskriminierung (Prozentsatz der Befragten, die eine Situation bereits „manchmal", „oft" oder „sehr oft" erlebt haben)

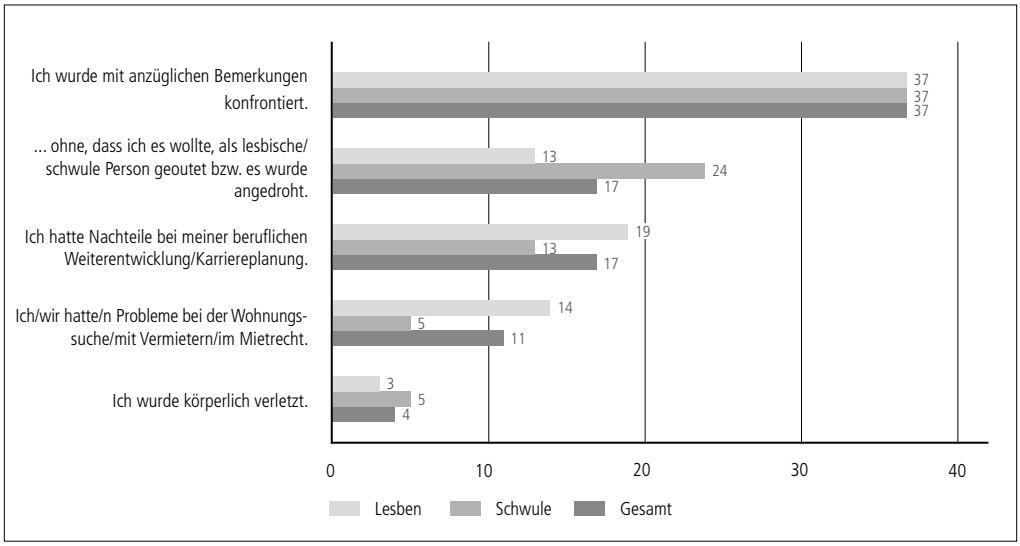
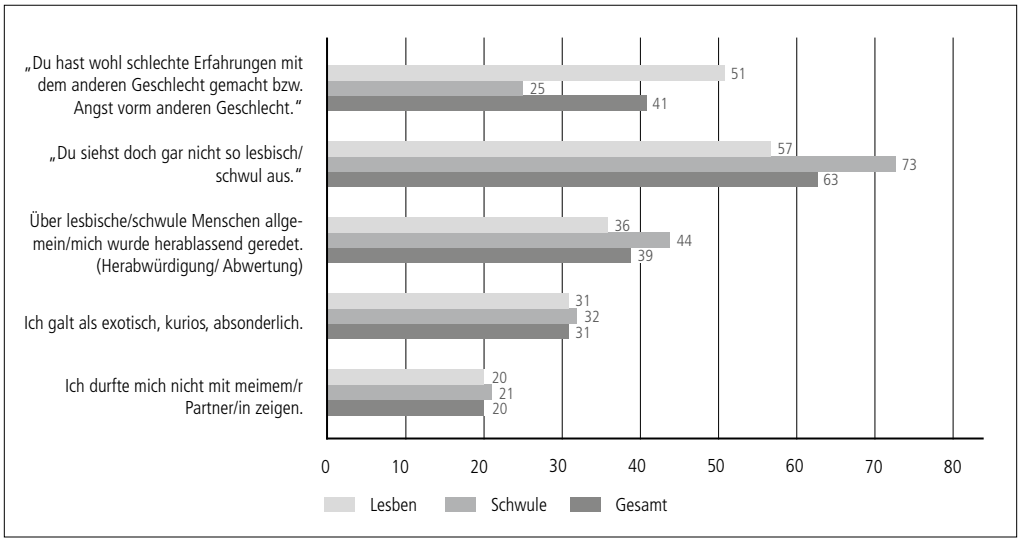


Abbildung 2: Ausmaß des Erlebens subtiler Diskriminierung (Prozentsatz der Befragten, die eine Situation bereits „manchmal", „oft" oder „sehr oft" erlebt haben)



Die subtile Diskriminierung in Form von herablassenden Äußerungen ist den Angaben der Befragten zufolge ein alltägliches Phänomen, mit dem kaum einer der Befragten selten oder nie konfrontiert wird. So geben 51 % der befragten Lesben und 25 % der befragten Schwulen an, manchmal, oft oder sehr oft mit der Aussage konfrontiert worden zu sein, sie hätten bestimmt „schlechte Erfahrungen mit beziehungsweise Angst vor dem anderen Geschlecht". 57 % der lesbischen Frauen und 73 % der schwulen Männer haben bereits die Aussage gehört: „Du siehst doch gar nicht so lesbisch/schwul aus", 33 % haben schon erlebt, dass ihr Lesbisch-/Schwul-Sein totgeschwiegen oder geleugnet wurde, und 55 meinen zumindest teils-teils, es wäre für ihre Familie eine große Erleichterung gewesen, wenn sie heterosexuell gewesen wären. Auch ganz direkte, offene Diskriminierung haben etliche Befragte bereits erlebt. So wurden 37 der Befragten mit anzüglichen Bemerkungen konfrontiert, 16 der Befragten geben an, ausgegrenzt worden zu sein. Körperliche Gewalt haben bereits 3 der lesbischen und 5 der schwulen Befragten erleben müssen.

Fast alle Befragten empfinden rechtliche Ungleichstellung als diskriminierend. So stimmen 86 % der Befragen zu oder absolut der Aussage zu: „Ich empfinde es als diskriminierend, dass schwule Männer kein Blut spenden dürfen", 77 % der Befragten sagen: „Durch negative Äußerungen der Kirche zur gleichgeschlechtlichen Liebe fühle ich mich persönlich angegriffen", 81 % der Befragten geben an: „Ich fühle mich durch das Lebenspartnerschaftsgesetz gegenüber heterosexuellen Ehepartnern benachteiligt", 92 % betonen: „Ich empfinde es als Benachteiligung, dass lesbische/schwule Eltern als Paar kein Kind volladoptieren können" und 72 % meinen: „Die Medien stellen Lesben/Schwule verzerrt dar".

Psychisches und physisches Wohlbefinden

Psychisches und physisches Wohlbefinden wurden mithilfe ausgewählter Items aus dem bewährten Erhebungsinstrument „Fragebogen zum allgemeinen habituellen Wohlbefinden" (FAHW) von Wydra (2014) erhoben. Die 5-stufige Antwortskala wurde im Vergleich zur Originalskala leicht verändert und reichte von 1 = trifft überhaupt nicht zu bis 5 = trifft voll und ganz zu. Die Skalenbildung erfolgte in Übereinstimmung mit der Originalskala. Psychisches Wohlbefinden umfasst nach Definition positive Gefühle, Stimmungen und Beschwerdefreiheit. Hierzu wurden sechs Items zu einer zuverlässigen Mittelwertskala zusammengefasst ($M = 3.55.$, $SD = .66$; $\alpha = .76$). Der überwiegende Teil der Befragten fühlt sich nach eigenen Angaben eher wohl, schwule Männer und lesbische Frauen unterscheiden sich insgesamt nicht signifikant im Ausmaß ihres psychischen Wohlbefindens mit einigen kleineren Unterschieden auf Itemebene (s. Abbildung 3). So stimmten 62 % der befragten Lesben, aber nur 55 % der befragten Schwulen eher oder voll und ganz der Aussage zu, dass sie heiter gestimmt seien. Rund die Hälfte der Befragten schätzte sich als eher oder voll und ganz selbstsicher ein (Lesben 54 %, Schwule 53 %).

Analog wurde auch eine Skala zum physischen Wohlbefinden mit vier Items gebildet; hier wur-

Abbildung 3: Ausmaß des psychischen Wohlbefindens (Prozentsatz der Befragten, die angeben, auf sie trifft eine Beschreibung „teils-teils", „eher" oder „voll und ganz" zu)

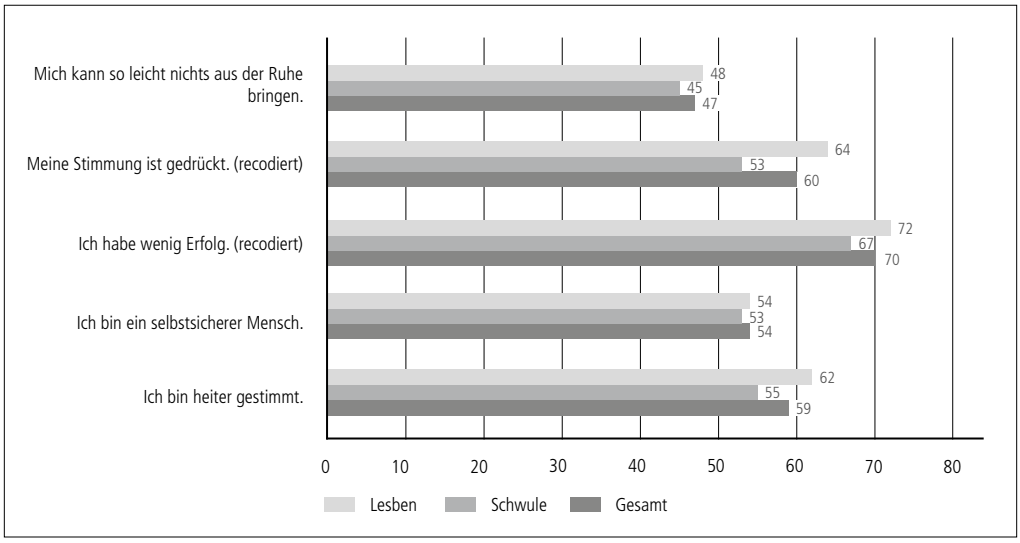
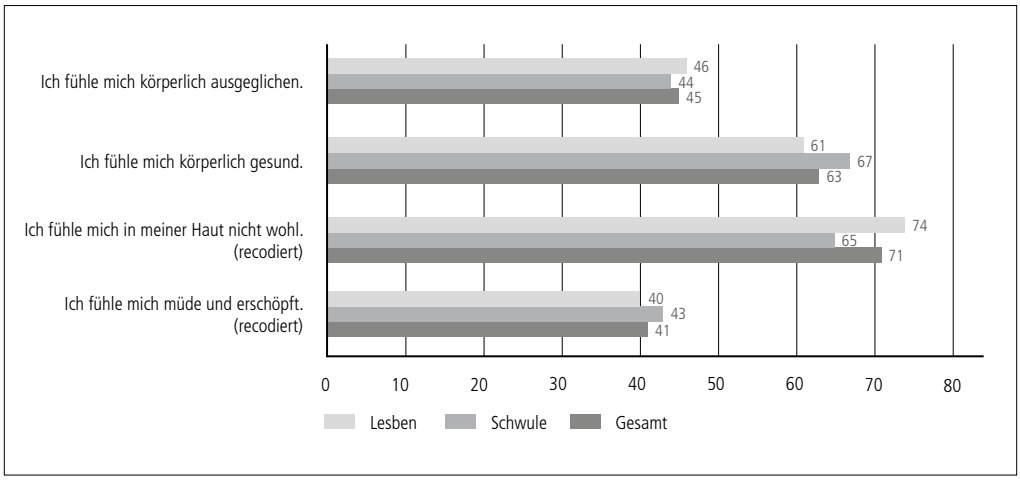


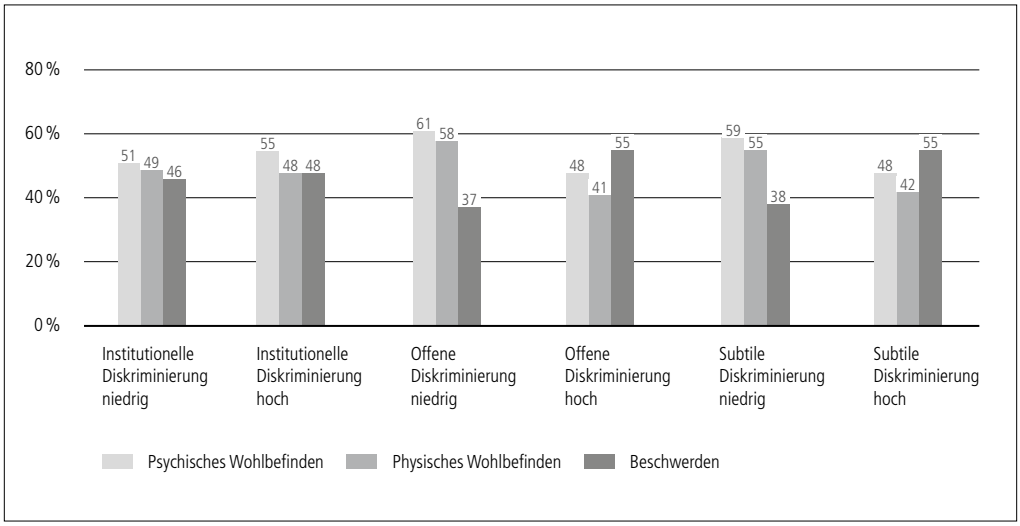
Abbildung 4: Ausmaß des physischen Wohlbefindens (Prozentsatz der Befragten, die angeben, auf sie trifft eine Beschreibung „teils-teils", „eher" oder „voll und ganz" zu)



den die Befragten nach ihrer empfundenen Vitalität befragt (M = 3.52., SD = .79, α = .74; Abbildung 4). Auch hierin unterscheiden sich die lesbischen und schwulen Befragten insgesamt nicht und auf der Ebene der Einzelitems nur geringfügig. So stimmten 44 % der Schwulen und 46 % der Lesben der Aussage: „Ich fühle mich körperlich ausgeglichen" eher oder voll und ganz zu. Umgekehrt stimmten 67 % der befragten Schwulen, aber nur 61 % der Lesben eher oder voll und ganz der Aussage zu: „Ich fühle mich körperlich gesund". Sowohl das psychische als auch das physische Wohlbefinden werden von den Befragten als recht hoch beschrieben.

Außerdem wurden mit einem Auszug aus der Symptomcheckliste SCL-90-R von Derogatis in der deutschen Version von Franke (1995) körperliche Beschwerden abgefragt, die typische Stresssymptome abbilden (mit ebenfalls 5-stufiger Antwortmöglichkeit von nie bis sehr oft). Hier berichten u. a. 22 % der Befragten, oft oder sehr oft unter Konzentrationsschwierigkeiten zu leiden, 20 % über Schlafstörungen, 17 % über Nervosität und 14 % geben an, oft oder sehr oft Wut zu empfinden. Auch diese Items wurden zu einer hochreliablen Mittelwertskala zusammengefasst (M = 2.06., SD = .70, α = .87); Lesben und Schwule unterscheiden sich nicht signifikant im Ausmaß der Beschwerden. Physisches und psychisches Wohlbefinden hängen hoch miteinander zusammen (r = .71), ebenso korrelieren Beschwerden deutlich mit einem geringeren psychischen und physischen Wohlbefinden (r = -.64 respektive -.66).

Abbildung 5: Häufigkeit des Wohlbefindens nach erlebter Diskriminierung (in Prozent; Gruppeneinteilung niedrig/hoch über Mediansplits)



Zusammenhang von erlebter Diskriminierung und Wohlbefinden

Auf der Basis vorangegangener Studien wurde ein negativer Zusammenhang zwischen erlebter Diskriminierung von homosexuellen Personen und ihrem Wohlbefinden angenommen. Die Ergebnisse bestätigen dies: Je mehr Diskriminierung die Befragten aus ihrer Sicht erlebt haben, desto geringer ist ihr Wohlbefinden und desto mehr Beschwerden, die für Stress sprechen, haben sie. Dies gilt für offene und subtile Diskriminierung, allerdings kaum für institutionelle Diskriminierung (Korrelationen: offene Diskriminierung mit psychischem Wohlbefinden $r = -.19^{***}$, physischem Wohlbefinden $r = -.23^{***}$, Beschwerden $r = .29^{***}$; subtile Diskriminierung mit psychischem Wohlbefinden $r = -.24^{***}$, physischem Wohlbefinden $r = -.23^{***}$, Beschwerden $r = .29^{***}$; institutionelle Diskriminierung mit psychischem Wohlbefinden $r = -.05$ ns., physischem Wohlbefinden $r = -.09^{*}$, Beschwerden $r = .05$ ns.). Der Zusammenhang zwischen dem Erleben von offener und subtiler Diskriminierung und Beschwerden, die Stress anzeigen, ist besonders substanziell. Bemerkenswerterweise hängt vor allem das psychische Wohlbefinden noch etwas enger mit subtiler als mit offener Diskriminierung zusammen. Für das Wohlbefinden ist also offenbar das Erleben bzw. Nicht-Erleben von subtiler Diskriminierung noch etwas ausschlaggebender als das von offener Diskriminierung. Abbildung 5 verdeutlicht diesen Zusammenhang in Form von Häufigkeitsverteilungen; hierfür wurden alle Skalen jeweils mithilfe von Mediansplits künstlich in Befragte, die eine Form der Diskriminierung bzw. Wohlbefinden eher nicht erleben (Diskriminierung niedrig) bzw. erleben (Diskriminierung hoch), unterteilt. So geben beispielsweise 59 % der Befragten, die nach eigenen Angaben subtile Diskriminierung selten oder in geringerem Ausmaß erlebt haben, an, sich psychisch wohlzufühlen, während dies nur für 48 % derjenigen gilt, die subtile Diskriminierung häufiger oder in verstärktem Maß erlebt haben. Während nur 37 % der Befragten, die seltener offene Diskriminierung erlebt haben, von stressförmigen Beschwerden berichten, tun dies 55 % derjenigen, die häufiger oder stärker offene Diskriminierung erfahren haben.

4 Diskussion und Fazit

Lesben und Schwule berichten von Diskriminierung in den verschiedensten Formen, die sie in der Vergangenheit und heute noch erleben müssen, mit negativen Folgen für ihr Wohlbefinden: Je mehr Diskriminierung sie erleben, desto weniger gut geht es ihnen, psychisch und physisch, und desto mehr Beschwerden, die für Stress sprechen, haben sie. Lesbische Frauen und schwule Männer unterscheiden sich insgesamt weder im Ausmaß erlebter Diskriminierung noch in ihrem Wohlbefinden, es finden sich aber im Einzelnen Unterschiede in spezifischen Formen erlebter Diskriminierung.

Das Gefühl der institutionellen Diskriminierung durch die rechtliche Ungleichbehandlung und die Darstellung in den Medien ist sehr hoch. Zugleich hat diese Form der Diskriminierung wenig negative Auswirkungen auf das individuelle Wohlbefinden. Hingegen beeinträchtigen offene und mehr noch subtile Formen von Diskriminie-

rung, die unmittelbar im Alltag erlebt werden, das Wohlbefinden der Befragten. Ein Grund hierfür könnte sein, dass bei subtiler Diskriminierung die Anwendung aktiver Coping-Strategien durch den schwer fassbaren Charakter dieser Form der Diskriminierung erschwert ist. Sie bietet weniger Möglichkeiten, sich aktiv zur Wehr zu setzen, zudem ist der Aggressor weniger deutlich erkennbar. Es dürfte daher weniger leicht sein, den Verursacher der subtil erfahrenen Abwertung und Entwürdigung sowohl für sich selbst als ggf. auch für Danebenstehende verantwortlich zu machen, sodass die Betroffenen die Verletzung und den Ärger ggf. eher in sich „hineinfressen" und ein dauerhaftes Unwohlsein zurückbleibt. In diesem Zusammenhang sei auch noch einmal auf die eingangs erwähnte Diskrepanz zwischen der wahrgenommenen Diskriminierung von homosexuellen Personen durch die Mehrheit, die vermutlich einen großen Teil der subtilen Diskriminierung schlicht übersieht oder nicht als solche erkennt, und den Erfahrungen der Betroffenen selbst verwiesen, die subtile Diskriminierung sehr wohl wahrnehmen, aber für sich und andere weniger leicht dingfest machen können.

Aus einer Querschnittstudie wie der vorliegenden können keine Schlüsse auf die Richtung des berichteten Zusammenhangs gezogen werden. Beide Richtungen sind denkbar – dass erlebte Diskriminierung das Wohlbefinden reduziert und dass Personen mit einem geringeren Wohlbefinden mehr Diskriminierung wahrnehmen. Längsschnittanalysen bestätigen allerdings die angenommene Wirkungsrichtung, nach der die wahrgenommene Diskriminierung das Wohlergehen negativ beeinflusst und nicht umgekehrt (u. a. Pavalko/Mossakowski/Hamilton 2003). Einschränkend muss in diesem Zusammenhang noch einmal betont werden, dass wir explizit die subjektive Sicht der Befragten erhoben haben, die retrospektiv über erlebte Diskriminierung berichten. Der retrospektive Blick dürfte ebenso wie das berichtete Wohlbefinden auch von der aktuellen Stimmung, der Erwartungshaltung usw. mit beeinflusst sein. Wichtig wäre es, die Richtung des Zusammenhangs zwischen Diskriminierungserleben und Wohlbefinden sowie u. a. Erwartungshaltungen genauer zu untersuchen. Die erreichte Stichprobe repräsentiert trotz der vielfältigen Zugangswege die lesbische und schwule Bevölkerung sicher nur eingeschränkt. Das Bildungsniveau und die Einbindung in Netzwerke dürften überdurchschnittlich hoch sein. Diese Gruppe ist vermutlich eher für Diskriminierung sensibilisiert, verfügt damit aber zugleich auch über mehr soziale Unterstützung.

Die Ergebnisse liefern Hinweise dafür, dass Diskriminierungserfahrungen eine große Rolle im Alltag von schwulen und lesbischen Menschen spielen, die nicht folgenlos sind. Interessant wäre nun, mögliche protektive Faktoren näher zu untersuchen, die den potenziell schädigenden Einfluss dieser Erfahrungen auf die Betroffenen reduzieren; hierfür finden sich ggf. Anhaltspunkte aus anderen Studien zur Diskriminierung anderer sozialer Gruppen. Präventions- und Interventionsangebote für die Mehrheitsgesellschaft sollten insbesondere auch die subtileren Formen der Diskriminierung in den Blick nehmen und dafür sensibilisieren. Bewährt hat sich hier u. a. die Einbeziehung der Betroffenen, wie dies z. B. im schulischen Präventionsprojekt von SchLAu NRW umgesetzt wird, die von den Ausdrucksweisen und der Wirkung subtiler Diskriminierung berichten können. Die persönliche Begegnung trägt nicht nur dazu bei, Ängste und soziale Distanz abzubauen (Amering/Schmolke 2012), sondern dürfte auch Empathie und Perspektivenübernahme befördern, die mit Blick auf subtile Formen der Diskriminierung – anders als bei offenen, schweren Formen und gewalttätigen Übergriffen – durch abstraktere Methoden nicht so leicht zu wecken sind. Empathie und Perspektivenübernahme sind wirksame Mittel gegen Vorurteile. Umgekehrt sind in vielen Großstädten Beratungsstrukturen aufgebaut und es finden sich Angebote des Empowerments für Lesben und Schwule. Hier wäre auf der Basis der Befunde zu empfehlen, Lesben und Schwule darin zu befördern, konstruktive Coping-Strategien gegen die erlebte Diskriminierung zu entwickeln, die helfen, Stress zu reduzieren (Lazarus/Folkman 1984), und sich soziale Unterstützung innerhalb der Communities, aber auch durch unterstützende Koalitionäre außerhalb der Community zu suchen, die erwiesenermaßen helfen, den negativen Einfluss von Diskriminierung auf das Wohlbefinden zu reduzieren (Meta-Analyse von Pascoe/Smart Richman 2009). Junge homosexuelle Menschen greifen bereits heute auf ein großes Spektrum unterschiedlicher Coping-Strategien (z. B. die Suche nach Unterstützung auch im Internet) zurück, die sie selbst als nützlich und schützend empfinden (McDavitt et al. 2008). Diese stehen nicht im Widerspruch zum politischen Engagement gegen Diskriminierung, sondern können im Gegenteil im besten Fall Einzelne darin bestärken, erlebte Diskriminierung nicht zu internalisieren, sondern in politisches Engagement zu transformieren. Für Institutionen, Unternehmen usw. bedeutet dies: Diskriminierung findet nicht nur im Sinne des AGG statt, sondern auch in subtilen Formen. Ein wichtiger Aspekt, auf den allumfänglich Acht gegeben werden sollte.

Literaturverzeichnis

- Amering, Michaela & Schmolke, Margit (2012). Recovery – Das Ende der Unheilbarkeit (5. überarb. Aufl.). Bonn: Psychiatrieverlag.
- Becker, Peter (1994). Theoretische Grundlagen. In Andrea Abele & Peter Becker (Hrsg.), Wohlbefinden. Theorie – Empirie – Diagnostik (S. 13–49). Weinheim: Juventa.
- Beigang, Steffen; Fetz, Karolina; Foroutan, Naika; Kalkum, Dorina & Otto, Magdalena (2015). Diskriminierungserfahrungen in Deutschland. Berlin: Antidiskriminierungsstelle des Bundes.
- Cetin, Zülfukar (2012). Homophobie und Islamphobie. Intersektionale Diskriminierungen am Beispiel binationaler schwuler Paare in Berlin. Bielefeld: transcript Verlag.
- Eurobarometer 393 (2012). Eurobarometer 2012 über die Wahrnehmung von Diskriminierung in der EU. Zugriff am 29. September 2016 unter http://ec.europa.eu/justice/newsroom/discrimination/news/121122_de.htm.
- European Union Agency for Fundamental Rights (FRA) (2013). EU LGBT survey – European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey – Results at a glance. Vienna. (Online verfügbar).
- Franke, Gabriele H. (1995). SCL-90-R. Die Symptom-Checkliste von Derogatis. Deutsche Version. Manual. Weinheim: Beltz.
- Herek, Gregory M. (2009). Hate crimes and stigma-related experiences among sexual minority adults in the United States: Prevalence estimates from a national probability sample. Journal of Interpersonal Violence, 24(1), 54–74.
- Küpper, Beate & Zick, Andreas (2015). Homophobie – zur Abwertung nicht-heterosexueller Menschen. Bürger im Staat, 1/15.
- Lazarus, Richard S. & Folkman, Susan (1984). Stress, Appraisal, and Coping. New York: Springer.
- Lewis, Nathaniel M. (2009). Mental health in sexual minorities: Recent indicators, trends, and their relationships to place in North America and Europe. Health & Place, 15(4), 1029–1045.
- Liebscher, Doris & Fritzsche, Heike (2010). Antidiskriminierungspädagogik. Konzepte und Methoden für die Bildungsarbeit mit Jugendlichen. Hrsg. von Rebecca Pates, Daniel Schmidt & Susanne Karawanskij. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Manolakos, Theodora & Sohler, Karin (2005). Gleiche Chancen im Betrieb? Diskriminierung von MigrantInnen am Wiener Arbeitsmarkt. Europäisches Zentrum für Wohlfahrtspolitik und Sozialforschung. Endbericht des EQUAL-Projektes „Gleiche Chancen im Betrieb – Betrieb ohne Rassismus". Wien.
- Mays, Vickie M. & Cochran, Susan D. (2001). Mental health correlates of perceived discrimination among lesbian, gay, and bisexual adults in the United States. American Journal of Public Health, 91(10), 1869–1876.
- McDavitt, Bryce; Iverson, Ellen; Kubicek, Katrina; Weiss, George; Wong, Carolyn F. & Kipke, Michele D. (2008). Strategies used by gay and bisexual young men to cope with heterosexism. Journal of Gay and Lesbian Social Services, 20(4), 354–380.
- Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg (2014). Aktionsplan – Für Akzeptanz und gleiche Rechte. Baden-Württemberg.
- Mummendey, Amélie & Otten, Sabine (2004). Aversive discrimination. In Marilynn B. Brewer & Miles Hewstone (Hrsg.), Emotion and motivation (S. 298–318). Malden: Blackwell.
- Pascoe, Elisabeth, A. & Smart Richman, Laura (2009). Perceived Discrimination and Health: A Meta-Analytic Review. Psychological Bulletin, 135(4), 531–554.
- Pavalko, Eliza K.; Mossakowski, Krysia N. & Hamilton, Vanessa J. (2003). Does perceived discrimination affect health? Longitudinal relationships between work discrimination and women's physical and emotional health. Journal of Health and Social Behavior, 44, 18–33.
- Perrig-Chiello, Pasqualina (1997). Wohlbefinden im Alter. München: Juventa.
- Raphael, Simone (2015). Die Mitte und der Genderwahn. In Andreas Zick & Beate Küpper (Hrsg.), Wut, Verachtung, Abwertung – Rechtspopulismus in Deutschland (S. 78–94). Hrsg. von Ralf Melzer & Dietmar Molthagen für die Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn: Dietz.
- Rauchfleisch, Udo (2011). Schwule, Lesben, Bisexuelle – Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten (4., neu bearb. Aufl.). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Savage, Todd A.; Harley, Debra A. & Nowak, Theresa M. (2005). Applying social empowerment strategies as tools for self-advocacy in counseling lesbian und gay male clients. Journal of Counseling and Development, 83, 131–137.
- Steffens, Melanie C. (2010). Diskriminierung von Homo- und Bisexuellen. In Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), Aus Politik und Zeitgeschichte (ApuZ): Homosexualität. 15–16, 14–20.
- Steffens, Melanie C. & Wagner, Christof (2009). Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen. In Andreas Beelmann & Kai J. Jonas (Hrsg.), Diskriminierung und Toleranz. Psycho-

logische Grundlagen und Anwendungsperspektiven (S. 241–262). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Stein-Hilbers, Marlene; Holzbecher, Monika; Klodwig, Bernadette; Kroder, Uta; Soine, Stefanie; Goldammer, Almuth & Noack, Inka (1999). Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Düsseldorf: Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen.
- Stöver, Heino (2008). Sozialer Ausschluss, Drogenpolitik und Drogenarbeit – Bedingungen und Möglichkeiten akzeptanz- und integrationsorientierter Strategien. In Roland Anhorn, Frank Bettinger & Johannes Stehr (Hrsg.), Sozialer Ausschluss und Soziale Arbeit. Positionsbestimmungen einer kritischen Theorie und Praxis Sozialer Arbeit (2., überarb. u. erw. Aufl., S. 335–354) Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Vergara, Anabel; Marin, Gabriel & Martxueta, Aitor (2007). Predicting psychological well-being in gay men and lesbians: Retrospective bullying and psychosocial factors. International e-Journal of Criminal Science, 3(1), 1–22.
- WHO (1946). Constitution. Genf: World Health Organisation.
- Wolf, Gisela (2013). Psychopathologisierungsprozesse von LSBT*I-Lebensweisen in DSM-5 und ICD 10, Kapitel F. Vortrag auf dem 1. LSBTI* Wissenschaftskongress der Magnus Hirschfeld Stiftung, 28.–30.11.2013. Zugriff am 6. November 2016 unter www.hirschfeld-kongress.de/images/download/publikationen/Psychopathologisierungsprozesse%20von%20LSBT-I-Lebensweisen%20in%20DSM-5%20und%20ICD%2010,%20Kapitel%20F%20-%20Gisela%20Wolf.pdf.
- Wydra, Georg (2014). Der Fragebogen zum allgemeinen habituellen Wohlbefinden (FAHW und FAHW-12). Entwicklung und Evaluation eines mehrdimensionalen Fragebogens (5., überarb. u. erw. Version). Saarbrücken: Sportwissenschaftliches Institut der Universität des Saarlandes.
- Zeckei, Matthias (2008). Das Diskriminierungsverbot im Zivilrecht und seine Auswirkungen auf das rechtsgeschäftliche und quasi-rechtsgeschäftliche Handeln. Dissertation, Universität Göttingen.
- Zick, Andreas; Krause, Daniela; Berghahn, Wilhelm & Küpper, Beate (2016). Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in Deutschland 2002–2016. In Andreas Zick, Beate Küpper & Daniela Krause (Hrsg.), Gespaltene Mitte – Feindselige Zustände (S. 33–82). Hrsg. von Ralf Melzer für die Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn: Dietz.

Kontakt und Information

Nadine Kappel
MA Psychosoziale Beratung und Mediation
nadinekappel@t-online.de

Prof. Dr. Beate Küpper
Dipl. Psych.
Hochschule Niederrhein
Fachbereich Sozialwesen
Richard-Wagner-Straße 101
41065 Mönchengladbach
beate.kuepper@hs-niederrhein.de

Vanessa Rumpold

Migration und Behinderung als habituelle Prägungen – ein Blick auf das Weiterbildende Studium FrauenStudien der Universität Bielefeld

1 Die Bedeutung des Habituskonzeptes für die FrauenStudien

Das Weiterbildende Studium FrauenStudien ist seit über 25 Jahren ein Teil des Studienangebotes der Universität Bielefeld. Es richtet sich unter anderem an Frauen, die in ihrer Familienphase praktische Qualifikationen erworben haben und sich beruflich weiterentwickeln oder neu orientieren wollen. Während der sechssemestrigen Weiterbildung besuchen die Teilnehmenden Veranstaltungen aus dem Lehrangebot der Universität. Das in der Regel praktisch erworbene Wissen der Studierenden erfährt so nicht nur eine theoretische Fundierung. Die Frauen studieren selbstreflexiv und setzen sich mit der eigenen (Erwerbs-)Biografie auseinander. Trotz der langen Tradition der FrauenStudien ist aktuell ein deutlicher Rückgang der Teilnehmenden zu verzeichnen. In den letzten zwei Jahren hat sich die Anzahl der Studierenden halbiert. Vermehrt kommt es zu einem Studienabbruch nach der Orientierungsphase der ersten zwei Semester. Im Kontext der Evaluation des Studienabbruchs formulieren die Teilnehmenden überwiegend persönliche Gründe wie Krankheiten oder Schwierigkeiten mit der Wissenschaftssprache Deutsch, vor allem bei Personen, die Deutsch als Zweitsprache sprechen.

Die gesamte Entwicklung weiterbildender Studienangebote für eine weibliche Zielgruppe bestätigt die Tendenz: Es existiert ein deutlicher Rückgang an frauenspezifischen Konzepten. Beispielsweise wurde im Herbst 2012 das Ende der Frauenstudien an der TU Dortmund eingeleitet und im Jahr 2014 die letzten Studierenden dort verabschiedet (vgl. Schmidt 2013: 13). Begründet wird die Entscheidung damit, dass Weiterbildungsstudiengänge mit ihren historischen und sozialen Dimensionen einer Aufklärung und Persönlichkeitsentwicklung verpflichteten Bildungsarbeit in der heutigen betriebswirtschaftlichen Logik universitärer Weiterbildungsplanung nicht mehr vorgesehen sind (vgl. Schmidt 2013: 13). Diese Argumentationslinie bezieht sich auf ein Spannungsfeld, das auch in den FrauenStudien der Universität Bielefeld existiert: Die verfestigten habituellen Barrieren der Studierenden treffen auf die der ausrichtenden Institutionen. Es liegt nahe, dass die Reduzierung frauenspezifischer Weiterbildungsmöglichkeiten aufgrund privater oder ökonomischer Zwänge eine rationalisierte Bestätigung der Grenzen des bildungsfernen Habitus von Studentinnen ist, auf den die Universität – unbewusst – rekurriert. Eine solche Entwicklung irritiert zunächst, insbesondere vor dem Hintergrund von Inklusionsbestrebungen und der Diskussion um Chancengleichheit und Partizipation. Jedoch greift sie die Praktiken des wirkungsmächtigen Habitus auf und verweist Frauen auf die Grenzen des häuslichen Feldes der Reproduktionsarbeit, der Gegenentwurf zur Arbeitswelt. Im Rahmen ihrer Untersuchung „Barrieren in der Weiterbildung" plädiert Regina Heimann (2009) für eine stärkere Betrachtung des Habitus, insbesondere bei Teilnehmenden weiterbildender Studiengänge. Der Habitus, verstanden als „inkorporierte Sozialstruktur sowie als ein aus Erfahrungen generiertes System von Grenzen, ist ein einheitsstiftendes Erzeugungsprinzip aller Formen von Praxis" (Bourdieu 1982: 283), das alle Lebensbereiche tangiert. Nicht nur für das Weiterbildende Studium FrauenStudien verweist der Rückgriff auf das Habituskonzept und die Theorie des sozialen Raums von Bourdieu (1982; 1993; 1997) auf das Zusammenspiel von Individuum und Gesellschaft. Es sieht nicht nur Geschlecht und Klasse als soziale Dimensionsmerkmale des Habitus, sondern nimmt auch die Universität als Vermittler institutionalisierten kulturellen Kapitals in den Blick (vgl. Heimann 2009). Der Habitus bestimmt die soziale Position von Individuen und auch deren Zugang zu Bildung. Im Kontext von Bildungsbeteiligung ist er überaus wirksam und veränderungsresistent. Die Teilnehmenden der FrauenStudien verlassen durch die Aufnahme des Weiterbildenden Studiums weder ihren vorgeschriebenen Lebensrahmen noch verändern sie ihre gesellschaftliche Lage. Sie suchen vielmehr eine Bestätigung der eigenen sozialen Position (vgl. Heimann 2009: 27). Dies läuft der Inkorporierung des Bildungskapitals zuwider, das die Universität zur Verfügung stellt. Die Verharrung begrenzt den eigenen Individualisierungswunsch der Studierenden und markiert gleichzeitig die Grenzen ihres sozialen Feldes.

1.1 Die habituelle Prägung von Teilnehmenden mit Migrationshintergrund

Beobachtbar ist diese Konstitution zum Beispiel bei Personen mit Migrationshintergrund. Als ein Ergebnis der Auswertung von Beratungsgesprächen wurde eine geringe Beteiligung dieser Studierendengruppe in Seminaren benannt. Ferner berichten diese Personen über Schwierigkeiten beim Verständnis der Seminarinhalte. Manche artikulieren Unsicherheiten und Ängste und formulieren den Eindruck, es würde ihnen im Weiterbildenden Studium „zu viel". Auch werden von den Lehrenden der FrauenStudien Sprachbarrieren in Form von Ausdrucksschwierigkeiten bei Wortmeldungen beobachtet. Diese sozialen Situationen sind für die Studierenden unangenehm und schambehaftet; eine Reaktion durch Vermeidung ist daher nachvollziehbar. Die Teilnahme an den FrauenStudien ist für Einzelne zudem mit Mehrausgaben für Übersetzungen verbunden, beispielsweise bei Hausarbeiten. Ferner berichten Teilnehmende über einen höheren Zeitaufwand sowie über niedrige Frustrationstoleranz beim wissenschaftlichen Schreiben. Hausarbeiten werden zuerst in der Muttersprache verfasst, anschließend ins Deutsche übersetzt und die Aussprache für ein anschließendes Referat mehrfach geprobt. Auffallend ist, dass Teilnehmende mit Migrationshintergrund eine hohe Studienmotivation aufweisen und den genannten Mehraufwand auf sich nehmen. Außerdem fungieren Mitstudierende häufig als Mentorinnen. Ein Beispiel dafür sind Erklärungen und Unterstützung bei Gruppenarbeiten. Lehrende der FrauenStudien heben hervor, dass kollegiale Unterstützung durch Mitstudierende ein konstituierendes Element von Seminarsitzungen ist, das weder problematisiert noch als besonders aufwendig beschrieben wird. Dadurch entsteht der Eindruck, dass die Aufnahme von Personen mit Migrationshintergrund in die Studierendengruppe relativ leicht gelingt.

Der Habitus der Teilnehmenden mit Migrationshintergrund weist eine hohe Affinität zu kulturellem Kapital auf. Jedoch kann ihr vergeschlechtlichter und traditionalisierter Habitus nicht allein durch den Beginn einer universitären Weiterbildung verändert werden, da sie Begrenzungen erfahren, welche die Nutzung des neu erworbenen kulturellen Kapitals einschränken (vgl. Heimann 2009: 27). Da es sich beim Habitus um eine inkorporierte Sozialstruktur handelt, reicht eine kognitive Entscheidung zur Aufnahme einer Weiterbildung nicht aus: vielmehr reagiert das Individuum trotz neuer (wissenschaftlicher) Erkenntnisse auf der unbewussten habituellen Ebene, die auf die symbolische Gewalt gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen rekurriert (vgl. Heimann 2009: 336). Dies führt zu begrenzten Handlungsweisen sowie zu einer Diskrepanz zwischen (Wunsch-)Denken und Handeln (vgl. Heimann 2009: 336). Viele der Teilnehmenden mit Migrationshintergrund wünschen sich nicht nur den Abschluss des Weiterbildenden Studiums, sondern auch die Aufnahme eines Regelstudiums. Die habituelle Prägung – und oftmals auch die Überzeugung der höheren Wertigkeit von und Zuständigkeit für Familie – ist jedoch so wirkmächtig, dass die Transformation universitären Kapitals häufig misslingt. Viele Studierende mit Migrationshintergrund reagieren auf den Wissenserwerb mit Selbstausschluss und brechen ihr Studium ab. Prengel (1993) fasst zusammen, dass sich vor allem die Bereiche der Feministischen oder Interkulturellen Pädagogik, zu denen auch die FrauenStudien zählen, mit der Verschiedenheit von Lerngruppen befassen (müssen). Beiden Konzepten sei die „historische Erfahrung von Etikettierung und Diskriminierung" (Prengel 1993: 16) gemein. Aufgrund der Kreuzung verschiedener Machtachsen (vgl. Hornscheidt 2007), hier Geschlecht und Migration, sind insbesondere Migrantinnen von Ausgrenzung betroffen. Dies gilt nicht nur für die erlebten Sprachbarrieren, sondern auch für die traumatische Wanderungserfahrung, ein elementarer Bestandteil ihrer habituellen Prägung. Krauss (1998) beschreibt, dass dadurch Grenzen erfahren werden, die sehr intensiv und schmerzlich sind: Allein das Denken an die Grenze oder einen Abschied würde bei Migrantinnen aus allen Jahrhunderten intensive Stimmungen und Gefühle auslösen, die tief von archaischen Urängsten geprägt seien (Krauss 1998: 63). Grinberg und Grinberg (1990) konstatieren, dass sich die Entwicklung eines Menschen metaphorisch als eine Abfolge von Migrationen deuten lasse, bei der sich der Mensch immer weiter von seinen Primärobjekten entferne und damit auch von der Versorgung durch die Nabelschnur (Grinberg/Grinberg 1990: 207). Frühere Erfahrungen mit Trennung und Individuation in Kindheit und Jugend sind entscheidend für den späteren Umgang mit Grenzen und Wanderungserfahrungen. Eine tatsächliche Migration aktiviert frühe schmerzhafte Trennungserfahrungen. Erschwerend wirken sich belastende soziale Faktoren der Migration aus, die traumatisieren können (vgl. Krauss 1998: 63). Ein Beispiel dafür ist Isolation. Entsprechende Erfahrungen können besonders aufwühlend sein, wenn die Grenzüberschreitung nicht freiwillig geschah, sondern aus Flucht oder Verbannung resultiert (vgl. Krauss 1998: 63).

Auf der praktischen Ebene manifestieren sich diese Erfahrungen wie folgt: Manche Migrantinnen

trauen sich den Abschluss der FrauenStudien nicht zu, obwohl die Studienmotivation, wie beschrieben, sehr hoch ist. Der Rückzug aus dem Studium in die Familiensphäre verstärkt das Minderwertigkeitsgefühl und ist gleichzeitig ein Ausdruck des kleinbürgerlichen Habitus (vgl. Heimann 2009). Aus dieser Perspektive heraus sind Studienabbruch und Isolationserfahrungen nicht nur Teile eines schmerzhaften Trennungserlebens, sondern eine biografische Reinszenierung. Die früheren Erfahrungen manifestieren sich in der erschwerten Studiensituation und werden fortlaufend wiederholt.

1.2 Psychische Behinderung und Habitus

Heimann (2009) beschreibt das Auftreten von Krankheiten als Ausdruck eines inneren habituellen Widerstandes (284). Die darin implizite – unbewusste – Anerkennung von Grenzen beruht auf dem Wirken symbolischer Gewalt (vgl. Bourdieu 2001; 2005), die auf das Zusammenspiel von äußerem und innerem Zwang setzt, um wirksam zu sein (vgl. Heimann 2009: 284). Diese praktische, stillschweigende Akzeptanz von Begrenzung geht oft mit einer körperlichen Empfindung einher (vgl. Heimann 2009: 284). Dies ist insbesondere bei Teilnehmenden mit psychischen Behinderungen wahrnehmbar. Ihre Behinderungen werden dabei nicht nur als körperliche, seelische oder geistige Beeinträchtigung verstanden, sondern auch als soziale Folgen in der Form mangelnder Partizipationsmöglichkeiten (vgl. WHO 2001). Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) bezieht drei Begriffe in ihre Definition von Behinderung ein:

1. impairment (Schädigung)
   Mängel der anatomischen, psychischen oder physiologischen Funktionen und Strukturen des Körpers
2. disability (Beeinträchtigung)
   Funktionsbeeinträchtigung oder -mängel aufgrund von Schädigungen, die typische Alltagssituationen behindern oder unmöglich machen
3. handicap (Behinderung)
   Nachteile einer Person aus einer Schädigung oder Beeinträchtigung (vgl. WHO 2001)

Die Auswertung von Beratungsgesprächen in den FrauenStudien zeigt, dass die Teilnehmenden Beeinträchtigungen aufweisen, aus denen entsprechende Behinderungen resultieren. Die Studierenden äußern, unter anderem an Depressionen oder an Suchtproblematiken zu leiden, die eine mehrjährige psychotherapeutische Begleitung erfordern. In diesem Kontext erwähnen sie auch die eigene Co-Abhängigkeit bzw. suchtfördernden Verhalten gegenüber Familienmitgliedern. Ferner werden in Beratungsgesprächen Essstörungen thematisiert. Die 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks eröffnet, dass 7 % aller Studierenden an Hochschulen durch eine chronische Krankheit oder eine Behinderung im Studium beeinträchtigt sind (vgl. Middendorf et al. 2013). Davon fühlen sich 45 % aufgrund einer psychischen Beeinträchtigung oder einer chronisch-somatischen Erkrankung (20 %) eingeschränkt (vgl. Middendorf et al. 2013). Für die Mehrheit der Teilnehmenden der FrauenStudien gilt, dass ihre Beeinträchtigung nicht sichtbar ist. Diese Tendenz wird auch durch die 20. Sozialerhebung für Regelstudierende bestätigt (vgl. Middendorf et al. 2013). Häufig dominiert die Vorstellung einer Rollstuhl fahrenden Person das Bild von Behinderung an der Hochschule (vgl. Schindler 2014). Diese Sicht ist heute faktisch nicht mehr zutreffend. Die Teilnehmenden der FrauenStudien sehen sich beispielsweise überwiegend mit kommunikativen, organisatorischen und didaktischen Barrieren (vgl. Middendorf et al. 2013) konfrontiert.

Personen mit einer Beeinträchtigung oder Behinderung wehren – so zeigt die Auswertung in den FrauenStudien – wissenschaftliches Arbeiten vielfach ab. Vermehrt kommt es zu einer problematischen Terminabstimmung und der Tendenz zur Absage von Terminen (z. B. bei Gruppenarbeiten). Ferner berichten Lehrende der FrauenStudien über Schwierigkeiten der Teilnehmenden bei der Themenfindung im Kontext von Gruppenarbeiten oder über die Fluktuation in Seminaren. Dabei gelingt die Integration Einzelner in die Teilnehmendengruppe nicht immer und es kommt zur Absonderung seitens der Betroffenen sowie in Einzelfällen zur Abwehr bzw. Ablehnung durch Mitstudierende. Dies führt vielfach zu einem Ausstieg aus den FrauenStudien nach der Orientierungsphase.

Des Weiteren wirken sich die aufgeführten Aspekte auf die Mitarbeit der Teilnehmenden in Seminaren aus. Sie beschränkt sich bei einzelnen Betroffenen – so die Lehrenden der FrauenStudien – oftmals auf das Zuhören. Erschwert wird ihre Lernsituation durch krankheitsbedingte Abwesenheit. Lehrbeauftragte artikulierten einen zunehmenden Mehraufwand im Rahmen der Seminare und Betreuung der Studierenden. Die Lehrenden vergeben beispielsweise vermehrt Einzeltermine, um Lehrinhalte mit den Teilnehmenden zu vertiefen.

Die FrauenStudien an der Universität Bielefeld sind ein weiterbildendes Studium, das sich mit verschiedenen Dimensionen von Heterogenität seitens der Teilnehmenden konfrontiert sieht. Diese beeinflussen die Studiensituation und den

Studienerfolg maßgeblich und sind damit Teil der universitären Realität, der in inklusiven Studienkonzepten Rechnung getragen werden muss, insbesondere durch die Verbesserung bildungsbezogener Rahmenbedingungen (vgl. UNESCO 2009: 7). Die Diskussion um Inklusion an Hochschulen befindet sich (noch) in ihren Anfängen und orientiert sich an dem Verständnis eines gemeinsamen Lebens, Lernens und Zusammenarbeitens von Menschen mit all ihrer Heterogenität (vgl. Knauf 2014).

2 Die FrauenStudien als habitussensibles und inklusives Hochschulkonzept

Als Konsequenz aus den beschriebenen Veränderungen wurden die FrauenStudien im Wintersemester 2015/16 modularisiert. Die neue Studienstruktur passt sich stärker als bisher an die Bedürfnisse der Teilnehmenden an. Module erleichtern beispielsweise die Möglichkeit zur Aufnahme eines erziehungswissenschaftlichen Bachelorstudiums. Die Erweiterung der FrauenStudien in Richtung Inklusion erfordert aber auch die Berücksichtigung habitueller Prägungen als Grundlage akademischer Bildungsprozesse. Durch sie erfährt das Individuum Chancen und Grenzen im Rahmen der Akkumulation institutionalisierten kulturellen Kapitals. Inklusion bedeutet nicht die Anpassung des Individuums an universitäre Rahmenbedingungen, sondern die Bereitstellung individualisierter Angebote durch die Universität, welche die Habitustransformation der Studierenden unterstützen, die Inkorporierung des neu erworbenen Kapitals flankieren und Barrieren durchlässiger machen.

Die Faktoren Beruf, Status, Geschlecht, Ethnie und Alter bilden die Grundlage für die Beteiligung an Weiterbildung, wobei die Kumulation weiterbildungshemmender Faktoren das Beteiligungsausmaß bestimmt (vgl. Brüning 2002). Dazu gehört beispielsweise eine längere Familienphase. Als benachteiligte Gruppen gelten Arbeitslose, Frauen, Migrantinnen und Migranten sowie Personen mit (psychischen) Beeinträchtigungen, deren Benachteiligung bislang nicht nachhaltig reduziert werden konnte (vgl. Heimann 2009: 91). An dieser Schnittstelle setzt die Umstrukturierung der FrauenStudien an. Dazu gehört die Schaffung von Rahmenbedingungen, die benachteiligende Strukturkategorien wie Geschlecht, Ethnie, Beeinträchtigung und Behinderung sowie den milieu- und geschlechtlich geprägten Habitus berücksichtigen und eine „beharrliche und stringente Gegenkonditionierung" (Bourdieu 2001: 220) ermöglichen. Beispiele sind individualisierte Beratungs- und Betreuungsangebote sowie ein entsprechendes Vorgehen der Lehre innerhalb der FrauenStudien. Aus den Aspekten der Migration und der Behinderung resultiert ein erhöhter Beratungsbedarf der Teilnehmenden, dem mit einem zeitlichen Mehraufwand bei ihrer Betreuung innerhalb und außerhalb des Seminars begegnet wird.

Für die FrauenStudien bedeutet die Teilnahme von Studierenden mit Migrationshintergrund, psychischen Beeinträchtigungen oder Behinderungen eine Restrukturierung und Flexibilisierung ihrer Angebote. Dazu zählen Sprachkurse und Lesezirkel zum Verständnis wissenschaftlicher Texte sowie Kurse zum Abbau von Schreibblockaden im Studium. Auch wird die stärkere Einbindung der Mitstudierenden im Seminarkontext relevant (Peer Learning). Ferner gewinnen individualisierte Arbeitsformen und individualisiertes Material im Seminar an Bedeutung. Dazu werden beispielsweise Absprachen und Zeitfenster für Referate den Bedürfnissen der Teilnehmenden angepasst. Vermehrt wird auch auf das sogenannte Team Teaching, ein Element aus der Sonderpädagogik, zurückgegriffen (vgl. Lütje-Klose/Willenbring 1999): Personen verschiedener Professionen sind im Seminar anwesend und unterstützen die Lehre gemeinsam. Dazu kommt perspektivisch der Aufbau eines Mentoring-Konzeptes für die Teilnehmenden, bei dem Studierende höherer Fachsemester Patinnen und Paten für die Gruppe der Erstsemesterstudierenden sind. Genauso gewinnt die Partizipation der Teilnehmenden an der Studienstruktur an Bedeutung, nicht nur durch die seit Beginn der FrauenStudien bestehende studentische Interessenvertretung, sondern auch durch das Äußern konkreter Anliegen an den Förderverein der FrauenStudien, wie beispielsweise der Wunsch nach finanzieller Unterstützung. Zusätzlich spielt auch der Umgang mit Nachteilsausgleichen an der Universität eine Rolle. Sie sind ein wirksames Mittel, um beeinträchtigungsbedingte Schwierigkeiten mit zeitlichen oder formalen Vorgaben in Studium und Prüfungen auszugleichen, beispielsweise durch Zeitverlängerung bei Prüfungen oder Aufhebung der Anwesenheitspflicht (vgl. Schindler 2014). In der Studienrealität sind sie aber nur wenig bekannt und werden, selbst wenn die Studierenden sie kennen, selten genutzt (vgl. Schindler 2014). Diese wollen sich nicht offenbaren in einer Umgebung, in der Leistungsfähigkeit und Elitedenken eine besondere Rolle spielen (vgl. Schindler 2014) und damit auch der bürgerliche bildungsnahe Habitus. Der Verzicht auf Nachteilsausgleiche und eine entsprechende Beratung wird insbesondere von Studierenden mit psychischen Beeinträchtigungen mit der Angst vor Stigma-

tisierung und Diskriminierung (vgl. Deutsches Studentenwerk 2012, zit. n. Schindler 2014) begründet. Die Mitarbeitenden der FrauenStudien setzen aufgrund dieser Gemengelage eine Beratung zu Nachteilsausgleichen schon vor der Immatrikulation an, im Erstgespräch vor Studienbeginn. Die geringe Nutzung ist zudem als Teil des Habitus anzusehen. Die Abwehr des Nachteilsausgleichs verhindert das Ankommen in der Rolle der Studierenden und damit die Inkorporation des Bildungskapitals. Die geringe Nutzung verweist außerdem auf das Schamerleben der Studierenden: Sie verzichten auf Ausgleichsmöglichkeiten aus Sorge vor einer öffentlichen Konfrontation und Reduzierung der eigenen Person auf einen gefühlten Mangel.
Eine habitussensible Sichtweise auf die Widerstände bei der Terminfindung, dem Besuch von Seminaren, nicht genutzten Nachteilsausgleichen oder dem subjektiven Erleben von Isolation und Scham bedeutet, sie als Ausdruck der habituellen Prägung zu verstehen, nicht als Fehlleistung des Individuums. Diese Sichtweise ist ein zentraler Punkt der Inklusionsbestrebungen (vgl. Bleckmann/von Saldern/Wolfangel 2012).

3 Perspektiven

Das Habituskonzept ist – einen verstehenden Zugang zum Individuum vorausgesetzt – als wertvolle Ergänzung des Inklusionsdiskurses zu gewichten. Dieser Auffassung folgend werden Dimensionen wahrgenommener Verschiedenheiten wie kulturelle Zugehörigkeit, soziales Milieu, Religion, Alter, Gender und Befähigung bzw. Behinderung auf der Basis einer anerkennenden Haltung als perspektivengebundene und durch Handeln beeinflussbare Konstrukte, nicht als feststehende Eigenschaft Einzelner oder Gruppen betrachtet (vgl. Seitz 2011). Jedoch geht es – für Studierende und insbesondere für Lehrende – auch um das Verstehen der Beharrlichkeit des Habitus, die sich in Form von Widerständen manifestiert.
Dementsprechend benötigen Lehrende an einer inklusiven Universität Sensibilität für die Analyse von Situationen, in denen Partizipation oder Lern- und Entwicklungsprozesse Einzelner durch (habituelle) Barrieren eingeschränkt oder verhindert werden. Zudem brauchen sie einen Blick für das Unbewusste von Organisationen (vgl. Erdheim 1982) und deren Abwehrmechanismen wie Ökonomisierung oder Rationalisierung, die sich beispielsweise auf die fremde, angstauslösende Klientel und deren Zugangsproblematik beziehen und die Grenzen der Organisation tangieren. Zudem erfordert die Lehrtätigkeit in inklusiven Settings Selbstreflexion und die Fähigkeit der Selbstthematisierung, also grundlegende Kenntnisse psychosozialer Beratung. Die Inklusion weiblicher, beeinträchtigter und zugewanderter Personen erfordert ein Umdenken: Im Idealfall integriert die Organisation Universität das Fremde in das Eigene, findet einen Weg der Reflexion und ermöglicht den Studierenden den Abbau von Zugangsbeschränkungen bis hin zur Aufnahme eines Regelstudiums. Dieser Prozess ist ein wichtiger Schritt, vermag aber nicht allein den Zugang zu Bildungsangeboten an der Universität zu erleichtern. Es bleibt eine hohe Barriere, die im Individuum tief verwurzelte habituelle Überzeugung der Studierenden, nicht an die Universität zu gehören. Dieser Auffassung kann nicht ausschließlich durch den Abbau studienrelevanter Barrieren begegnet werden, sondern vielmehr durch die Erkenntnis der Wirkungsmacht des eigenen Habitus und der entsprechenden Abwehrstrategien. Eine Annäherung daran geschieht in den FrauenStudien durch sukzessive Reflexion in haltenden Beratungsformaten wie Supervision für Teilnehmende und Lehrende, die eine Auseinandersetzung mit divergierenden Rollen und deren Integration ermöglichen und eine Habitustransformation anregen (vgl. Rumpold 2015).
Sie ist unter anderem eine Frage der Ökonomisierung, aber auch der für Studierende bestmöglichen individuellen Entwicklung und Unterstützung. Die Ausgestaltung und Weiterentwicklung reflexiver Formate kommt in hochschulischen Inklusionsbestrebungen zum Tragen oder auch zum Erliegen. „Der Institution FrauenStudien kann demnach allenfalls die bescheidene Aufgabe der Entschleierung zufallen, welche teilweise auf erhebliche Widerstände stößt und von den Teilnehmenden nicht grundsätzlich wohlwollend aufgenommen wird, da die Konfrontation mit den sozialen Begrenzungen Angst und Scham auslöst" (Heimann 2009: 339). Eine habitussensible Sichtweise auf Migration und Behinderung im universitären Kontext bedeutet demzufolge, „Feinregulierungsfunktionen" (Wittpoth 1995: 76) zu verstehen und zu nutzen.

Literaturverzeichnis

- Brüning, Gerhild. (2002). Benachteiligte in der Weiterbildung. In: Brüning, Gerhild & Kuwan, Helmut. (Hrsg.). Benachteiligte und Bildungsferne – Empfehlungen für die Weiterbildung, S. 7–115. Bielefeld: Bertelsmann.
- Bleckmann, Christian; Saldern, Matthias von & Wolfangel, Lars. (2012). Einleitung – Was ist Inklusion? In: Saldern, Matthias von. (Hrsg.). Inklusion. Deutschland zwischen Inklusion

und Menschenrecht, S. 7–30. Norderstedt: Books on demand GmbH.
- Bourdieu, Pierre. (1982). Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1993). Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (1997). Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1. Hamburg: VSA Verlag.
- Bourdieu, Pierre. (2001). Mediationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (2005). Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Deutsches Studentenwerk. (2012). beeinträchtigt studieren. Datenerhebung zur Situation Studierender mit Behinderung und chronischer Krankheit 2011. Zugriff am 13. Juni 2016 unter www.bestumfrage.de/PDF/beeintraechtigt_studieren_2011.pdf.
- Erdheim, Mario. (1982). Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopsychoanalytischen Prozeß. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Grinberg, Rebeca & Grinberg, Leon. (1990). Psychoanalyse der Migration und des Exils. München, Wien: Verlag internationale Psychoanalyse.
- Heimann, Regina. (2009). Barrieren in der Weiterbildung. Habitus als Grundlage von Karriereentscheidungen. Marburg: tectum.
- Hornscheidt, Antje. (2007). Sprachliche Kategorisierung als Grundlage und Problem des Redens über Interdependenzen. Aspekte sprachlicher Normalisierung und Privilegisierung. In: Walgenbach, Katharina; Dietze, Gabriele; Hornscheidt, Antje & Palm, Kerstin. (Hrsg.). Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Diversität und Heterogenität, S. 65–106. Opladen, Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Knauf, Helen. (2014). Ressourcen und Barrieren für Inklusion an Hochschulen. Eine qualitative Untersuchung zu Sichtweisen von Studierenden und Lehrenden an deutschen Hochschulen. Zugriff am 27. Juni 2016 unter www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/214/215.
- Krauss, Marita. (1998). Grenze und Grenzwahrnehmungen bei Emigranten der NS-Zeit. In: Gestrich, Andreas & Krauss, Marita. (Hrsg.). Migration und Grenze, S. 61–84. Stuttgart: Franz Steiner.
- Lütje-Klose, Birgit & Willenbring, Monika. (1999). „Kooperation fällt nicht vom Himmel" – Möglichkeiten der Unterstützung kooperativer Prozesse in Teams von Regelschullehrerin und Sonderpädagogin aus systemischer Sicht. In: Behindertenpädagogik 38 (1), 2–31.
- Middendorff, Elke; Apolinarski, Beate; Poskowsky, Jons; Kandulla, Maren & Netz, Nicolai. (2013). Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung. Zugriff am 10. Juni 2016 unter www.bmbf.de/pub/wsldsl_2012.pdf.
- Prengel, Annedore. (1993). Pädagogik der Vielfalt. Verschiedenheit und Gleichberechtigung in interkultureller, feministischer und integrativer Pädagogik. Opladen: Leske + Budrich.
- Rumpold, Vanessa. (2015). Habitustransformation als geschlechterreflexiver Fokus in der Supervision von Führungskräften. In: Gröning, Katharina; Kunstmann, Anne-Christin & Neumann, Cornelia. (Hrsg.). Geschlechtersensible Beratung. Traditionslinien und praktische Ansätze, S. 254–26. Gießen: Psychosozial.
- Schmidt, Uta. (2013). Frauenstudien in Dortmund laufen aus. In: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW 33, 13–14.
- Schindler, Christiane. (2014). Auf dem Weg zur inklusiven Hochschule. In: Zeitschrift für Inklusion – online.net. Nr. 1–2. Zugriff am 13. Juni 2016 unter http://inklusion-online.net/index.php/inklusion-online.
- Seitz, Simone. (2011). Eigentlich nichts Besonderes – Lehrkräfte für die inklusive Schule ausbilden. In: Zeitschrift für Inklusion 3. Zugriff am 13. Juni 2016 unter www.inklusiononline.net/index.php/inklusion/article/viewArticle/124/122.
- UNESCO. (2009). Policy Guidelines on Inclusion in Education. Zugriff am 13. Juni 2016 unter http://unesdoc.unesco.org/images/0017/001778/177849e.pdf.
- Wittpoth, Jürgen. (1995). Sozialstruktur und Erwachsenenbildung in der Perspektive Pierre Bourdieus. In: Derichs-Kunstmann, Karin; Faulstich, Peter & Tippelt, Rudolf. (Hrsg.). Theorien und forschungsleitende Konzepte der Erwachsenenbildung. Dokumentation der Jahrestagung 1994 der Kommission Erwachsenenbildung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, S. 73–78. Beiheft zum Report. Zugriff am 13. Juni 2013 unter www.die-bonn.de/id/194/about/html/.
- World Health Organization. (WHO). (2001). International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF), Genf.

Kontakt und Information
Vanessa Rumpold
vanessa.rumpold@uni-bielefeld.de

Anne Schlüter, Renate Petersen

Mentoring als Chance: „Wenn jemand erlebt hat, was es bedeutet, wertschätzend begleitet zu werden, der lernt etwas fürs Leben."

Ein Gespräch über Mentoring



Dr. Renate Petersen.



Prof. Dr. Anne Schlüter.

Anne Schlüter: Ich kenne Sie nun schon mindestens zehn Jahre und so lange sind Sie doch schon im Mentoring beschäftigt, oder noch länger?

Renate Petersen: Ich hab 2002 an der UDE angefangen und 2004 mit Mentoring begonnen. Das sind dann doch schon zwölf Jahre [lacht], in denen ich mich mit Mentoring beschäftige.

Vielleicht können Sie sich zurückerinnern, wie das zu Beginn war, mit welchen Vorstellungen, mit welchen Zielen das Mentoring angefangen hat.

Ja, also das große Thema, was uns damals bewegt hat, war die vorherrschende Unterrepräsentanz von Frauen in akademischen Führungspositionen. Und wir wussten, dass es immer informelle Männernetzwerke gegeben hat, es diese aber für Frauen nicht gibt. Und dann gab es in England und auch damals in Bezug auf die MINT-Fächer schon Mentoring für Frauen. Wir haben aus dem Landesförderprogramm Mittel beantragt und für die Medizinische Fakultät ein spezielles Programm für Frauen aufgelegt. Nur für Frauen. Für Postdoktorandinnen und ein Programm für Doktorandinnen in Kooperation mit den anderen beiden (Ruhr-)Universitäten hier, als Cross-Mentoring-Programm. So sind wir gestartet und unsere Intention war, dass wir Frauen unterstützen wollten und ihnen die Möglichkeit geben wollten, informelles Wissen über Strukturen und Spielregeln im Wissenschaftsbetrieb zu erhalten. Wir haben ihnen einfach Mentorinnen – anfangs waren es nur Mentorinnen, danach wurden es auch Mentoren – an die Hand gegeben, die sie – ja, praktisch wie das bei Männern auch gewesen ist – in einem persönlichen, von Vertrauen getragenen, Verhältnis unterstützen. Ja. Wo sie auch näherungsweise so sein können, wie sie sind, und auch über ihre Ängste sprechen können und ihre Unsicherheiten, vor allen Dingen, und auch ihr Nicht-Wissen offenbaren können, in diesem angstfreien Raum. Das war also für uns einfach wichtig und wir haben ja seinerzeit auch schon angefangen mit kompletten Programmen, also praktisch als Paket, haben wir den jungen Leuten dies angeboten. Wir haben drei Module, ein Mentoring, ein One-to-One-Mentoring, ein Seminarprogramm und Netzwerkaktivitäten. Erst später sind wir dann dazu gekommen, dass wir zusätzlich, noch in diesem jeweiligen Durchlauf, Kleingruppen von Mentees gebildet haben, und das hat sich als sehr, sehr, sehr positiv herausgestellt; als Peers.

Und Sie haben ja eine ganze Strecke jetzt hinter sich, wie sieht das denn heute aus, hat sich Ihr Konzept bewährt?

Aus meiner subjektiven Sicht, ja. Wenn ich mir die Rückmeldungen angucke, ja. Es gibt Rückmeldungen, es gibt natürlich Zufriedenheitsevaluationen, die wir am Ende des Programms immer machen, und es gibt natürlich unendlich viele, die ich auch führe, und unendlich viele persönliche Feedbacks, die ich zu dem Programm bekomme. Und ich schließe aus so Sätzen wie: „Es hat mich unendlich motiviert, es hat einen enormen Schub gegeben: Mein Profil ist jetzt etwas schärfer geworden, ich weiß jetzt, wie ich nächste Schritte gehe. Ich bin nicht mehr alleine, sondern ich habe hier meine anderen Peers und eben eine Mentorin oder einen Mentor, den ich auch jetzt immer noch fragen kann". Ja. Also alles insgesamt gesehen, mit zusätzlichen Inhalten, die praktisch aus den Seminaren noch kommen, also, es gibt letztendlich bestimmte Bildungsauswirkungen; Wirkungen von Bildungsprogrammen, wo ich sagen kann, das hat die Mentees auch noch sehr, sehr unterstützt.

Was sind das denn für Angebote, für Inhalte, die so wichtig sind in diesem Mentoring? Die dann zu solchen Aussagen führen? Was passiert da?

Ja. Das, was da passiert, ist, dass sie etwas wie eine Erdung erfahren. Sie bewegen sich nicht mehr auf Wolken und wissen nicht mehr genau, wo sie jetzt praktisch hintreten, sondern sie haben ein Netz erhalten. Und das gibt einem eine ganz positive, subjektive Befindlichkeit und aus der heraus entwickeln sich auch Motivation und Zutrauen, nächste Schritte gehen zu können. Ja. Und die Wahrscheinlichkeit abzubrechen wird dadurch auch einfach geringer.

Nun gibt es natürlich Leute, die sagen, ich brauch kein Mentoring, ich kann das auch so. Was haben Sie für Mentees in solchen Programmen? Muss man da unterstellen, dass das per se Menschen sind, die unsicher sind oder nicht wissen, wo es lang geht?

Nun hab ich noch nie jemanden erlebt, der gesagt hat: Ich brauche kein Mentoring. Und wenn, dann würde ich denken, das sind Leute, die in dem persönlichen Umfeld ganz viel Informationen haben. Also, ich habe in der Medizin die eine oder andere oder den einen oder anderen, jetzt haben wir inzwischen auch Männer, Mentee, wo ich in der Biografie lese, dass die aus einer Professorenfamilie kommen. Gut, die kommen trotzdem. Ja, sie denken nicht, dass sie Defizite in ihrer Person haben. Das denken sie so nicht. Sondern sie nehmen schon wahr, dass sie ganz viele Dinge einfach nicht wissen, dass sie sich Unterstützung holen wollen, was ich persönlich absolut richtig finde. Es ist ein kompetentes Verhalten, sich Hilfe zu holen. Aber es gibt Frauen, die auch sagen: Ich brauche das nicht, möchte keine besondere Förderung haben; meine Leistungen sind so gut – sagen sie dann nicht, ich werde schon entdeckt und man wird es schon sehen –, genau das sagen sie nicht, weil sie zu dem Zeitpunkt, wo sie das denken, noch nicht erkennen können, dass sie nicht entdeckt werden. Wenn sie bienenfleißig, wie einer der Medizinprofessoren mal sagte, arbeiten und darauf warten, dass einer kommt und sagt, möchtest du nicht Professorin werden? Passiert nicht! Ja, also sie merken erst später, dass es schon so etwas wie eine ungleiche Verteilung von Stellen gibt usw., das nehmen sie aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht wahr. Weil sie auch als Studierende in der Regel die Universität als einen Ort der Geschlechtergleichheit wahrnehmen. Das ist das Spannende dabei und dass da irgendetwas anders ist, das erleben sie erst später. Und wenn ihnen manchmal irgendwelche merkwürdigen Sachen passieren, dann schreiben sie die sich zu und im Mentoring-Programm haben sie die Gelegenheit, das nochmal mit anderen zu reflektieren und praktisch die strukturelle Verortung der Ursachen zu erkennen.

Ich finde das sehr klug, dass man sich eine Umgebung von Gleichen schafft, die Gleiches wollen, mit denen man sich auseinandersetzen kann, mit denen man etwas teilt, vor allen Dingen auch ein Ziel. Ich denke, ein ganz wichtiger Schritt ist, sich wirklich die Bedingungen zu schaffen, die dann eine Karriere an der Hochschule ermöglichen, eine Umgebung, die einem gut tut, die einen wachsen lässt oder auch merken lässt, wo dann nochmal Erkenntnisse zu gewinnen sind. Was Sie schon angedeutet haben, kommt es sicherlich darauf an, dass man die richtige, für sich passende Mentorin oder Mentor findet. Können Sie sagen, wie das mit dem Matching funktioniert? Worauf da zu achten ist und wie das läuft?

Da haben wir eine Entwicklung gemacht. Wir haben ganz am Anfang über das Rektorat unserer Universität einen Brief an alle Lehrstuhlinhaberinnen geschickt mit der Bitte, sich an dem Programm, was wir dann vorgestellt haben, als Mentorin zu beteiligen, um die jungen Frauen zu fördern. Wir hatten einen gewissen Pool. Und haben dann die Bewerbungen angesehen, die einzelnen Gespräche mit den Mentees geführt und haben praktisch versucht, Passungen herzustellen. Also geguckt, was macht die Mentee, was hat sie für Ziele, wo möchte sie hin und was kann die Mentorin bieten. Dann haben wir versucht, das zusammenzubringen. Das hat in vielen Fällen sehr gut geklappt, aber das war auch manchmal nicht ganz so passend. Dann sind wir im Laufe der Jahre dazu übergegangen, die Mentees mit in die Suche einzubeziehen, und wir haben natürlich auch gesagt, es sollte schon in gewisser Weise fachnah sein, aber es muss nicht unbedingt dieselbe Community sein. Es muss nicht aus der Geschichte unbedingt die mittelalterliche Geschichte sein, es kann auch die frühe Neuzeit sein. Weil man davon ausgeht, dass ihnen diese Menschen in dieser Community, dass sie ihnen eh schon bekannt sind über die Netze, die sie auch am Lehrstuhl haben. Trotzdem sind wir auch da offen. Wir sagen immer, gucken Sie doch mal, wenn Sie auf Kongressen sind, wer Ihnen da begegnet, oder sprechen Sie doch mal mit Kolleginnen, ob sie da eine Empfehlung haben und so weiter; wer sich da gut eignen würde. Ja, dann versuchen wir es. Aber es passieren trotzdem immer wieder Dinge, mit denen wir nicht rechnen. Also ich hatte zum Beispiel einmal eine Mentee, die wollte einen ganz besonders hochrangigen Mentor haben; dafür musste sie nach Jena fahren [lacht]. Ja, und dieser Mann, der hatte eigentlich überhaupt keine Zeit. Der hat also quasi so zwischen Tür und Angel das Gespräch mit ihr geführt, obwohl sie extra weit angereist ist, und hat ihr dann aber auch mal angeboten, in das Doktorandenkolloquium mitzukommen und so weiter. Aber letztendlich, ihre Vorstellungen von Mentoring hat er überhaupt nicht erfüllt. Im Anschluss an jedes Seminar, wo sich die Großgruppe auch immer trifft, mache ich immer noch eine Austauschrunde, wo alle Neuigkeiten aus den Mentoring-Beziehungen praktisch kommuniziert werden können. Also vom individuellen Wissen kommen wir dann zum kollektiven Wissen. Und da ist es dann immer spannend, was für Erfahrungen die einzelnen Mentees mit ihren Mentorinnen und

Mentoren machen. Ja, das ist natürlich schon so ein Auftritt bei so einem Mann, schon eine spannende Geschichte. Aber sie hat natürlich jetzt dadurch, dass sie diese Kleingruppe hatte, trotzdem immer diese feste Bank gehabt. Sie hat sich also immer irgendwie eingebunden gefühlt.

Was für Ressourcen müssen denn Mentorinnen und Mentoren haben, um einen Mentee-Prozess zu begleiten über so eine längere Zeit?

Ja, zunächst einmal gilt es, eine gewisse kleine Ressource, nämlich Zeit, zu haben. Und da hören wir auch immer häufiger, in letzter Zeit sogar mehr, dass angefragte Mentorinnen und Mentoren absagen, weil sie sagen: Ich muss eine persönliche Grenze ziehen. Ich kann einfach nicht mehr machen. Also, ich habe schon so und so viele Doktoranden, zwei Postdocs – aber ich schaffe es einfach nicht mehr. Das ist die erste, und damit einhergehend natürlich auch die große Bereitschaft, so etwas gerne machen zu wollen. Jetzt können wir nicht voraussetzen, dass sie eine professionelle Beratungsausbildung haben; und wir müssen immer damit rechnen, dass sie es so machen, wie sie meinen, dass es gut ist. Dann ist es erst einmal schon gut, weil sie es gut machen wollen. Ich bin auch immer dazu übergegangen, in den Einführungsseminaren genau darauf hinzuweisen, dass sie es alle gut machen wollen, aber es je in ihrer spezifischen Weise tun. Das ist zum Teil sehr unterschiedlich zu dem, was eine professionelle Beraterin/ein professioneller Berater macht, die praktisch mit dem Mentee oder mit der oder dem zu Beratenden den Weg für ihn, für sie suchen. Das ist der große Unterschied. Es passiert einfach oft, dass die Mentoren denken: „So wie ich das gemacht habe, ich bin ja so erfolgreich geworden, und wenn die das so macht, dann kommt sie an".

Ja gut, ich meine, die Zeiten verändern sich natürlich. Die Menschen verändern sich und das, was man selbst gemacht hat, muss für andere nicht passen – das ist eigentlich klar. Also ich denke schon, heute wird ja häufig der Vorschlag gemacht, wenn jemand als Mentor/Mentorin in Funktion treten will, dass man empfiehlt, eine Qualifizierung dafür zu machen. Ich denke, das nimmt auch mehr zu, weil die Ansprüche natürlich generell gewachsen sind, was Karriere betrifft, was Förderung betrifft. Am Anfang haben wir immer von Weitergabe von Erfahrungen geredet. Aber ich habe den Eindruck gewonnen, dadurch, dass die Ansprüche gewachsen sind, dass das, was sie mitbringen, vielleicht auch nicht mehr ausreichend ist. Sodass man dann immer sagt, wir brauchen speziell ausgebildete Mentorinnen und Mentoren, die, was dann die Beratung angeht, die Entwicklungsprozesse, wenn sie diese begleiten sollen, dass sie das auch noch besser machen können.

Wir haben ganz am Anfang auch schon einmal ein Seminar angeboten. Wir haben es genannt: „Zur Professionalisierung der Beratungskompetenz für Mentorinnen". Es ist einfach nicht zustande gekommen, weil sich zu wenig angemeldet haben. Dann haben wir immer mal wieder versucht, etwas für Mentorinnen und Mentoren anzubieten. Im Rahmen einer Tagung haben wir einen Mentoren- und Mentorinnen-Tisch anbieten wollen, wo es zu einem Austausch hätte kommen können. Auch selbst das ist nicht wirklich zustande gekommen, weil die Mentorinnen und Mentoren einfach zu wenig Zeit haben. Und weil sie das ehrenamtlich machen. Außerdem sind sie eigentlich qua Rolle ja auch schon Beratende, weil sie ja die Doktoranden und die Studierenden beraten müssen. Da sind wir nicht sehr erfolgreich, mit diesem Ansinnen, dass sie ihre Beratungskompetenz professionalisieren.

Die Idee war ja immer, wenn es denn Führungspositionen sind, haben sie in irgendeiner Form auch Führungskompetenzen, was dann Beratung einschließt oder Mentoring eigentlich vom Selbstverständnis einschließen müsste. Aber wir wissen natürlich, dass es da große Unterschiede gibt. Einige sehen sich gar nicht in dieser Rolle als Führungsperson oder als Mentor für Mitarbeiter oder Mitarbeiterinnen, sondern sie sehen einfach nur, dass sie Projekte akquirieren müssen oder lehren müssen.

Ja, wobei wir die auch nicht alle persönlich kennen. Also, wir haben ja ein Cross-Mentoring in der Ruhr-Region, da kann ich natürlich immer meine Kolleginnen in Bochum oder Dortmund fragen: „Kennst du die und die? Meinst du, sie eignet sich als Mentorin?". Ja, dann sagt sie entweder: „Großartige Mentorin" oder „Lass´ die Finger davon". So, das ist das eine. In der Medizin machen wir das auch noch einmal anders, da haben wir tatsächlich einen Pool. Aber das ist ein Einzel-Mentoring in einer Fakultät und da haben wir einen sehr engagierten Beirat; und diese Mitglieder dieses Beirats, die kennen jede Kollegin und jeden Kollegen. Wir sprechen beziehungsweise sie sprechen auch gezielt an. Wir haben inzwischen nach zwölf Jahren, wenn ich das so sage, Ausfälle, klingt das so hart, also keine mehr dabei, wo wir denken: Sie eignen sich nicht.

Okay, das ist ein Pool ausgesuchter Mentorinnen und Mentoren heute.

Ja, das ist so ein Pool, der auch immer wieder erweitert wird, das ist auch das Großartige: Wir

hatten zu Beginn zwei Professorinnen und vier habilitierte Wissenschaftlerinnen in der Medizin, inzwischen haben wir 56 weibliche Fakultätsmitglieder, die dafür infrage kommen. Es werden auch immer mehr Frauen eingestellt. Von daher haben wir wirklich sehr viele neue Professorinnen, die das mit sehr großer Freude und sehr großem Engagement machen.

Wir haben viele Mentoring-Programme an dieser Universität, die vor vielen Jahren für alle Fakultäten als Mentoringsystem eingeführt wurden. Und es gibt natürlich immer die Diskussion, wann fängt man damit an? Dass man dann nicht nur an die Promovierenden denkt, sondern eben auch schon vorherige Übergänge begleitet. Damit war die Frage verbunden: Können ältere Studierende, zum Beispiel aus dem Master, die Bachelor-Studierenden in dieser Form ‚mentorieren'? Dadurch, dass wir keine Diplom-Studiengänge mehr haben, wo man erwarten konnte, dass die älteren Semester doch schon einiges an Wissen weitergeben können, ist diese Frage eher negativ zu beantworten: Wir haben heute den Eindruck, dass die älteren Studierenden keinen guten Überblick haben, was Berufsperspektiven angeht. Was können sie den Bachelors erzählen oder was können sie mit denen entwickeln? Daher habe ich mit einer Kollegin zusammen den Vorschlag gemacht, dass wir wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine Qualifizierung anbieten könnten, wo sie etwas über Mentoring erlernen und dort die Kompetenzen erwerben, die dafür auch brauchbar sind. Auch mit der Perspektive, dass sie diese für ihre eigene Hochschulkarriere, als Hochschullehrer und Hochschullehrinnen, natürlich auch für sich gut nutzen können. Das Argument, was dann kam, war eigentlich, da kriegen wir ja noch mehr Aufgaben aufgedrückt als die, die wir sowieso schon haben. Ja, die wissenschaftlichen Mitarbeiter wehren sich dagegen, dass sie noch mehr arbeiten müssen, weil sie einschränkend dann schon gesagt haben, als Qualifikation nehmen wir das natürlich gerne mit, aber wenn wir die Arbeit dann machen sollen, das können wir kaum noch, weil wir haben ja schon so viele Aufgaben und wir müssen uns ja ständig weiterqualifizieren. Tja, wer macht es denn dann?

Was ist denn mit den Master-Studierenden, wenn man die entsprechend fortbildet?

Einige würden das wahrscheinlich machen, aber die Erfahrung der letzten Jahre war einfach so, dass es nur ganz wenige Interessierte gibt und dass die meisten eigentlich keinen Überblick mehr haben über das, was man beispielsweise mit einem Studium der Erziehungswissenschaften anschließend machen kann.

Ja, okay. Aber gut, das könnte man ihnen natürlich beibringen. Ich würde da ja wieder ein Anreizsystem daran koppeln. Also, wenn ich die Master-Studierenden dafür gewinnen wollte, dass sie ein qualifiziertes Mentoring für die Bachelor-Studierenden anbieten, dann muss ich ihnen Anreize bieten – sonst machen sie es nicht. Auch auf mehreren Ebenen, vielleicht auch Punkte oder Credits und Zertifikate; ihnen aber auch klarmachen, wie sie das für ihre weitere Karriere werbewirksam einsetzen. Die Frage ist immer zu beantworten, was habe ich davon?

Ja, genau. Sie sehen schon, dass sie damit etwas anfangen könnten, aber bei den Studierenden ist es auch eine Frage der Zeit, weil sie ja auch irgendwie Jobs haben.

Ja klar, bei den wissenschaftlichen Mitarbeitern könnte man sagen, kann man auf die Arbeitszeit anrechnen, wobei wir natürlich alle wissen, dass die Arbeitszeit eines wissenschaftlichen Mitarbeiters nicht nine to five ist. Allzeit verfügbar heißt das Zauberwort.

Also ich würde gerne noch einmal auf dieses mentoring[3] zu sprechen kommen, denn das ist ja vorbildhaft, wie das nicht nur entwickelt worden ist, sondern auch, wie es läuft. Es läuft zwischen Bochum, Dortmund und Duisburg-Essen. Ich habe vor Kurzem die Broschüre gesehen, wo Ehemalige berichten und Fragen beantworten mussten. Sie haben dem Mentoring einen hohen Stellenwert beigemessen. Nun sind sicherlich auch die ausgesucht worden, die gerne bereit waren, darüber etwas zu sagen. Aber generell ist das doch schon beeindruckend, was über den Stellenwert von Mentoring für ihre eigene Karriere formuliert wurde.

Ja, es hat auch einen sehr hohen Stellenwert. Es kommt ja auch zu einem Zeitpunkt, der sowieso wesentlich für die eigene Entwicklung ist. Das ist eine Statuspassage, wo sie quasi Erfahrungen der besonderen Art machen. Die sie möglicherweise auch in ihrem Leben, außer vielleicht in der Kernfamilie, so noch nicht gemacht haben. Aber da, würde ich wieder sagen, so als Paket gesehen. Es sind ja auch einige, die gesagt haben, die Mentorin war wichtig, weil sie genau das und das und das abgedeckt hat. Aber die Kleingruppe, da habe ich das und das und das noch erlebt und wir treffen uns heute noch und wir haben jetzt noch ein paar Kinder gekriegt zusammen. Ich denke, da sind ganz besondere Erfahrungen fürs Leben gemacht worden.

Ja, das stimmt – das würde ich auch so sehen. Ich denke mal an das, was sie in der Familie nicht

erfahren haben. Sie haben ja über das Mentoring sich ein Netzwerk geschaffen und Bedingungen geschaffen, mit denen sie auch weiter gehen können. Ich glaube, das ist auch so ein Moment, dass es da ganz viele Möglichkeiten gibt, sich ein eigenes Netzwerk zu schaffen, und dann dieses Moment, dass viele das genau gebraucht haben, weil sie vielleicht aus einer bildungsfernen Familie kommen. Denn es sind ja nicht alles Akademikerkinder, die das Mentoring für sich nutzen.

Nein, nein. Wir haben ja hier in der Ruhr-Region sehr viele, also Doktoranden/Postdocs aus nicht-akademischen Elternhäusern – das muss man sagen. Inzwischen sind sie auch schon so, die Bewerbungen laufen jetzt gerade und ich habe in den letzten zwei Wochen, glaube ich, schon drei Mal in den Motivationsschreiben gelesen, dass sie aus nicht-akademischen Elternhäusern kommen. Sie gehen jetzt auch schon offensiver damit um. Also von daher ist das noch einmal umso wichtiger, ja.

Also meinen Sie, dass sie das für sich nutzen, um zu sagen: „Ich brauche das", oder ist das eher so eine Argumentation, ich möchte damit auch noch einmal meine Chancen verbessern, in das Programm reinzukommen? Beides wahrscheinlich.

Beides, es ist ja im Moment schon bedingt durch diese ganze Diversity-Diskussion, wo ja auch die soziale Herkunft eine Kategorie ist. Das ist in der Diskussion einfach präsent und damit auch ein Stück weit enttabuisiert. Man kann es also dann auch sagen, man muss sich nicht dafür schämen und man muss nicht denken, ich habe ein Banner auf der Stirn – ich gehöre hier nicht her; sondern es ist einfach so, dass man ja mit diesem Diversity-Diskurs gleichzeitig eine Einladung ausspricht: „Wir wollen euch". Von daher kann man es auch sagen.

Okay, ja gut. Ich meine, diese Universität ist auch dadurch bekannt worden, dass sie Diversity Management sehr früh eingeführt hat.

Sie haben jetzt mehr so das Empfinden, dass sie mehr Berechtigung haben. Teilhabe ist da das Zauberwort, ja. Also die sind auch wirklich engagiert. Es macht wirklich Freude, diese Menschen begleiten zu dürfen.

Also bei der Auswahl für das nächste Programm wird auch genau nach Diversitätsmerkmalen geguckt?

Auf jeden Fall. Und es wird natürlich immer geguckt, was sind die Ziele, wo wollen die Leute hin? Ich habe jetzt auch eine dabei, sie ist sehr engagiert, in allem, was sie tut. Ich mache das übrigens auch immer so, dass ich mir eine Stunde Zeit nehme; das hat sich als sehr gut herausgestellt, weil ich dadurch noch einmal einen persönlichen Kontakt aufbaue und viel mehr erfahre. Da hat sich herausgestellt, da ist die Wissenschaft eine sehr interessante Option und es gibt unter Umständen noch andere. Sie möchte das Mentoring dafür nutzen, noch einmal genau hinzugucken. Das ist eine Kandidatin, für die das Mentoring richtig ist. Es ist auch das Ziel, dass man als Doktorandin, also in dem Status des Doktoranden, die Hilfestellung leistet. Bei den Postdocs würde ich schon eher sagen, jetzt sollte es auch Wissenschaftskarriere werden, wobei es da auch heißen kann: Wissenschaftsmanagement.

Ja, da gibt es immer mehr Stellen in dem Bereich.

Ja, es gibt jetzt sogar ein erstes Mentoring-Programm für Wissenschaftsmanagement, in Göttingen.

Das ist doch gut, denn ich kann mich erinnern, dass das vor zwei, drei Jahren hier auch auf einer Wissenschaftskonferenz diskutiert wurde, wir haben doch eine ganze Reihe von Frauen und Männern, die darüber ihre Stellen gefunden haben; wo sie Koordinationsaufgaben übernommen haben oder auch Managementaufgaben. Also was mir auch noch wichtig ist, es ist ja schon ein Entwicklungsprozess mit diesem Mentoring-Programm gewesen. Wenn man sich vorstellt, Mentoring war ja unter anderem auch eine Reaktion darauf, dass die Ausbildungen oder Qualifizierungen nicht besonders gut waren in vielen Bereichen, sodass man gesagt hat, wir greifen zu Mentoring, um etwas zu schaffen, wo gelernt wird, wo begleitet wird, wo auch eine Sozialisation stattfindet, eine Sozialisation für die Organisation, sprich Hochschule in diesem Falle. Und wenn man davon ausgeht, die Hochschule verändert sich, strukturiert sich und wird ganz top in allem, was sie macht, Ausbildung und Qualifikation – dann braucht man doch eigentlich kein Mentoring mehr, oder?

Das wäre natürlich der Idealzustand – das universitäre Nirvana. [lacht] Also was ich auch beobachtet habe und das find ich auch wunderbar und ich würde jetzt mal nicht diesen Kausalzusammenhang ziehen, weil es Mentoring gibt, hat es sich so entwickelt. Sondern da gibt es noch andere Einflüsse, also wenn ich das vergleiche mit den Gesprächen, die ich vielleicht vor zwölf Jahren hatte mit den Mentees, dann erlebe ich heute sehr, sehr, sehr viel häufiger, dass mir gesagt wird: „Ich bin gut betreut". Das ist richtig

auffällig, ja. Und ich sage auch immer: Ich freue mich darüber, dass Sie das sagen. Aber wie gesagt, da würde ich jetzt nicht behaupten, es liegt am Mentoring. Vielleicht gibt es auch einen Generationenwechsel, weiß man nicht, gut. Es gibt überhaupt viel mehr Bewertung in allem. Es werden Lehrer bewertet, Hochschullehrer und so weiter und da muss man schon mal gucken, was man sagt, und dann verbietet sich einem vielleicht auch ein absolut unmögliches Verhalten. Aber trotzdem würde ich jetzt nicht sagen, dass sich das Mentoring erübrigt; sondern, dass Mentoring unglaublich viele Chancen bindet zur weiteren Kulturveränderung. Wenn jemand gelernt hat oder erlebt hat, was das bedeutet, wohlwollend und wertschätzend begleitet zu werden, der lernt etwas fürs Leben und nimmt das mit in seine künftige Rolle. Ich sage den Leuten gerade in der Medizin, da ist das Hierarchische nochmal sehr stark, nochmal hierarchischer. Also wenn man da am OP-Tisch steht, dann ist das schon teilweise wirklich militärisch, da kann man nicht diskutieren, da muss man entscheiden. Aber diese ganze Kultur zieht sich natürlich auch durch das ganze System. Da denke ich, ist es noch einmal interessanter, dass die jungen Leute etwas anderes erleben als das, was sie in ihren Jobs erleben, und ich sage ihnen auch immer: Sie werden anschließend ganz andere Chefs. Das ist doch ganz klar – und seien Sie sich darüber im Klaren, Sie können das System mit bewegen, wenn Sie Impulse setzen. Machen Sie es einfach anders und machen Sie es freundlich anders. [lacht] Von daher würde ich das immer weitermachen. Ich denke, es ist auch gesellschaftlich etwas Reichhaltigeres, was ich der Gesellschaft bieten kann. Wenn ich der Gesellschaft ein Modell gebe, das auf das soziale Miteinander setzt, das kann eigentlich nur gut sein für die Gesellschaft. Ja. Miteinander und nicht gegeneinander. Also wir haben Komparationen, genau, ja. Das muss man einfach sagen. Im Grunde genommen brauchen wir einen Gegenpart. Also wir haben diese Struktur der Leistungsgesellschaft und wir brauchen etwas, was uns gegen deren negative Auswirkungen stark macht.

Also ich meine, gegen Leistung muss man ja erst einmal nichts haben. Es geht nur einfach um die Konkurrenz und wie man sich in diesem Prozess verhält. Heißt das im Grunde, dass man im Mentoring auch etwas über Konkurrenzverhalten lernt? Also in dem Sinne, dass es etwas gibt, wie Win-win-Situationen zu lernen, statt immer dieses Niedermachen oder bei Konkurrenzsituationen andere heruntersetzen oder herabwürdigen?

Wenn ich dieses Beispiel der Peer-Mentoring-Gruppen sehe, dann lernen die Menschen. Man kann es in der Medizin noch einmal mehr sehen, weil die noch enger miteinander arbeiten, da ist der Wettbewerb direkt. Die tauschen sich praktisch auf einer Ebene aus, wo sie auch in nicht-konkurrent zusammengesetzten Teams arbeiten und erleben können, dass Miteinander auch unterstützt, miteinander einen Weg plant und sich auch darüber austauscht, welches Konkurrenzgebaren man erlebt. Und das Gemeinsame hoch bewertet und ich denke, dass abgewertet wird, was zur kollektiven Abwertung führt, man empfindet das wahrscheinlich schon als sehr unangenehm, aber wenn die anderen das dann auch unangenehm finden und dann auch noch die Schritte weitergeht und man sagt dann, was könnte man denn stattdessen tun? Also wie gehen wir überhaupt damit um? Und dann auch letztendlich sich selber verbieten, es zu tun, das ist ja das Schwierige; denn das, was ich dann und dann gelernt habe, das wende ich ja dann an in Situationen, in denen ich in Konflikten stecke.

Man muss schon lernen, mit Konkurrenz umzugehen, und zwar in einer Weise, die einem selbst nicht schadet, aber anderen auch nicht unbedingt schadet.

Genau, ganz genau. Und da sind natürlich die von Profis durchgeführten Seminare zum Konfliktmanagement, wo es auch immer wieder um die wichtigen Dinge wie Perspektivenwechsel geht. Oder was wir auch zum Beispiel machen, dass wir die kollegiale Fallsupervision anleiten, ja. Dass sie einfach die Kleingruppen dazu nutzen, auch ihre eigenen Fälle durchzuspielen.

Dieses neue Handbuch, das von Ihnen und von anderen Frauen herausgegeben wird, die schon lange mit Mentoring zu tun haben – der Anspruch ist, aus der Praxis heraus dieses Handbuch zu gestalten. Was kann man erwarten?

Es haben sich aus der Fachgesellschaft „Forum Mentoring", zu der über einhundert Hochschulen gehören, 56 Kolleginnen und Kollegen beteiligt, ihr Wissen quasi praktisch zur Verfügung zu stellen. Wir sind jetzt aber nicht hingegangen und haben das hunderttausendste einzelne Mentoring-Programm beschreiben lassen, sondern wir haben eine Agenda gemacht. Es geht ausschließlich um Mentoring in der Wissenschaft und dafür haben wir erst einmal allgemeine Grundlagen erarbeiten lassen. Wir haben anlässlich des zehnjährigen Bestehens eine Tagung gemacht in Berlin: „Zehnjähriges Bestehen des Forums". Wir haben Qualitätsstandards entwickelt, an denen sich praktisch die einzelnen Mentoring-Programme auch orientieren sollen – tun sie auch in der

Regel. Wir haben dann etwas schreiben lassen zum Thema Evaluation von Mentoring-Programmen. Da gibt es ja auch hanebüchene Geschichten, was man da machen sollte oder eben nicht machen sollte. Und wir haben unterschiedliche Mentoring-Zielgruppen und Mentoring-Formate und so weiter dargestellt. Aber immer auch praxisbezogen. Wir haben auch immer als Praktikerinnen geschrieben. Das heißt also: Es wird empfohlen das, weil … Und nächste Schritte wären die und die … Es gibt auch ein Kapitel, wo es um die unterschiedlichen Mentorings geht, Mentoring in MINT, Mentoring für Doktorandinnen, Mentoring für Wissenschaftsmanagement, für Ärztinnen, die in eine Niederlassung gehen wollen. Immer wieder am Ende jedes Kapitels gibt es einen Kasten mit Praxistipps. Also es sollte praxisorientiert geschrieben werden, weil es zur Mentoring-Theorie schon jede Menge gibt. Das heißt, wir haben zwar immer wieder ganz kurz theoretische Sachen reflektiert, also wir haben zu Lernformen, zu didaktischen Modellen, aber eben ganz wenig. Darauf sollte eben nicht das Schwergewicht liegen. Sondern es sollte sich an Leute richten, die gehaltvolles Mentoring machen wollen, die ein neues Programm einrichten möchten, die zum Beispiel einen Antrag daraus schreiben wollen – die können das jetzt wunderbar daraus nehmen, die Personal einstellen möchten. Also da gibt es auch etwas über die Rolle und Tätigkeitsfelder einer Koordination. Es gibt einiges auch zu den Seminarprogrammen, zu Netzwerken, ein großes Kapitel zu den Netzwerken allgemein und auch da wird immer wieder wissenschaftliche Literatur mit einbezogen. Und natürlich im letzten Kapitel Mentoring in der Personal- und Organisationsentwicklung, weil wir festgestellt haben, dass nicht nur die einzelnen Teilnehmenden, die Mentees und Mentorinnen, etwas davon haben, sondern die Organisation ihrerseits auch profitiert. Und das ist in vielen verschiedenen unverbundenen Kapiteln expliziert worden.

Das hört sich gut an.

Ja, aus den unterschiedlichen Blickwinkeln.

Gut, das finde ich sehr gut.

Also man muss – und das wäre meinem Ansehen nach die große Chance – etwas mehr soziales Miteinander in die Organisationen bringen, ja. Also immer. Es gab mal irgendwann, das ist schon ganz lange her, da wurde von einer Studie berichtet, da wurde auch gefragt: Was ist für Sie das Wichtigste in dem Betrieb? Und da war es eben nicht das Geld, nicht die Position, sondern da waren es ganz grob unter den ersten drei, vier, dass ich einen Freund im Betrieb habe. Das heißt jetzt übersetzt, dass ich einen Menschen im Betrieb habe, wo ich so sein kann, wie ich bin, der mich zur Not auffängt, ja. Also wir hatten jetzt zum Beispiel einen Fall in der Medizin, da ist ganz plötzlich über Nacht ein Lehrstuhlinhaber gestorben. Das heißt also, da waren ganz viele Forschungsprojekte, ganz viele Mitarbeiter hingen daran und zwei meiner Mentee hingen dran. Und die haben unheimlich viel erfahren, die haben auch von den anderen Mentees, von dem Mentor, der Mentor von einer, wo es nicht so gut geklappt hat, der hat da gewühlt ohne Ende. Er hat angerufen und gesagt: „Ich habe das gehört, wie geht es Ihnen?" Und so weiter. Die sind so glücklich darüber, dass sie jetzt die Möglichkeit haben, auch wenn sie es unter Umständen nicht mehr müssen, aber zu wissen, ich kann es demnächst in Anspruch nehmen. Das ist einfach ein anderes Gefühl. Und das lässt letztendlich auch überleben.

Gut, das lässt hoffen auf die vielfältigen Wirkungen des Mentorings.

Dr. Renate Petersen

Wissenschaftliche Mitarbeiterin, Universität Duisburg-Essen – Science Support Centre

Kurzvita

Promotion im Fach Gesellschaftswissenschaften (2007), Studium Erziehungswissenschaft, Soziologie und Psychologie an der Universität Duisburg-Essen, Studium Diplom-Sozialpädagogik an der Fachhochschule Düsseldorf, vorher kaufmännische Ausbildung und anschließende Tätigkeit in zwei Großkonzernen, verheiratet, zwei erwachsene Kinder.

Arbeitsschwerpunkte

Personalentwicklung für den wissenschaftlichen Nachwuchs: Leitung von Mentoring-Programmen für Promovierende und Postdoktorand/innen im Science Support Centre der Universität Duisburg-Essen. Entwicklung und Durchführung von Promotionsorientierungs- und Begleitprogrammen, Entwicklung von Konzepten zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses in Graduiertenkollegs und Sonderforschungsbereichen, Qualitative Sozialforschung, klientenzentrierte Beratung, Promotionscoaching.

Kontakt und Information
Dr. Renate Petersen
Universität Duisburg-Essen
Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung
Keetmanstraße 3–9
47058 Duisburg
Tel.: (0203) 379 1222
renate.petersen@uni-due.de
MediMent-Programme:
http://uni-due.de/zfh/mediment
mentoring³: www.scn-ruhr.de

Tagungsberichte

Jeremia Herrmann

Körper und Geschlecht im Fokus von Gesundheit und Medizin

Bericht zur Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 25.11.2016 im Glaspavillon der Universität Duisburg-Essen



Das Team der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW mit Ministerin Svenja Schulze (vordere Reihe, Dritte von rechts).

Die Forschungsfelder zu Körper, Gesundheit und Medizin standen im Fokus der Jahrestagung des Netzwerks, die am 25. November 2016 an der Universität Duisburg-Essen stattfand. Die rund 100 Teilnehmenden diskutieren intensiv zu Fragen wie: Welche Geschlechterordnungen und Konstruktionen von Geschlecht prägen das Forschungs- und Handlungsfeld der Gesundheitswissenschaften und Medizin? Welche Fragen greift die medizinische Forschung und Gesundheitsversorgung unter Genderaspekten auf? Was bedeuteten Körper, Gesundheit, Medizin für inter* oder trans* Menschen?

Die Sprecherin des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Prof. Dr. Anne Schlüter, und die Koordinatorin des Netzwerks, Dr. Beate Kortendiek, eröffneten gemeinsam die Veranstaltung. In ihrer Begrüßung verwies Schlüter auf das mittlerweile 30-jährige Bestehen des Netzwerks und betonte, wie glücklich sie über dessen Entwicklung sei – von der ersten Professur mit Genderdenomination 1986 bis zu den heute 69 Professuren mit Genderschwerpunkt. Kortendiek hob die Bedeutung des Tagungsthemas Geschlecht in Medizin und Gesundheitsforschung hervor. Zum einen sei es wichtig, um differenzierte Perspektiven auf Erkrankungen



Dr. Beate Kortendiek (links) und Prof. Dr. Anne Schlüter bei der Begrüßung (beide Fotos: Bettina Steinacker).

sowie auf deren Prävention, Diagnose und Therapie zu ermöglichen, und zum anderen, um die Geschlechterverhältnisse in der Organisation von medizinischer Lehre und Forschung sowie im klinischem Alltag zu fokussieren.

Der Rektor der Universität Duisburg-Essen, Prof. Dr. Ulrich Radtke, begrüßte die Anwesen-







Foto oben: Ministerin Svenja Schulze;
Foto rechts oben: Teilnehmende der Jahrestagung im Gespräch mit Ministerin Svenja Schulze (rechts);
Foto rechts unten: Prof. Dr. Gabriele Dennert
(alle Fotos: Bettina Steinacker).

den und hob die Bedeutung des Netzwerks nicht zuletzt auch für die Profilbildung der Universität Duisburg-Essen hervor. Zugleich verwies er auf den Beschluss des Rektorats, in dem der dauerhafte Verbleib der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW an der UDE unterstützt wird. Er begrüßte die Absicht der Landesregierung, die Arbeitsfähigkeit der Koordinations- und Forschungsstelle zu verbessern und dieser durch eine personelle Verstetigung mehr Planungssicherheit zu geben.

Im Anschluss eröffnete Wissenschaftsministerin Svenja Schulze die Veranstaltung und unterstrich den besonderen Stellenwert der Arbeit des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW für die Stärkung der Gleichstellung an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Nicht nur im Bereich der Wissenschaft leiste das Netzwerk einen wertvollen Beitrag, auch im alltäglichen Kampf gegen Geschlechterstereotype wirke es unterstützend. Ministerin Schulze schloss mit dem erklärten Ziel, die Arbeit des Netzwerkes durch eine Verstetigung der Koordinationsstelle und die Gewährleistung von verlässlichen, dauerhaften Beschäftigungsverhältnissen zu unterstützen.

Den inhaltlichen Auftakt der Tagung bildete das Panel „Geschlechterordnung und Konstruktionen von Geschlecht". Hier wurde das Augenmerk auf das Verständnis von Geschlecht in der Medizin und auf damit verbundene Implikationen gelegt. Bereits in den einleitenden Worten wies die Moderatorin Prof. Dr. Katja Sabisch auf das besondere Spannungsfeld hin. Denn es sei aus Geschlechterforschungssicht schwierig, körperbezogene Auseinandersetzungen aus einer Perspektive zu führen, die auf Zweigeschlechtlichkeit begrenzt bleibe; ebenso problematisch sei es jedoch, ohne geschlechtliche Unterscheidungen empirisch in diesem Feld zu arbeiten. Mit dieser Spannung wurde in den drei Beiträgen zum Teil sehr unterschiedlich umgegangen.

Eine zentrale Stellung nahm die Problematik im Vortrag von Prof. Dr. Alexandra Manzei ein, die das Verhältnis von Geschlechterforschung einerseits sowie Medizin und Gesundheitsforschung andererseits betrachtete. In diesem Zusammenhang gab sie einen Überblick über zwei Forschungsstränge in der Geschlechterforschung, die sich ab den 1990er Jahren entwickelt haben: auf der einen Seite eine maßgeblich durch die Arbeiten von Judith Butler fundierte „postfemi-

nistische" Perspektive, die die Norm der Zweigeschlechtlichkeit infrage und deren soziale Konstruktion in den Vordergrund der Analysen stelle; auf der anderen eine stärker auf Frauenpolitik ausgerichtete Forschungsperspektive, die an dieser Unterscheidung festhalte und an der Herausbildung einer geschlechterpolitischen Gendermedizin, die die in der Medizin vorherrschende „männliche Norm" kritisiere, wesentlich beteiligt sei. Anschließend zeigte Manzei anhand von zwei Achsen – den Disziplinen und der Geschlechtlichkeit –, wie sich diese als konträr empfundenen Stränge ausdifferenzieren. Sie kam zu dem Schluss, dass sowohl ein geisteswissenschaftlicher, postfeministischer Kulturalismus als auch ein naturwissenschaftlicher, zweigeschlechtlicher Naturalismus nur Teile einer Wirklichkeit abbilden können und im Rahmen ihrer Disziplinarität daher beide eine Berechtigung haben. So plädierte Manzei auch für ein Aufrechterhalten der Zweigeschlechtlichkeit im Kontext medizinischer Forschung und Kategorisierung, um unter anderem eine disziplinübergreifende Theoriebildung zu ermöglichen. In der anschließenden Diskussion wurde diese Vorgehensweise mit polypolaren Geschlechterkonzepten kontrastiert und es wurden andere Sichtweisen auf Geschlecht in der Medizin erörtert.

Mit den gesundheitlichen Auswirkungen von Heterosexismus beschäftigte sich Prof. Dr. Gabriele Dennert. Dabei fragte sie, welche Folgen Diskriminierungen auf die Gesundheit von nicht-heterosexuellen Frauen* haben können. Anhand von anschaulichen Studien zeigte sie, wie in den USA durch eine, so Dennert, heterosexistische Gesetzgebung oder heterosexistische Einstellungen in Nachbarschaften die Gesundheit von nicht-heterosexuellen Frauen* erheblich beeinträchtig werden und sich beispielsweise die Lebensdauer verkürzen kann. Denn lesbische und bisexuelle Frauen machten häufig Erfahrungen etwa mit fehlender Akzeptanz, Gewalt und Diskriminierung, die zum Auftreten von stressassoziierten gesundheitlichen Problemen wie Herz- oder Suchterkrankungen führen könnten. Diese Effekte des Heterosexismus würden jedoch kaum beachtet und für politische Interventionen nicht in Betracht gezogen. Auch für Deutschland hätten diese Erkenntnisse Relevanz. Vor diesem Hintergrund wurde das von Dennert geleitete Forschungsprojekt „Queergesund* – Gesundheitsförderung für lesbische, bisexuelle und queere Frauen*" entwickelt. Ziel des Projekts ist es, die Bedürfnisse von nicht-heterosexuellen Frauen im Kontext von Gesundheit zu erfassen. Die präsentierten Ergebnisse zeigten, dass die direkten Erfahrungen mit Ärzt*innen von den Frauen als problematisch angesehen werden und



Teilnehmende der Jahrestagung (Foto: Bettina Steinacker).

ein starkes Grundbedürfnis nach Anerkennung durch die Medizin besteht. In der Diskussion wurde zudem deutlich, dass insbesondere die Selbstbestimmung von Sexualität und deren Achtung für die Befragten zentral sind.

Mit einem anderen Themenkomplex befasste sich der Beitrag von Susan Banihashemi. Ihr Augenmerk lag auf dem medizinischen Fachdiskurs um den Zugang zu Samenspenden in Deutschland. In Deutschland ist dieser Zugang nicht umfassend durch gesetzliche Vorgaben wie ein Fortpflanzungsmedizingesetz geregelt, sondern beruht, so die Referentin, neben dem Embryonenschutzgesetz vor allem auf den Entscheidungen des ärztlichen Personals. Entsprechend hat sich Banihashemi mit der diskursiven Position der Bundesärztekammer bzw. deren Richtlinien in Deutschland auseinandergesetzt. Es zeigte sich, dass die Entwicklung von 1985 bis 2006 grundsätzlich von Kontinuität geprägt ist. Die Ehe und damit die hegemoniale Idee monogamer und heterosexueller Elternschaft stellte die Referentin dabei als ein wesentliches Bewertungskriterium für den Zugang zur Samenspende heraus. Das Verbot von Samenspenden für Alleinstehende oder gleichgeschlechtliche Paare sei zwar im Zeitverlauf in den unverbindlichen Kommentar verschoben worden. Zwei Aspekte seien jedoch verstärkt worden: Zum einen stehe bei der Zulassung nun das Kindeswohl im Vordergrund und zum anderen sei die Position der jeweiligen Mediziner*innen gestärkt worden, da sie beispielsweise entscheiden dürften, ob sie die Verbote im Kommentar anwenden oder nicht. In der Diskussion wurde hervorgehoben, dass neben der Bundesärztekammer auch andere Positionen relevant seien. Zudem wurde kritisch betrachtet, wie über den „inhaltsleeren" Begriff des Kindeswohls Entscheidungen beliebig normativ gefasst werden könnten.

Im zweiten Panel standen medizinische Forschungsarbeiten im Vordergrund, die Geschlecht auf je eigene Art und Weise thematisierten. Damit verschob sich der Schwerpunkt von einem Reden über zu einem Austausch mit der Medizin und es wurden Einblicke in die aktive Forschung auf dem Gebiet der Gendermedizin ermöglicht.
Einen ersten Beitrag dazu leistete Prof. Dr. Elke Kalbe, die Erkenntnisse aus geschlechtsspezifischen Untersuchungen bei Parkinson-Patient*innen präsentierte. Sie zeichnete nach, welche Bedeutung dezidiert auf Geschlechtsunterschiede angelegten Untersuchungen in der Diagnose und Behandlung – hier von Morbus Parkinson – zukommt. Ihr Fokus lag auf den kognitiven Symptomen bei diesem Krankheitsbild. Auch wenn diese im allgemeinen Verständnis weniger präsent seien, hätten sie für die Patient*innen eine große Relevanz. Bisherige Befunde zu Geschlechtsunterschieden zeigten eine sehr geringe Differenz: Patientinnen würden etwas stärker bei den visuell-räumlichen Leistungen abbauen, während Patienten größere Einbußen beim verbalen Gedächtnis aufwiesen. Durch den Einsatz geschlechtskorrigierter Normen konnte Kalbe in ihrer Studie jedoch nachweisen, dass Patientinnen größere Einbußen beim verbalen Gedächtnis aufweisen, als bisher gedacht. Dies war zuvor nicht aufgefallen, da sich die Patientinnen hinsichtlich ihrer kognitiven Fähigkeiten vor der Krankheit auf einem höheren Ausgangniveau befanden. Im Rahmen der Diskussion wurde versucht auszuloten, inwiefern eine solche Forschung auch außerhalb von zweigeschlechtlichen Konzeptionen möglich wäre und auf welche Weise sich interdisziplinäre Anschlussforschungen anböten.
Mit Bezug auf ein interdisziplinär angelegtes Forschungsprojekt stellte Rebecca Lätzsch in ihrem Vortrag vor, welche Bedeutung der Kategorie Geschlecht in umwelt- und arbeitsmedizinischen Kontexten zukommen kann. Am Beispiel von Schimmelpilzexpositionen konnte der Umgang mit Geschlecht in einem auf den ersten Blick eher fernen Themenbereich nachvollzogen werden. Ausgehend von dem Befund, dass Schimmel potenziell gesundheitsgefährdend ist, wurde in der Studie untersucht, wie – und ob – die Kategorie Geschlecht in Artikeln zu dieser Thematik berücksichtigt wurde. Es stellte sich heraus, dass in den meisten Untersuchungen Geschlecht gar nicht thematisiert und, falls doch, die Kategorie nicht oder nur ungenügend analysiert wurde. Eine differenzierte Betrachtung von Geschlecht, die der Komplexität der Kategorie gerecht würde, steht damit im Kontext der Disziplin Umwelt- und Arbeitsmedizin noch aus.
Sarah Vader ging in ihrem Beitrag auf die Situation von weiblichen Beschäftigten in deutschen Krankenhäusern ein und befasste sich mit dem Begriff und Phänomen der „Feminisierung" der Medizin. Durch eine Zunahme von Medizinstudentinnen hat sich auch die Zahl von Medizinerinnen in den letzten Jahren stark erhöht, sodass aktuell 60 Prozent aller Ärzt*innen unter 35 Jahren in Krankenhäusern weiblich sind. Vor diesem Hintergrund sei auch auf einer qualitativen Ebene eine Feminisierung der Krankenhäuser erwartet worden, was im Allgemeinen mit mehr Familienfreundlichkeit, mehr Teilzeitstellen und einer Veränderung der medizinischen Praxis verbunden werde. Es habe sich jedoch gezeigt, dass eine Zunahme von Frauen im ärztlichen Bereich nicht automatisch zu dieser Entwicklung führe, sondern die Strukturen in den Krankenhäusern Beharrungstendenzen aufwiesen. Vader unterstellte der Institution Krankenhaus daher, in ihrer Verfasstheit nicht geschlechtsneutral zu sein. Den vorhandenen Regeln und Abläufen müssten sich junge Ärztinnen anpassen, womit sie das Bestehende internalisierten und reproduzierten. Das Bild vom (männlichen) Arzt, der sich voll und ganz für seinen Beruf einsetzen kann und will, sei weiterhin wirkmächtig. Indem eine Trennung der ärztlichen Tätigkeit zwischen medizinischen Eingriffen und PatientInnenversorgung erfolge, würden zudem Geschlechterdifferenzen zwischen Ärztinnen und Ärzten hervorgehoben und Geschlechterstereotype verstärkt. In der Diskussion wurde der Standpunkt gestärkt, dass die Ausrichtung am männlich konnotierten Ideal des immer verfügbaren Arztes Veränderungen erschwere und sogar verhindere.
Im dritten Panel der Tagung wurde das Verhältnis von spezifischen Personengruppen zu Medizin und Körper in den Mittelpunkt gestellt. Sowohl inter* als auch trans* Menschen stehen in einem besonderen Spannungsverhältnis zu medizinischen Praxen, das sich zwischen Angewiesenheit, Übergriffigkeit und Begrenzungen bewegt.
Anike Krämer und Prof. Dr. Katja Sabisch stellten in ihrem gemeinsamen Vortrag Erkenntnisse aus dem Kontext ihres Forschungsprojekts zu Intersexualität in NRW vor und gingen dabei insbesondere auf das Verhältnis von Eltern und Mediziner*innen ein. Das Verhältnis von Intersex* und Medizin könne grundsätzlich als problematisch bezeichnet werden, da es lange Zeit durch menschenverachtende Behandlungen, übergriffiges Verhalten und binäre Geschlechterordnungen geprägt gewesen sei. Auch wenn auf formaler Ebene zu einem sensibleren Umgang mit Intersexualität aufgefordert werde, empfänden Eltern den Umgang von Mediziner*innen nach wie vor oftmals als unangebracht. An vie-

len Stellen habe sich lediglich die Bezeichnung der Tätigkeit und weniger die Praxis selbst geändert. Es werde noch immer zu Operationen geraten und nicht selten der Rat gegeben, den Kindern ihre Intersexualität zu verschweigen. Trotzdem scheint es, so ein Ergebnis der Studien von Krämer und Sabisch, für die Eltern unmöglich, sich von den Mediziner*innen zu distanzieren, da sie aufgrund der Pathologisierung der Thematik auf sie angewiesen seien. Im Rahmen des Projekts wurde darüber hinaus mithilfe des theoretischen Konzepts des Denkkollektivs das Verständnis der Mediziner*innen von Geschlechtlichkeit erhoben. Dabei zeigte sich eine Variabilität zwischen den einzelnen Befragten, sowohl in Bezug auf die Bezeichnung von Intersexualität als auch in Bezug auf die Einstellung gegenüber einem „dritten Geschlecht". Während der Diskussion wurde darauf hingewiesen, dass auch die Verantwortung der Mediziner*innen für selbst bereits durchgeführte Operationen zur Beständigkeit des Denkstils beitrage, weil eigene Schuldgefühle verhindert werden sollten bzw. könnten, indem das eigene Handeln als angemessen bzw. richtig bewertet werde.

Im letzten Beitrag der Tagung referierte Dr. Thamar Klein aus einer ethnologischen Perspektive zu den Problematiken, die eine Inkorporierung von westlichen Kategorien in lokale Zusammenhänge mit sich bringe. Klein beschreibt das westliche Konzept von Körper und geschlechtlicher Identifikation als eines, bei dem Mensch und Körper als Einheit gedacht werden. Dadurch bestehe für die Medizin die Möglichkeit, über alle Formen der individuellen Geschlechtlichkeit die Deutungshoheit zu übernehmen. Außerhalb dieses Kulturkreises sei eine solche Kopplung aber nicht zwingend; was für Klein auch eine größere Varianz an Geschlechtermodellen ermögliche. Es fänden sich dort auch Konzepte, in denen die sexuelle Orientierung unabhängig vom biologischen Geschlecht gedacht werde und somit an die Rolle und nicht an den Körper geknüpft sei. Durch die Verbreitung des westlichen Verständnisses entstehe jedoch ein Zwang, auch das binäre Geschlechtermodell zu übernehmen. Das habe zur Folge, dass alternative Konzepte nicht mehr gelebt werden könnten, sondern in Kategorien, wie Homosexualität oder Trans*, eingeteilt würden. Da diesen aber keine Akzeptanz entgegengebracht werde, seien Menschen aus ehemals anerkannten alternativen Rollenkonzepten nun Diskriminierungen ausgesetzt. Klein plädierte deshalb für die Sichtweise, dass nur jedes Individuum selbst in der Lage sei, zu seiner eigenen Identifikation beizutragen. An dieser These entwickelte sich eine Diskussion um die Möglichkeiten und Grenzen von Autonomie und Selbstbestimmung im Kontext westlicher Herrschaft.



Prof. Dr. Alexandra Manzei (Foto: Julia Stübner).

Die Beiträge und Diskussionen im Rahmen der Jahrestagung des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW konnten die zahlreichen Anknüpfungspunkte aufzeigen, die sich aus einer Beschäftigung mit Geschlecht im Kontext von Körper, Gesundheit und Medizin ergeben. Sowohl in Bezug auf die thematische Ausrichtung als auch auf die Methoden und Argumentationen wurde in diesem Zusammenhang eine große disziplinäre Vielfalt sichtbar. Die interessierten und oftmals zugleich kritischen Nachfragen zeigten darüber hinaus Möglichkeiten für neue Einblicke und die konstruktive Erweiterung von Forschungsperspektiven auf. Gleichzeitig wurde deutlich, dass das Potenzial der Arbeit zu Geschlecht in und mit der Medizin noch keineswegs erschöpft ist und noch viele Forschungsfragen offen sind, die darauf warten, bearbeitet zu werden.

Deutlich wurde, wie wichtig die jährliche Zusammenkunft des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW ist, um miteinander ins Gespräch zu kommen, Positionen auszutauschen und eigene Denkweisen zu reflektieren.

Kontakt und Information
Jeremia Herrmann
jeremia.herrmann@rub.de

Manuela Kleine

Fundamentalismus und Geschlecht

Bericht zum Öffentlichkeitstag des Weiterbildenden Studiums FrauenStudien am 24.09.2016 an der Universität Bielefeld

„Was hat der Fundamentalismus Frauen zu bieten und was fasziniert Frauen an fundamentalistischen Glaubensgemeinschaften?" Dieser Fragestellung widmete sich Prof. Dr. Elisabeth Rohr in ihrem Vortrag zum Thema Fundamentalismus und Geschlecht. Fundamentalistische Strömungen gebe es in jedweder Glaubensgemeinschaft, so Prof'in Dr. Rohr. Ob in evangelikalen, katholischen, jüdischen oder auch hinduistischen und buddhistischen Glaubensgemeinschaften – überall ließen sich auch fundamentalistische Ausprägungen ausmachen. Selbst in politischen Kontexten seien fundamentale Ideologien zu finden, wie das Beispiel Donald Trump in den USA deutlich mache. Fundamentalismus im Allgemeinen sei gekennzeichnet durch eine Ideologie, deren zentrales Merkmal eine strikte Unterteilung in „schwarz und weiß" bzw. „gut und böse" sei. Diese dualistische Kategorisierung präge das Weltbild fundamentalistischer Gemeinschaften, sei starr und lasse keine Differenzierungen zu. Sämtliche Aspekte des gemeinsamen Lebens und der Gesellschaft würden auf der Basis dieses dualistischen Schemas wahrgenommen und bewertet. Zweitens sei festzustellen, dass fundamentalistische Gemeinschaften durch eine stark konservative Ausrichtung geprägt seien. Dies beinhalte den Verzicht auf Drogen, Alkohol und Glücksspiel. Auch der Besuch von Tanzveranstaltungen oder vorehelicher Geschlechtsverkehr seien verpönt. Die Lebensweise zeichne sich dagegen durch sittsames Verhalten, die jungfräuliche Ehe sowie Frömmigkeit aus. Damit böten fundamentalistische Glaubensgemeinschaften klare Regeln und eine klar definierte Lebensweise in einer komplexen und ausdifferenzierten Gesellschaft.

Ein weiteres zentrales Merkmal sei die patriarchale Struktur. Danach beinhalten fundamentalistische Ideologien starre Geschlechterbilder und damit einhergehende Rollenzuschreibungen, die konservativ und heteronormativ geprägt seien. Während Männern die Rolle des Ernährers der Familie und damit des Familienoberhauptes zukomme, seien Frauen vorwiegend für die Erziehung der Kinder und die Führung des Haushaltes zuständig.

Diese konservative geschlechtsspezifische Rollenaufteilung führt zu der eingangs gestellten Frage zurück, was gerade Frauen an fundamentalistischen Glaubensgemeinschaften fasziniert. Anhand von Beispielen aus Südafrika oder auch Zentralamerika, wie u. a. Guatemala, zeigte Prof'in Dr. Rohr diese Faszination auf. Ihrer Ansicht nach ist die Hinwendung zu einer fundamentalistischen Glaubensgemeinschaft für viele Familien und insbesondere für die Frauen mit einer Steigerung der Lebensqualität sowie der Erfahrung von Anerkennung verbunden, weshalb fundamentalistische Glaubensgemeinschaften anziehend wirkten. Anhand von Beispielen erläuterte sie, wie sich die Lebensbedingungen der Frauen durch die Zuwendung zu solchen Glaubensgemeinschaften veränderten. Die Situation der Familien und Frauen ist zunächst durch eine hohe Zahl häuslicher Gewalttaten gekennzeichnet und durch einen hohen Alkoholkonsum seitens der Männer. Den Familien ständen nur sehr geringe finanzielle Mittel zum Bestreiten ihres Lebensunterhalts zur Verfügung – sie lebten vielfach in prekären Lebenslagen. Fundamentalistische Glaubensgemeinschaften böten hier eine attraktive Alternative an. So würde seitens dieser Glaubensgemeinschaften Geld in Bildung, Kinderbetreuung und Freizeitangebote investiert – sie würden dort einspringen, wo der Staat bzw. die Regierung keine ausreichenden Angebote und Zugänge zur Verfügung stelle. Dies biete den Familien die Chance, ihren Kindern Bildungsangebote zuteilwerden zu lassen, sowie die Möglichkeit sozialer Teilhabe. Diese Aspekte förderten den Status der Familie sowie die Bildungs- und Erwerbsperspektiven. Hinzu kommen weitere Aspekte: Die an der konservativen und frommen Lebensweise orientierten Männer würden auf Gewalt, Alkohol und Glücksspiele verzichten. Die häusliche Gewalt habe ein Ende und die Familien profitierten davon, dass die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel nunmehr uneingeschränkt in den Lebensunterhalt investiert würden. Für die Frauen ist dies zudem mit der Anerkennung ihrer Rolle als Mutter und Ehefrau verbunden. Während die Frauen zuvor ausgegrenzt, z.T. stigmatisiert waren, gelten sie nun als Frauen, die eine „intakte" Familie haben,

und als „gute" Mütter, die ihren Kindern eine positive Zukunft ermöglichen. Gleichzeitig gibt ihnen die Gemeinschaft Rückhalt und Unterstützung. Während sie zuvor auf sich allein gestellt waren, übernimmt die fundamentalistische Glaubensgemeinschaft Aufgaben der sozialen Kontrolle. Diese soziale Kontrolle sei ein wichtiger Motor für die Einhaltung dieser Lebensweise und Garant gegen etwaige Fehltritte, da die Gemeinschaft auf die Einhaltung von Regeln achte. Der damit verbundene soziale Druck trage zur Aufrechterhaltung der vorgegebenen Lebensweise bei. Insgesamt böte die Hinwendung zu fundamentalistischen Glaubensgemeinschaften den Frauen einen gewissen Schutz vor häuslichen Gewalttaten sowie vor Verelendung, ein Unterstützungssystem sowie Entlastung und Anerkennungserfahrungen.

Der Vortrag rief eine rege Resonanz im Plenum hervor. Unter anderem wurde der Aspekt der Bildung der Frauen aufgegriffen. Hier wurde diskutiert, warum sich Frauen den patriarchalen Strukturen unterwerfen würden, obgleich ihnen nunmehr vermehrt Bildung zuteilwerde. Prof`in Dr. Rohr erläuterte dazu, dass die zur Verfügung gestellten Bildungsmöglichkeiten selektiv seien. Die fundamentalistischen Glaubensgemeinschaften böten ausschließlich Bildungsinhalte an, die mit ihren Werten und Weltbildern kompatibel seien, während andere Bildungsinhalte ausgeschlossen würden.

Einige der Anwesenden teilten ihre eigenen Erfahrungen und Beobachtungen mit. Dabei wurde auch auf die Problematik einer Abwendung von solcherlei Glaubensgemeinschaften hingewiesen. Anhand des Beispiels der Zeugen Jehovas wurde aufgezeigt, dass ein Ausstieg und die Entscheidung für eine andere Lebensweise mit Missachtungs- und Ausgrenzungserfahrungen verbunden seien, bis hin zur völligen Abwendung oder weiteren Sanktionen. Dennoch gäbe es Personen, die sich von solchen Gemeinschaften abwendeten. Ein Grund hierfür sei, dass diese Glaubensgemeinschaften mit ihrem heteronormativen Weltbild nicht für alle Personen einen möglichen Lebensentwurf bereithielten und diese Personen sich daher trotz der sozialen Sanktionen von diesen Glaubensgemeinschaft abwendeten. Statistisch sei jedoch insgesamt zu beobachten, dass die Mitgliederzahlen der etablierten Kirchen und Glaubensgemeinschaften sinken, während fundamentalistische Glaubensgemeinschaften einen stetigen Zulauf haben – und dies nicht nur in Ländern Zentralamerikas oder Südafrikas, sondern auf globaler Ebene. In diesem Zusammenhang wurde abschließend auf die Rolle der Regierungen und des Sozialstaates hingewiesen. Wenn Regierungen keine ausreichende Sozialstruktur und soziale Sicherungssysteme zur Verfügung stellen, sondern stattdessen weiteren Sozialabbau betreiben, könnten fundamentalistische Glaubensgemeinschaften weiter an Zulauf gewinnen.

Im Anschluss an den Vortrag wurde das Projekt „Geschlechterdemokratie" des Weiterbildenden Studiums FrauenStudien unter der wissenschaftlichen Leitung von Prof`in Dr. Gröning vorgestellt. M.A. Eliana Caló, Koordinatorin des Projektes, erläuterte, dass es sich hierbei um ein Integrationsprojekt handelt, das in Kooperation mit dem Fachbereich Deutsch als Fremdsprache der Volkshochschule Bielefeld durchgeführt wird und in die dortigen Integrations- bzw. Alphabetisierungskurse integriert wird. Es richtet sich an geflüchtete Personen mit dem zentralen Ziel des kognitiven und emotionalen Nachvollziehens der Geschlechtergleichstellung und der geschlechterdemokratischen Grundlagen. Ausgehend von rechtlich-demokratischen Grundlagen soll den Adressat_innen Geschlechterdemokratie am Beispiel verschiedener Themenbereiche vermittelt werden. Durchgeführt werden die Unterrichtseinheiten von Studierenden der FrauenStudien, die bereits an der Ausgestaltung des Projektes beteiligt und für ihre Dozent_innentätigkeiten geschult wurden. Das Projekt startete im Herbst 2016 mit der Umsetzung.

Der zweite Teil des Öffentlichkeitstages bot die Möglichkeit, sich weitergehend über das Weiterbildende Studium zu informieren und Einblicke in Studieninhalte sowie mögliche Berufs- und Studienperspektiven zu gewinnen.

Kontakt und Information
Dipl.-Päd. Manuela Kleine
Erziehungswissenschaftlerin
Fakultät für Erziehungswissenschaft
Universität Bielefeld
Universitätsstraße 25
33615 Bielefeld
Tel.: (0521) 106 3135
manuela.kleine@uni-bielefeld.de

Maximiliane Brand, Stephanie Sera

Über den Rand gedacht – reloaded

Bericht zum Mittelbauworkshop des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 21.10.2016 an der Ruhr-Universität Bochum



Mitglieder des Netzwerks Mittelbau im Gespräch.

In diesem Jahr fand der Mittelbauworkshop des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW am 21. Oktober 2016 an der Ruhr-Universität Bochum statt. In Form einer Forschungswerkstatt erhielten Promovierende den Raum und die Möglichkeit zum inhaltlichen Austausch über ihre Dissertationsprojekte. Rund 20 Teilnehmende beschäftigten sich bereits im Vorfeld mit den eingereichten Beiträgen der Referent_innen.

Die Frauen- und Geschlechterforschung versteht sich traditionell als ein wissenschaftlicher Bereich, der über hergebrachte Grenzen hinausreicht. Sie hat von Beginn an – mal stärker, mal weniger stark – Politik und Wissenschaft miteinander verbunden und dabei (Forschungs-) Fragen verfolgt, die im Rahmen einer einzigen Disziplin kaum zu beantworten sind. Die diesjährige gewollte Offenheit des Formats als Forschungswerkstatt und auch die vorgestellten Projekte spiegelten dies wider.

Die Fragestellungen der einzelnen Projekte thematisierten u. a. die Auswertung von empirischem Material, methodische und methodologische Überlegungen, eine kritische Reflexion der eigenen Forschungsarbeit oder die Diskussion konkreter Kapitel der Dissertation. In intensiven Diskussionen konnte die vorhandene, wissenschaftliche Disziplinen übergreifende Expertise und Erfahrung der Teilnehmenden für Anregungen und Hinweise zu den Projekten mobilisiert werden.

Darüber hinaus greifen alle vorgestellten Projekte methodologisch auf unterschiedliche Fachdisziplinen zurück: Den Anfang machte Katharina Steinbeck (Vechta) mit ihrem Projekt *Intersektionale Perspektiven auf Mütter* und Väter* im Einschulungsverlauf ihres Kindes,* das in den Bereichen Sozialwissenschaft, Soziologie sowie Qualitative Methoden verortet ist. Silke Remiorz (Dortmund/Bochum) beschäftigt sich im Bereich Soziale Arbeit, Sozialpädagogik mit dem Thema *Gendersensible Kinder- und Jugendhilfe – Sozialisation, Konstruktion und Identität.* Über ihr Dissertationsprojekt *Lebensführung im Spannungsfeld von muslimischer Religiosität und Berufstätigkeit. Weibliche Berufsbiografien in Frankreich und Deutschland* sprach im Anschluss Linda Henning (Münster). Ihr Projekt verortet sich in den Disziplinen Soziologie und Religionswissenschaft. Friedericke Apelt (Hannover) widmet sich in der Geschichte, Neuesten Geschichte dem Thema *Zwischen machismo und Befreiung. Die sandinistische Revolution und die bundesdeutsche Nicaragua-Solidaritätsbewegung 1978–1991. Eine genderspezifische Perspektive.* Hinter dem Titel *Functions and implicit measurement of sexual objectification* verbirgt sich das zwischen Psychologie und Gender Studies verortete Forschungsvorhaben von Julian Anslinger (Bielefeld): die Entwicklung eines queer-feministischen Fragebogens in der Psychologie zur Untersuchung von sexualisierter Verobjektivierung. Zum Abschluss des gelungenen Tages stellte Lisa Krall (Köln) ihre Arbeit *Überschreitungen des Natur-Kultur-Dualismus und ihre Implikationen für die Geschlechterforschung: das Beispiel der Umweltepigenetik* vor, die in den Feldern Epigenetik und Sozialwissenschaft angesiedelt ist.

Allerdings, und auch das wurde deutlich, schafft die konkrete wissenschaftliche Arbeit jenseits einer klar abgegrenzten Disziplin besondere Herausforderungen, z. B. durch unterschiedliche Auslegungen von Begrifflichkeiten, verschiedene Wissenschaftssprachen oder Konkurrenzverhältnisse der Fächer. Die Forschungswerkstatt griff diese Herausforderungen auf und ermöglichte den Referent_innen, diese durchaus produktiven Spannungsverhältnisse für ihre Projekte in einer interdisziplinären Gruppe zur Diskussion zu stellen.

Als Resümee des Tages lässt sich festhalten, dass das Format von den Teilnehmenden positiv aufgenommen und effektiv genutzt wurde. Alle vorgestellten Projekte waren interdisziplinär verortet und durch innovative Ansätze vor allem in der Fragestellung und den methodologischen Überlegungen gekennzeichnet. Die Teilnehmenden begrüßten den Austausch über den disziplinären Tellerrand hinaus und nahmen für sich selbst eine Vielzahl an Anregungen mit. Die Referent_innen bekamen ausreichend Gelegenheit, um länger über das eigene Projekt sprechen zu können, und konnten sich über eine Fülle an konstruktivem Feedback freuen. Die gemeinsame Diskussion sorgte hier und da zudem für Erleichterung, da deutlich wurde, dass Promovierende in ihren Dissertationsprojekten mit ähnlichen Problemen und auch Hindernissen konfrontiert sind.
Insgesamt waren sich alle Beteiligten einig, dass solch ein Format häufiger angeboten werden sollte. Für den interdisziplinär forschenden wissenschaftlichen Nachwuchs bot es ein Angebot zum interdisziplinären Austausch im Rahmen der Geschlechterforschung, das ein_e Teilnehmer_in als das Gefühl beschrieb, „ein bisschen nach Hause zu kommen".

Kontakt und Information

Maximiliane Brand
maximiliane.brand@rub.de

Stephanie Sera
stephanie.sera@uni-due.de

Kathrin Samjeske, Andrea Löther, Birgit Riegraf, Christina Möller

Neue Governance und Gleichstellung der Geschlechter in der Wissenschaft – GOWISS

Bericht zum Forschungsworkshop am 04. und 05.06.2016 in Köln

Im Rahmen des Verbundprojektes „Neue Governance und Gleichstellung der Geschlechter in der Wissenschaft – GOWISS" fand am 4. und 5. Juli 2016 ein Forschungsworkshop statt, der sich mit der Frage beschäftigte, wie sich die veränderte Governance an Hochschulen mit den Geschlechterarrangements in der Wissenschaft verbindet. Dieser Aspekt ist zentral, um die Chancen von Frauen im deutschen Wissenschaftssystem einschätzen zu können. Die Veranstaltung wurde in Kooperation vom Team CEWS und dem Bereich Allgemeine Soziologie der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn in Köln durchgeführt. Das Vorhaben wird mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (FKZ: 01FP1510; 01FP1511) gefördert.
Leitende Fragen des Projektes GOWISS sind zum einen, ob und inwiefern Gleichstellungsforderungen Bestandteil der Neuorganisation des Wissenschaftssystems sind bzw. waren, und zum anderen, wie sich dieser Wandel auf die Rahmenbedingungen von Gleichstellungspolitik und Gleichstellungsarbeit auswirkt. Hintergrund des Vorhabens ist der seit den 1980er Jahren zu beobachtende tiefgreifende Umgestaltungsprozess des deutschen wie des europäischen Wissenschaftssystems – in dessen Rahmen das Verhältnis zwischen Politik und Wissenschaft, zwischen staatlicher Steuerung und Wissenschaftsorganisationen neu gestaltet wird.
In dem durchgeführten Forschungsworkshop wurden in parallel stattfindenden Workshop-Panels die Themenkomplexe ‚Anforderungen an die Governance von Hochschulen und Geschlechterarrangements' sowie ‚Governance der Gleichstellungspolitik' bearbeitet. Die Themen sind an der Schnittstelle von Geschlechterforschung, Gleichstellungsarbeit sowie der Governance-Forschung angesiedelt. In mehreren Arbeitsphasen wurde unter anderem diskutiert, welchen Einfluss Kriterien wie ‚Exzellenz' auf die Geschlechterverhältnisse im Wissenschaftssystem haben und wie nachhaltig es ist, Wettbewerbsstrukturen und finanzielle Anreizsysteme mit Gleichstellungsbestrebungen zu verbinden (z. B. Forschungsorientierte Gleichstellungsstandards der DFG). Darüber hinaus wurden Bedingungen erörtert, wie Gleichstellung zum Bestandteil von Profilbildung an Hochschulen und in die neuen Steuerungs- und Managementinstrumente nachhaltig integriert werden kann. Weiter wurde danach gefragt, wie sich im Rahmen des New Public Management die institutionellen Rahmenbedingungen für Gleichstellungspolitik verändern.
Das innovative Format des Workshops erwies sich als erfolgreich: Die den Teilnehmenden

Kontakt und Information
Kathrin Samjeske
GESIS – Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften
Abteilung Dauerbeobachtung der Gesellschaft
Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung CEWS
Unter Sachsenhausen 6–8
50667 Köln
Tel.: (0221) 47694-257
Fax: (0221) 47694-199
kathrin.samjeske@gesis.org
www.gesis.org
www.gesis.org/cews

vorab vorliegenden Papers wurden in der jeweiligen Workshop-Session von der Autorin sehr kurz vorgestellt. Daran schloss sich ein Kurzkommentar einer anderen Wissenschaftlerin an. Diese Methode bot durch die knappen Präsentationen und Kommentare viel Zeit für intensive Diskussionen und Austausch. Daneben gab es an beiden Workshop-Tagen Keynote-Vorträge. Den Eröffnungsvortrag der Veranstaltung hielt Prof. Louise Morley (University of Sussex) zum Thema ‚Gender, Neo-liberalism and Research in the Global Knowledge Economy'. Eingeleitet wurde der zweite Veranstaltungstag mit der Keynote von Prof. Heike Kahlert (Ruhr-Universität Bochum), die sich in ihrem Vortrag mit ‚Ver- und/oder Entkopplungen zwischen Gleichstellungspolitik und Geschlechterforschung unter Bedingungen der neuen Governance der Wissenschaft' auseinandersetzte. Prof. Johanna Hofbauer (Wirtschaftsuniversität Wien) erörterte in ihrem Beitrag ‚Wissenschaftskarrieren im Kontext – gleichstellungspolitische Herausforderungen' die These, dass gleichstellungspolitische Herausforderungen besser verstanden werden könnten, wenn die Interessen von Universitätsleitungen bei der Ausgestaltung von universitärer Beschäftigung analysiert würden.

Julia Albrecht

Soziale Ungleichheit

Bericht zur Jahrestagung der Sektion Sportsoziologie und der Kommission Geschlechterforschung der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft vom 20. bis 22.09.2016 an der DSHS Köln

Vom 20. bis 22. September 2016 fand die gemeinsame Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie und der dvs-Kommission Geschlechterforschung an der Deutschen Sporthochschule (DSHS) Köln mit dem Tagungsthema „Soziale Ungleichheit" statt.

Im Vorfeld der Haupttagung tagte vom 19. bis zum 20. November der dvs-Nachwuchsworkshop der Sektionen Sportsoziologie, Sportgeschichte, Sportphilosophie und Geschlechterforschung mit den beiden Mentorinnen Dr. Bettina Rulofs (Institut für Soziologie und Genderforschung, DSHS Köln) und Prof. Dr. Sandra Günter (Leitung Arbeitsbereich „Sport und Gesellschaft", Leibniz Universität Hannover). Dort konnten NachwuchswissenschaftlerInnen sehr konstruktives und hilfreiches Feedback zu ihren Forschungsprojekten erhalten. Ein besonderer Höhepunkt hierbei war der Vortrag von Dr. Claudia Combrink (Stabsstelle Akademische Planung, DSHS Köln) zu dem Thema „Wie finanziere ich mich und meine Forschungsidee?".

Direkt im Anschluss startete die Haupttagung mit der Eröffnung und Begrüßung der 102 Teilnehmenden aus Deutschland, Österreich und der Schweiz durch die organisatorische Leiterin der Tagung Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews (Institut für Soziologie und Genderforschung, DSHS Köln). Prof. Dr. Dr. Stefan Schneider (Prorektor für Außenbeziehungen und Wissensmanagement, DSHS Köln) hielt als Sportwissenschaftler und Theologe ein zum Nachdenken anregendes Grußwort. Kreativ untermalt wurde die Eröffnung durch den künstlerischen Nachwuchs der DSHS mit einem sarkastischen Poetry Slam zu sozialer Ungleichheit von Julius Schmidt sowie einer spektakulären Akrobatik-Aufführung von Lara Goblet und Johannes Belovencev.

Bereits vor 20 Jahren (1996) waren soziale Ungleichheiten das Thema der Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie in Freyburg an der Unstrut gewesen. In der Zwischenzeit sind zunehmend weitere Ungleichheitskategorien in den Blick der Forschung geraten, theoretische Konzepte wurden weiterentwickelt und neue Konzepte sind hinzugekommen. Bei der diesjährigen Tagung lag der Fokus bei dem nach wie vor sehr relevanten Gesellschaftsthema insbesondere auf Konzepten zu Diversität und Vielfalt sowie auf Fragen zu gesellschaftlichen Macht- und Herrschaftskonstellationen. Dabei ging es aus einer interdisziplinären Perspektive um Herausforderungen und Implikationen für verschiedene Akteure, damit diese gleichberechtigte Teilhabechancen aller Menschen im Hinblick auf soziale Vielfalt im Breiten- und Leistungssport sowie im Schulsport ermöglichen.



Die Teilnehmenden der dvs-Jahrestagung der Sektion Sportsoziologie und der Kommission Geschlechterforschung (Foto: Teresa Odipo).

Das Themenfeld der sozialen Ungleichheit im Feld des Sports wurde von international renommierten ProfessorInnen sowie von motivierten NachwuchswissenschaftlerInnen in diversen Beiträgen analysiert und diskutiert. In den beiden Hauptvorträgen von Prof. Dr. Nina Degele (Institut für Soziologie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg) und Prof. Dr. Elisabeth Tuider (Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Universität Kassel) wurde jeweils der Fußball als Beispiel für soziale Ungleichheit herangezogen. Nina Degele sprach über das Thema „Intersektionalität zwischen Persistenz und Bewegung: Sexismus, Rassismus und Homophobie im Fußball". Dabei referierte sie zum Begriff der Intersektionalität, zur Überschneidung verschiedener soziale Ungleichheit generierender struktureller Kategorien, und brachte aktuelle, anschauliche Praxisbeispiele aus dem Bereich des Fußballs. Elisabeth Tuider berichtete in ihrem anregenden Vortrag mit dem spannenden Titel „Boateng und die Kinderschokolade. Diversity zwischen Diskriminierung und Management" unter Bezug auf die Charta der Vielfalt über die Definition von Diversität und unterschiedliche Perspektiven darauf. Als Aufhänger für den Vortrag diente der Aufdruck von Gesichtern von Spielern der deutschen Fußballnationalmannschaft mit verschiedenen ethnischen Abstammungen auf Schokoladeverpackungen während der Europameisterschaft 2016.

Es gab insgesamt 13 Arbeitskreise zu theoretisch-konzeptionellen Zugängen zu sozialer Ungleichheit sowie zu empirischen Erkenntnissen und Anwendungsfeldern im Sport mit insgesamt 35 Beiträgen zu elf verschiedenen Unterthemen, wobei immer zwei Arbeitskreise parallel stattfanden. Darunter waren u. a. auch ein praxisorientierter Workshop zur Diversity-Kompetenz mit Bachelorstudierenden der DSHS zum Konzept und zu Inhalten des gleichnamigen innovativen Seminars sowie eine Poster-Session.

In den Arbeitskreisen ging es um die ganze Breite von Diversitätsthemen – von Jugend bis Alter, im Bereich der Ausbildung um den Schulsport und die Sportlehrpersonenausbildung an Hochschulen sowie um informelle Sportaktivitäten über den organisierten Breiten- und Gesundheitssport bis hin zum Leistungssport. Dabei wurden verschiedenste Heterogenitätsdimensionen, wie z. B. Ethnie, Geschlecht oder Behinderung, u. a. im Hinblick auf die Bewegungssozialisation, Sportpartizipation und -aktivität sowie die Inszenierung von Sportangeboten, angesprochen. Hierbei wurden sowohl qualitative als auch quantitative Studien vorgestellt. So ging es beispielsweise in einem Arbeitskreis zum Projekt „Sportive Orientierungen und Körperkulturen von jugendlichen Migrantinnen und Migranten im Spannungsfeld von Schule und Lebenswelt" der Technischen Universität Dortmund im Rahmen verschiedener Teilstudien um SchülerInnentypen im Sportunterricht, Passungsverhältnisse zwischen außerschulischem und schulischem Sport sowie um das Verhältnis von Köperbildern und -praktiken bei der Herstellung von Geschlecht in der Pubertät. Des Weiteren gab es, wie im Call for Paper für die Tagung explizit erwünscht, auch zwei theoretische Beiträge in einem eigenen Arbeitskreis. In diesem wurde für eine theoretische Annäherung der Wissenschaft von der Ungleichheitsforschung hin zur Diversitätsforschung plädiert sowie über die Zusammenführung qualitativer und quantitativer Daten berichtet und diskutiert.

Neben dem Wissenschaftsprogramm blieb genügend Zeit für sozialen Austausch. So traf man sich am ersten Abend gemütlich an der Playa zum Abendessen, während eine Handvoll sportlicher TagungsteilnehmerInnen Beachvolleyball spielte, bis es dunkel wurde. Im Rahmen des Freizeitprogramms durfte eine morgendliche Campusführung über das große Gelände der DSHS natürlich nicht fehlen. Selbstverständlich gab es auf der sportwissenschaftlichen Tagung an



Podiumsdiskussion (von links nach rechts): Dr. Bettina Rulofs, Prof. Dr. Heiko Meier, Prof. Dr. Michael Mutz, Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Elisabeth Tuider (Foto: Teresa Odipo).

einem idealen Standort für sportliche Aktivitäten ein Sportprogramm, bei dem u. a. eine morgendliche Laufrunde durch den Kölner Stadtwald zum Geißbock-Heim des 1. FC Köln angeboten wurde. Am Morgen nach dem Conference Dinner wurden parallel ein Crash-Schwimmkurs Kraul bzw. freies Schwimmen auf der 50-Meter-Bahn im Schwimmzentrum der DSHS und ein Funktionstraining für Ambitionierte mit Elementen einer Crossfit-Erwärmung angeboten, sodass die Aktiven wach und aufnahmefähig für die Beiträge am letzten Tagungstag waren. Weiterhin wurde für Interessierte am Mittwochnachmittag Blindenfußball angeboten, was sehr gut zur Thematik der Tagung im Hinblick auf Heterogenität im Sport und inklusives Sporttreiben passte. Auch für die Mitgliederversammlungen der dvs-Kommission Geschlechterforschung und der dvs-Sektion Sportsoziologie war jeweils ein Zeitfenster während der Tagung eingeplant. Im Anschluss an die Versammlung der Sektion Sportsoziologie wurde ein Besuch des Deutschen Sport & Olympia Museums, wo auch das anschließende Tagungsdinner stattfand, angeboten. Parallel zur Führung über die Konzeption des Sport & Olympia Museums durch den ehemaligen Mitarbeiter Dr. Ansgar Molzberger (Institut für Sportgeschichte, DSHS Köln) gab es eine Stadtführung durch die belebte abendliche Innenstadt mit dem bekannten und beeindruckenden Kölner Dom. Beim Conference Dinner im Sport & Olympia Museum trafen sich dann alle wieder. So konnten die Teilnehmenden sich in angenehmer Atmosphäre mit einem Glas Kölsch, was in Köln nicht fehlen darf, über wissenschaftliche und auch andere Themen austauschen. Für einige Teilnehmende ging der rege Austausch am nächsten Tag beim Frühstück im Gästehaus der DSHS, wo viele übernachteten, weiter. Auch bei den Kaffeepausen zwischen den Vorträgen entwickelten sich immer wieder spannende Gespräche, häufig wurde dort noch weiter lebhaft über die präsentierten Inhalte und Projekte diskutiert.

Den Abschluss der Tagung bildete eine spannende und intensive Podiumsdiskussion mit den beiden Hauptrednerinnen Prof. Dr. Nina Degele und Prof. Dr. Elisabeth Tuider sowie Prof. Dr. Michael Mutz (Arbeitsbereich Sozialwissenschaften des Sports, Institut für Sportwissenschaft, Justus-Liebig-Universität Gießen) und Prof. Dr. Heiko Meier (Leiter der Sportsoziologie, Universität Paderborn), moderiert von Dr. Bettina Rulofs. Kommentare und Anregungen zu möglichen Themen und Schwerpunkten dieser Diskussion konnten im Voraus während der Tagung auf einem Whiteboard festgehalten werden, sodass die Diskussion über Theorie, Empirie und politische Aspekte auch im Interesse des Plenums gelenkt werden konnte. So ging es in der Diskussion, die gut an die vorhergehenden Tagungsbeiträge anknüpfen konnte, insbesondere um Potenziale und Herausforderungen für den Sport im Hinblick auf soziale Ungleichheit und Diversität. Die Diskussion und die Tagung haben gezeigt, dass Diversitätsforschung weiterhin nötig und relevant ist, insbesondere in Fällen der Intersektionalität bzw. Interdependenz Diskriminierung generierender Kategorien. Außerdem sollte die Wissenschaft offen sein für weitere Dimensionen sozialer Ungleichheit. Dabei sollten gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse nicht aus dem Blick geraten.

Ein besonderer Dank für die gelungene Organisation der diesjährigen Tagung gilt den Ausrichtenden des Instituts für Soziologie und Genderforschung der DSHS, insbesondere der Hauptverantwortlichen Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews, den beiden Hauptorganisatorinnen Birgit Braumüller und Theresa Hoppe sowie allen weiteren „Heinzelmännchen", wie Prof. Dr. Heiko Meier die Helfenden so treffend bei der Verabschiedung bezeichnet hat.

Aufgrund der vielen qualitativ hochwertigen Beiträge und des hohen Engagements der Teilnehmenden wird es voraussichtlich einen Call for Papers mit Peer-Review-Verfahren für eine Sonderausgabe der Zeitschrift „Sport und Gesellschaft" mit der Publikation der besten Beiträge geben.

Die nächste Jahrestagung der dvs-Sektion Sportsoziologie wird voraussichtlich im Rahmen des dvs-Hochschultages unter dem Motto „Innovation und Technologie im Sport" vom 13. bis 15. September 2017 in München stattfinden. Weitere Informationen zur diesjährigen Tagung finden Sie unter: www.dshs-koeln.de/aktuelles/hochschulveranstaltungen/kongresse-tagungen-archiv/jahrestagung-der-dvs-sektion-sportsoziologie-und-der-dvs-kommission-geschlechterforschung/. Informationen zum sportwissenschaftlichen Hochschultag nächstes Jahr in München finden Sie hier: www.sg.tum.de/dvs2017/.

Kontakt und Information
Julia Albrecht
Wissenschaftliche Assistentin
Institut für Sportwissenschaft
Universität Bern
Bremgartenstrasse 145
3012 Bern
Schweiz
Tel.: +41 (31) 631 49 21
julia.albrecht@ispw.unibe.ch

Katharina Hülsmann

Genderräume und -mobilitäten

Bericht zum 23. Gender-Workshop „Geschlechterforschung zu Japan" am 17. und 18.11.2016 in Duisburg

Am 17. und 18. November 2016 fand der Gender-Workshop „Geschlechterforschung zu Japan" zum 23. Mal im Rahmen der Jahrestagung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung statt. Das Schwerpunktthema war dieses Jahr „Genderräume und -mobilitäten" und knüpfte an das Thema der Haupttagung („Mobility and the City of the Future") an. Am ersten Tag des Gender-Workshops wurden vor allem Beiträge zum Schwerpunktthema vorgetragen, am zweiten Tag wurde die Open Session genutzt, um themenunabhängig aktuelle Projekte im Bereich der japanbezogenen Geschlechterforschung vorzustellen. Wie jedes Jahr leiteten diesen Workshop Prof. Dr. Ilse Lenz (Universität Bochum) und Prof. Dr. Dr. h.c. Michiko Mae (Universität Düsseldorf), die Gesamtkoordination und Moderation lagen bei Dr. Julia Siep und Katharina Hülsmann M.A. (beide Universität Düsseldorf).

Im ersten Vortrag stellte Jaok Kwon erste Ergebnisse ihrer Forschung zu genderbezogener, transnationaler Mobilität in japanischen Elitefirmen vor. Durch ihre Forschung will Kwon eine Lücke schließen, da bisher die Business Elite von Japan wenig qualitativ untersucht wurde. Dies hängt mit der verbreiteten Vorstellung einer Mittelklassegesellschaft in Japan zusammen. Kwon fokussierte in ihrer Studie sogenannte „intercompany transferees", Angestellte, die von Firmen kurzzeitig ins Ausland geschickt werden, um ein paar Jahre später nach Japan zurückzukehren. Sie führte 23 Interviews mit Topmanagern im Bereich der Industrie durch. Auffallend in Bezug auf den Bildungshintergrund der von ihr untersuchten Personen war, dass die ältere Kohorte nur wenig Auslandserfahrung hatte, während bei der jüngeren Kohorte eine Tendenz zu mehr Auslandserfahrung (bereits zur Zeit des Studiums) zu erkennen war. Gleichzeitig zeigte Kwon auf, dass gerade im Bereich der Eliten, die sie untersuchte, das Senioritätsprinzip immer noch stark ausgeprägt war und durch die Anforderungen einer lebenslangen Anstellung nur wenig Flexibilität zuließ. Frauen kamen in der Studie von Kwon nur als sogenannte „trailing spouses" vor und waren keine direkten Interviewpartnerinnen. Kwon kam daher zu dem Schluss, dass auch im Rahmen zunehmender Globalisierung innerhalb der Elitefirmen, die sie untersuchte, das Ernährer-/Hausfrauenmodell immer noch hegemonial ist.

Der zweite Vortrag von Mina Qiao bezog sich ebenfalls auf Mobilität. Sie untersuchte die Mobilität von weiblichen Figuren in zwei Romanen von Kirino Natsuo aus literaturwissenschaftlicher Sicht. Qiao stellte damit einen Aspekt ihres Dissertationsprojekts vor, in dem sie sich mit Gender und Raum in der japanischen Literatur beschäftigt. Sie zeigte, dass Kirino in ihren Romanen *Face Veiled in Rain* und *OUT* Genderstereotype durch ihre Darstellung von Autofahrerinnen unterwandert. Durch die Kreation von weiblichen Figuren, die sich Mobilität durch das Fahren ermöglichen und auf diese Weise Emanzipation erfahren, durchbreche Kirino traditionelle Gegensatzpaare wie männlich/mobil und weiblich/nicht mobil und greife dadurch das binäre Gendergefüge in Japan an. Qiao stellte zur Diskussion, dass sich Frauen in Kirinos Romanen durch die Annahme der Identität von Autofahrerinnen keiner maskulinen Identität unterwerfen, sondern ihre weibliche Identität behalten und sich durch ihren Mobilitätsgewinn emanzipieren.

Die Dimensionen Raum und Mobilität traten auch in den Projekten zutage, die in der Open Session am zweiten Tag diskutiert wurden. Zuerst stellte Jasmin Böhm ihre Untersuchung zum Lebensraum Sharehouse im *dorama Last Friends* (FujiTV 2008) vor. Sie zeigte auf, wie das Sharehouse als gemeinsamer Lebensraum den unkonventionellen Figuren im *dorama* einen Rückzugsort und gleichzeitig einen alternativen Lebensraum gegenüber der heteronormativen Kernfamilie bietet. Besonders fokussierte Böhm in ihrer Analyse die beiden Hauptfiguren Takeru und Ruka, die beide nicht hegemoniale Genderidentitäten verkörpern. Takeru kann dabei, laut Böhm, als ein Prototyp der sogenannten „Grasfresser-Männer" (*sōshokukei-danshi*) gelesen werden, während Ruka als eine transidente und homosexuelle Figur konstruiert ist. Das Sharehouse und das Zusammenleben der ProtagonistInnen in diesem Raum sei in der Serie durchweg positiv gestaltet, während als Antagonist der nicht im Sharehouse lebende Sōsuke zu identifizieren sei, der auch als Verkörperung einer hegemonialen und konservativen Männlichkeit verstanden werden könne.

Das *dorama* ende mit einer teils verklärten Darstellung einer „queer family", da die ProtagonistInnen Ruka, Takeru und Michiru nun gemeinsam die neugeborene Tochter von Michiru großzögen und damit ein Familienkonzept abseits der klassischen Beziehungsmuster aufzeigten.

Nora Kottmann stellte in ihrem Vortrag einen neuen thematischen Ansatz ihrer Forschung vor, die sich mit der Aushandlung von Geschlechterbildern in Partnerschaften beschäftigt. Sie fokussiert voreheliche und uneheliche Partnerschaften und will so auch eine Lücke in der Forschung über Beziehungen schließen. Die Dimension Raum ist in der Partnerschaftsforschung, wie Kottmann aufzeigte, eine wichtiger werdende Kategorie. So gehe es beim Begriff der Nähe in einer Beziehung einerseits um emotionale Nähe, es gehe andererseits aber auch um die räumliche Nähe der PartnerInnen zueinander. Ebenso könne die Präsenz einer Partnerin/eines Partners physisch oder virtuell gegeben sein. Wie bereits im Vortrag von Kwon erläutert wurde, wird die Multilokalität in Beziehungen mehr und mehr zu einem Problem, da es dadurch zum Fehlen von gemeinsamen Räumen in der Beziehung kommen kann – wenn etwa der Partner oder die Partnerin aus beruflichen Gründen den Wohnort wechseln muss.

Im letzten Vortrag des Gender-Workshops stellte Anna-Lena von Garnier einen Teil ihres Dissertationsprojekts vor, das sich mit weiblicher Körperlichkeit in der Literatur zeitgenössischer japanischer Autorinnen auseinandersetzt. Anhand der Romane *Amebic* und *Hydra* von Kanehara Hitomi widmete sie sich dem Motiv der Essstörungen als Auseinandersetzung der Protagonistinnen mit ihrer eigenen Körperlichkeit. Beide Bücher sind als Ich-Erzählungen aus der Sicht der Protagonistinnen geschrieben, die beide von Essstörungen betroffen sind. Die Protagonistin von *Amebic* ist magersüchtig, betrachtet sich selbst allerdings als normal und alle anderen Menschen, die „normal" essen, als unnatürlich, während sich die Protagonistin von *Hydra* ihrer Essstörung (dem sogenannten „Chew and Spit", dem Kauen und Ausspucken von Nahrung) und der damit einhergehenden Auswirkungen auf ihren Körper in Form von Gewichtsverlust bewusst ist. Beide Protagonistinnen, so von Garnier, benutzen ihr Essverhalten, um eine alternative Weiblichkeit zu schaffen, die sie vom Rest der Gesellschaft unterscheidet. Bei der Protagonistin von *Amebic* sei das kartesische Modell der Trennung von Körper und Geist sowie die Betrachtung des Körpers als weibliche Domäne und des Geists als männliche Domäne wirksam und sie versuche vergeblich, ihrer Körperlichkeit durch extreme Gewichtsreduktion zu entfliehen. Im Gegensatz dazu vereinnahme die Protagonistin von *Hydra* die Anforderungen ihres dominanten Partners für sich und erkläre die von außen auferlegten Restriktionen auf ihr Verhalten und ihr Selbst als ihre eigenen Wünsche. Durch die im Roman inszenierte räumliche Trennung im gemeinsamen Lebensraum dieser Figuren – er wohnt im Obergeschoss und sie im Untergeschoss – wird die Kategorie Raum auch für diese literaturwissenschaftliche Untersuchung relevant. In den Körperstrategien, die beide Protagonistinnen verfolgen, lassen sich, so von Garnier, durchaus neue Konstruktionen von Weiblichkeit – abseits der traditionellen Geschlechterbilder – finden; es ist jedoch fraglich, inwieweit sich diese alternativen Weiblichkeiten im Raum der gesellschaftlichen Öffentlichkeit umsetzen lassen.

In der Abschlussdiskussion wurde deutlich, dass Raum und Mobilität sehr fruchtbare Kategorien für die interdisziplinäre Genderforschung bilden. Die Vorträge haben gezeigt, dass sich in der japanischen Gegenwartsliteratur und Populärkultur bereits eine Vielfalt von neuen Lebensentwürfen und Entwürfen für neue Genderbilder finden lassen. Raum und Mobilität sind aber auch Dimensionen, aus denen sich im Zeitalter der Globalisierung neue Anforderungen an Familie und Partnerschaft ergeben, die sich sowohl in neuen Risiken wie auch in flexibilisierten Genderbildern und Lebensentwürfen niederschlagen können.

2017 wird der Gender-Workshop in Wien stattfinden und als Thema wurde „Krise und Resilienz" vorgeschlagen.

Kontakt und Information
Katharina Hülsmann
huelsmann@phil-fak.uni-duesseldorf.de

Buchbesprechungen

Heike Mauer rezensiert

Svenja Adelt (2014): Kopftuch und Karriere. Kleidungspraktiken muslimischer Frauen in Deutschland

427 Seiten, 45 €, EAN 9783593501963, Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York

Wie die jüngsten Diskussionen im Sommer 2016 um ein Verbot des Burkini an den französischen Badestränden zeigen, ist das Abreißen der gesellschaftlichen sowie der politischen Diskussion um das Kopftuch als „ein Stück Stoff" und ein „Quadratmeter Islam" (Oestreich 2005) auch über zehn Jahre nach den ersten großen Kopftuchdebatten in Europa nicht zu erwarten. Seit ihrem Aufkommen spiegeln sich diese Debatten auch in den Politik- und Sozialwissenschaften sowie der Geschlechterforschung wider: In Deutschland wurde die „Politik ums Kopftuch" (Haug und Reimer 2005) u. a. zum Gegenstand von integrations- und gesellschaftspolitischen (Berghahn und Rostock 2009; Göle und Ammann 2004; Korteweg und Yurdakul 2016) sowie von rassismuskritischen (Kreutzer 2015) Untersuchungen, während zugleich die kopftuchtragenden Musliminnen in den Fokus der Geschlechter- und der Identitätsforschung rückten (Fournier und Yurdakul 2010; Korteweg und Yurdakul 2010; Nökel 2002) und ins Zentrum populärwissenschaftlicher und teils polemischer Debatten um Feminismus, Emanzipation und Integration (vgl. Haug und Reimer 2005; Ateş 2008; Schwarzer 2010). Jüngst sind auch einige kleidungssoziologische Studien entstanden, die das Kopftuch als eine vestimentäre Praxis untersuchen (Haddad 2011; Sahin 2014). In diese Studien reiht sich auch das hier rezensierte, 2014 im Campus-Verlag erschienene Buch „Kopftuch und Karriere" von Svenja Adelt ein, das – so der Untertitel – „Kleidungspraktiken muslimischer Frauen in Deutschland" untersucht. Der Untertitel ist allerdings insofern etwas unpräzise, als dass die Autorin für ihre Studie allein die Kleidungspraxis kopftuchtragender muslimischer Frauen untersucht hat. Methodisch basiert die Analyse auf einer Fragebogenerhebung von 54 Frauen sowie leitfadengestützten, problemzentrierten Interviews mit 14 ausgewählten Teilnehmerinnen der schriftlichen Befragung.[1]

Das Buch begibt sich in insgesamt elf Kapiteln auf die Spurensuche des Zusammenhangs zwischen Berufstätigkeit, Kleidungspraktiken und Islam.

Auf das einleitende Kapitel, in dem der Forschungsstand und die Vorgehensweise geschildert werden, folgen zunächst eine Einführung in die Themen Berufstätigkeit, Weiblichkeit und Islam (Kap. 2) sowie eine ausführliche Darstellung des Untersuchungssamples der befragten Frauen u. a. nach Alter, Ausbildung, Berufstätigkeit, Kleidungspraktiken, Herkunft, Staatsangehörigkeit und Konvertierung (Kap. 3). Allerdings hätte die Darstellung der gewählten Vorgehensweise und der Methodik etwas präziser erfolgen können. So erfährt die Leserin zwar, dass die Studie auf einer Befragung von 54 kopftuchtragenden Musliminnen[2] sowie Interviews von 14 dieser Frauen beruht. Wie diese Frauen jedoch konkret gefunden und für die Studie rekrutiert wurden, bleibt etwas unklar. An einigen Stellen deutet die Autorin an, dass sie sich vor allem eines Schneeballsystems bedient hat – ein Umstand, von dem vermutet werden kann, in einem nicht unerheblichen Maße zur Homogenität der Aussage der Interviewpartnerinnen beigetragen zu haben.

In den sich anschließenden Kapiteln 4 bis 10 werden verschiedene Aspekte der Kleidungspraktiken muslimischer Frauen in Deutschland anhand ihrer Selbstaussagen in der schriftlichen Befragung sowie der Interviewsituationen dargestellt. Zugleich erfolgt eine Kontextualisierung dieser Aussagen anhand von Forschungsstand und Fachliteratur. Hierbei zieht die Autorin gleichermaßen Literatur zu Musliminnen in Deutschland sowie Studien zu islamischen Kleidungspraktiken in Ländern mit islamischer Tradition heran. Hierbei wäre es gerade für fachfremde LeserInnen hilfreich gewesen, auszuloten, ob und inwieweit ein Spannungsfeld zwischen Gesellschaften existiert, in denen die Mehrheit islamisch geprägt ist, und denjenigen, in denen dies nur auf eine Minderheit zutrifft. So bleibt leider etwas undeutlich, inwiefern Erkenntnisse aus islamisch geprägten Ländern eine Erklärungsrelevanz für die Situation in Deutschland entfalten.

[1] Die Autorin gibt an, die Auswertung der Interviews mithilfe einer intersektionalen Mehrebenenanalyse nach Degele und Winker (2009) vorgenommen zu haben. Dieser Bezug bleibt im Verlauf der Darstellung allerdings unklar.

[2] Im Buch ist immer wieder von 54 Interviews die Rede. Allerdings heißt es im methodischen Teil, der Rücklauf der Fragebögen habe sich auf insgesamt 47 Personen belaufen. Ob diese Diskrepanz dadurch geschlossen wurde, dass in die Auswertung auch die in einem ersten Probelauf generierten Daten einbezogen wurde, bleibt jedoch offen (vgl. Adelt 2014: 55f.).

In Kapitel 4 steht zunächst das Kopftuch im Mittelpunkt und es werden u. a. die Motive der Frauen für dessen Aneignung dargestellt. Hierbei kristallisiert sich heraus, dass die übergroße Mehrzahl der befragten Frauen das Kopftuch aus religiöser Überzeugung trägt. Ebenso spielen der Wille zu einer Sichtbarkeit als Muslima und ein erhöhtes Gefühl von Sicherheit eine Rolle sowie die Annahmen, auf diese Weise nicht auf Äußerlichkeiten reduziert und von Männern respektvoller behandelt zu werden (vgl. Adelt 2014: 152). Kapitel 5 und 6 setzen sich ausführlich mit den islamischen Kleidungsgeboten sowie den Koransuren, die gemeinhin als Grundlage für das Verschleierungsgebot herangezogen werden, sowie mit den von den Befragten gewählten Kleidungspraktiken auseinander. Hierbei vertritt die Autorin die These, dass das Kopftuch im Zentrum eines „religiös motivierten Kleidungskonsenses" (vgl. ebd.: 186ff.) steht, der jedoch deutlich über es hinausweist: Vielen Befragten geht es nicht nur um das Bedecken der Haare, sondern auch um das Verhüllen der Ohren, des Halses oder der Brust sowie von Armen und Beinen, aber auch um die Frage des Kleidungsstils (eng anliegend/körperbetont vs. weit/figurverhüllend). Dennoch – so das diesbezügliche Fazit der Autorin – beeinflussen „Subjektivität, Mode, Alltag" die Kleidungsauswahl und erweitern so den Spielraum innerhalb des religiösen Kleidungskonsenses erheblich (ebd.: 237).

Kapitel 7 geht erstmals auf die Zusammenhänge zwischen einer Berufstätigkeit und dem Tragen eines Kopftuchs ein, während Kapitel 8 speziell die Situation der Lehrerinnen und Berufstätigen im pädagogischen Bereich aufgreift. So geben immerhin drei im pädagogischen Bereich tätige Frauen an, das Kopftuch im Berufsalltag abzulegen, wobei aus den Antworten nicht hervorgeht, ob sie damit einer Aufforderung des Arbeitgebers nachkommen oder ob dies eine von ihnen selbst gewählte Konfliktvermeidungsstrategie ist (vgl. ebd.: 279).

Die große Stärke des Buches ist es, berufstätige Kopftuchträgerinnen selbst zu Wort kommen zu lassen, sodass nicht nur ihre Motive für das Tragen eines Kopftuchs, sondern auch die damit verbundenen alltäglichen Diskriminierungserfahrungen deutlich werden. Der Autorin gelingt es aufzuzeigen, dass sich solche Benachteiligungen im Berufsleben gerade nicht auf die in einigen Bundesländern geltenden gesetzlichen Kopftuchverbote für Lehrkräfte bzw. für Angestellte im öffentlichen Dienst reduzieren lassen (vgl. ebd.: 329ff.), sondern in vielen beruflichen Kontexten – insbesondere in Bewerbungssituationen – relevant werden. Dabei ist es die Erfahrung der Interviewten, dass direkte Diskriminierungen im Zusammenhang mit dem Kopftuch kaum vorkommen bzw. schwer nachweisbar sind, da Vorbehalte gegenüber einer kopftuchtragenden Muslima meist externalisiert werden. Insbesondere der Wunsch, die Angestellte möge das Kopftuch ablegen, werde auf die Unternehmenskundinnen (Bank- und Servicebereich) oder auf Hygienestandards (Arztpraxen, Krankenhäuser) projiziert (ebd.: 283ff.).

In Kapitel 9 und 10 werden schließlich Paradoxien, aber auch die Handlungsstrategien, welche die befragten Frauen im beruflichen Kontext anwenden, dargestellt. Daraus kondensiert Adelt in Anlehnung an die Überlegungen Michel de Certaus fünf vestimentäre Taktiken (vgl. ebd.: 375ff.): (1) die Vermeidung bestimmter Kleidungsformen und Farben (z. B. lange dunkle Mäntel, schwarze Kopftücher); (2) den Kompromiss (indem das Kopftuch z. B. im Nacken gebunden oder durch eine Mütze ersetzt wird); (3) die langsame Annäherung, d. h. eine kontinuierliche Islamisierung des Kleidungsstils; (4) die Kompensation, d. h. die Kombination des Kopftuchs mit einem betont modischen oder professionellen Kleidungsstil, der die Geschmackskompetenz der Trägerin nach außen tragen soll; (5) das kontextbezogene Alternieren, d. h. die Anpassung des Kleidungsstils an den jeweiligen sozialen Kontext. Jenseits dieser vestimentären Taktiken nutzen die Frauen weitere Strategien, die jedoch nicht primär auf einer Bekleidungspraxis beruhen. Diese betreffen u. a. die Vorselektion potenzieller Arbeitgeber oder das Anbieten eines kostenlosen Probearbeitens, um die Akzeptanz für das Kopftuch zu erhöhen.

Das Buch ist in einer klaren und verständlichen Sprache verfasst und übersichtlich aufgebaut. Wünschenswert wäre allerdings eine Straffung der Darstellung gewesen, die geholfen hätte, die teilweise erheblichen Redundanzen (des Öfteren werden mehrzeilige Zitate innerhalb von nur wenigen Seiten wiederholt) im Text deutlich zu reduzieren.

Insgesamt verleiht Adelt den Aussagen der Interviewpartnerinnen besondere Aufmerksamkeit, die einerseits die Freiwilligkeit des Kopftuchtragens betonen und dies andererseits als eine religiös motivierte Pflicht von Musliminnen darstellen. Alternative Vorstellungen, die Religiosität und das Tragen eines Kopftuchs entkoppeln, werden dadurch ausgeblendet. Dabei wäre möglicherweise ein kontrastierender Vergleich mit gläubigen, nicht-kopftuchtragenden Musliminnen für ein umfassendes Verständnis der Kleidungspraktiken muslimischer Frauen in Deutschland erhellend gewesen. So hätte eruiert werden können, inwieweit auch diese Gruppe ihre Kleidungspraktiken im beruflichen

Umfeld taktisch einsetzt. Zugleich hätte dieser Kontrast verhindern können, dass die Aussagen der hier porträtierten Kopftuchträgerinnen als exklusiver Ausdruck eines islamischen Kleidungsverständnisses gläubiger muslimischer Frauen verstanden werden, der die tatsächliche Vielfalt muslimischer Kleidungspraxen unsichtbar macht.

Dennoch gelingt es Adelt, die Vielfältigkeit der Lebensentwürfe kopftuchtragender Frauen und ihren Wunsch und Anspruch auf gesellschaftliche Teilhabe sowie ihre Bildungs- und Berufsorientierung überzeugend darzustellen. Insofern leistet das Buch einen wichtigen Beitrag, das Bild der unterdrückten und/oder religiös-politisierten Kopftuchträgerin zurechtzurücken.

Literatur

- Ateş, Seyran. 2008. Der Multikulti-Irrtum. Berlin.
- Berghahn, Sabine, und Petra Rostock. 2009. Der Stoff, aus dem Konflikte sind: Debatten um das Kopftuch in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Bielefeld.
- Degele, Nina, und Gabriele Winker. 2009. Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld.
- Fournier, Pascale, und Gökce Yurdakul. 2010. „Hinter dem Schleier: Zur sozialen Stellung muslimischer Frauen mit Kopftuch in Frankreich und Deutschland". In Staatsbürgerschaft, Migration und Minderheiten, Wiesbaden, S. 93–110.
- Göle, Nilüfer, und Ludwig Ammann. 2004. Islam in Sicht: Der Auftritt von Muslimen im öffentlichen Raum. Bielefeld.
- Haddad, Laura. 2011. Verschleierte Mode? Zur Bedeutung von Kleidung und Kopftuch bei jungen Musliminnen in Deutschland. Berlin.
- Haug, Frigga, und Katrin Reimer. 2005. Politik ums Kopftuch. Hamburg.
- Korteweg, Anna, und Gökce Yurdakul. 2010. „Islam, Gender und Integration von Immigranten: Grenzziehungen in den Diskursen über Ehrenmorde in den Niederlanden und Deutschland". In Staatsbürgerschaft, Migration und Minderheiten, Wiesbaden, S. 71–92.
- Korteweg, Anna, und Gökce Yurdakul. 2016. Kopftuchdebatten in Europa: Konflikte um Zugehörigkeit in nationalen Narrativen. Bielefeld.
- Kreutzer, Florian. 2015. Stigma „Kopftuch": Zur rassistischen Produktion von Andersheit. Bielefeld.
- Nökel, Sigrid. 2002. Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam: Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitiken. Eine Fallstudie. Bielefeld.
- Oestreich, Heide. 2005. Der Kopftuch-Streit: Das Abendland und ein Quadratmeter Islam. Frankfurt am Main.
- Sahin, Reyhan. 2014. Die Bedeutung des muslimischen Kopftuchs: Eine kleidungssemiotische Untersuchung Kopftuch tragender Musliminnen in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin.
- Schwarzer, Alice. 2010. Die große Verschleierung: Für Integration, gegen Islamismus. Köln.

Kontakt und Information
Dr. Heike Mauer
Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Koordinations- und Forschungsstelle des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183 6301
heike.mauer@uni-due.de

Mai-Anh Boger rezensiert

Jürgen Budde, Susanne Offen, Anja Tervooren (Hrsg.), (2016): Das Geschlecht der Inklusion

Reihe: Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, 183 Seiten, 24,90 €, ISBN 978-3-8474-0794-2, Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin, Toronto

Das *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft* hat für den von Jürgen Budde, Susanne Offen und Anja Tervooren herausgegebenen Band 12/2016 den Titel *‚Das Geschlecht der Inklusion'* erhalten. Im Vergleich zu Band 9/2013 – *‚Das Geschlecht der Migration'* – geht es hierbei jedoch nicht um eine Überkreuzung zweier Differenzlinien, sondern um die Kreuzung mindestens zweier disziplinärer Perspektiven oder Diskurstraditionen, die selbst wiederum differenzielle Überkreuzungen auf unterschiedliche Weise in den Blick nehmen. Diese disziplinären Überkreuzungen in der Betrachtung differenzieller Überkreuzungen werden außerdem in dem zweisprachigen Band international geöffnet: Der Essayteil enthält jeweils zwei Aufsätze aus dem nordamerikanischen und dem deutschsprachigen Raum. Welche Unterschiede und Berührungspunkte im Diskurs um ‚Inklusion'/‚inclusion' werden durch diese Zusammenstellung sichtbar?

Carla Di Georgio eröffnet den Band mit einer empirischen Untersuchung zur Elternbeteiligung an einer frankophonen Schule in Kanada, an der Kinder mit und ohne Behinderung unterrichtet werden. Gemäß dem im anglophonen Raum verbreiteteren Verständnis von ‚Inklusion' als Förderung von Akzeptanz, Zugehörigkeit und Gemeinschaft wird der Frage nachgegangen, wie unterschiedliche Kapitalsorten nach Bourdieu diese Interaktionen beeinflussen. Der Beitrag wird besonders spannend bei Betrachtung der performativen Dopplung, die in ihn eingeschrieben ist: Er zeigt, dass Mütter im Kontakt mit der Schule dazu tendieren, mehr Wert auf die Gefühle der sozialen Akzeptanz und Eingebundenheit für ihre Kinder mit Behinderung zu legen, während die dort beschriebenen Väter den Fokus eher auf die schulischen Leistungen richten. Durch die Emphase bei der eigenen Inklusionsdefinition auf die *Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft und die Akzeptanz in dieser* stellt der Artikel performativ die Frage, wer das Recht hat, Inklusion zu definieren und die Schwerpunkte und Kriterien (z. B. bei evaluativen Fragestellungen) zu setzen. Aus der einfacheren Frage ‚Worum geht es bei Inklusion?' wird so ‚Wem geht es bei Inklusion worum? (Und wie sind diese Antworten selbst vergeschlechtlicht oder anderweitig differentiell positioniert?)'.

David Mitchell, Sharon Snyder & Linda Ware sind drei bedeutsame Stimmen der US-amerikanischen Disability Studies. Für diesen Band referieren sie zu „Cripistemologies". Es handelt sich folglich um einen epistemologischen Zugang, der betrachtet, wie Erkenntnis durch Zu- und Beschreibungen von Be_Hinderung behindert wird. In diesem Sinne lautet das pädagogische Ziel, Erkenntnis zu enthindern durch Achtung alternativer Erkenntniswege, die den hegemonialen Vorstellungen von Lernen, Lernwegen und Lernzielen widersprechen. Dies bedeutet – übersetzt für die deutschsprachige Inklusionsforschung und Didaktik – zu fragen, wer das Recht hat, gemeinsame Gegenstände *als* gemeinsame darzustellen: Wer maßt sich an, das Männliche, das Nicht-Behinderte, das Weiß-Deutsche etc. als exemplarisch zu definieren? Wer wird dadurch partikularisiert? Und wie lassen sich diese Setzungen irritieren? Mitchell, Snyder und Ware liefern mit ihrem Aufsatz einen äußerst wichtigen Beitrag gegen verkürzte Verständnisse von Standpunkttheorie hin zu einer differenzierten epistemologischen Betrachtung.

Bettina Kleiner, Torben Rieckmann & André Zimpel: Um diesen „Blick von der Peripherie aufs Zentrum" geht es auch in dem Beitrag von Kleiner, Rieckmann & Zimpel, die diese contra-normalistische Inversion der Blickordnung als Schnittmenge von Queer und Disability Studies herausarbeiten. Der Beitrag erörtert dies entlang einer Filmsequenzanalyse und mündet in drei Forderungen bzw. Implikationen für eine überzeugende Inklusion an Schulen, die sowohl aus disability- als auch aus queertheoretischer Perspektive bedeutsam sind: Erstens geht es um die Anerkenntnis, dass es nicht nur um architektonische, sondern auch um symbolische Barrieren geht. Zweitens gilt es, den Fokus auf soziale Verhältnisse und soziales Lernen zu verschieben, um hyperindividualistische Rhetoriken zu durchbrechen. Dies erst macht es möglich, die dritte Anforderung zu erfüllen, nämlich ‚Selbstbestimmung' so zu denken, dass sie nicht in eine neo-

liberale, individualistische Figur kippt, sondern tatsächlich eine Befreiung in zwischenmenschlicher Verbundenheit bedeutet.

Ulrike Schildmann: Während der vorhergehende Beitrag gewissermaßen die Verbindungsbrücke zwischen den anglophonen und den deutschsprachigen (Kon-)Texten stellt, handelt es sich bei Schildmanns Beitrag um eine hervorragende Zusammenfassung des deutschen Diskursstandes und somit um die historisierende Brücke. Anna Freud pointierte einst, dass es bei Neurosen um die Erkenntnis ginge, dass alles, was man so verzweifelt im Außen suche, längst in einer sei. In diesem Sinne gilt es, den Blick für das eigene Gewordensein nicht zu verlieren und die Schätze, die man andernorts sucht, auch in einem historischen Andernorts zu finden: So zeichnet Schildmann die unterschiedlichen Ausgangspunkte der Geschlechter- und Inklusionsforschung mitsamt der Tradition der Integrationspädagogik nach und reaktualisiert diese. Im Vergleich zur anglophonen Linie wird bei Schildmann selbst die post-foucaultsche Normalismuskritik mit Links Konzept des Transnormalismus angereichert. Aus dieser Perspektive ist es möglich, sowohl (in dieser Nomenklatur) proto-normalistische Barrieren und Mauern zu hinterfragen als auch eine gesamtgesellschaftliche Vision des Transnormalismus zu artikulieren, also auch die Aufhebung der symbolischen Barrieren zu denken. Insgesamt handelt es sich demnach um ein äußerst fruchtbares und vielseitig anschlussfähiges Paradigma, dessen Wurzeln weit in die Geschichte des Erkämpfens eines tatsächlich gemeinsamen Unterrichts durch die hürdenreiche Transformation des deutschen Schulsystems zurückreichen.

Was lässt sich nach Betrachtung dieser vier Essays zu den Unterschieden und Berührungspunkten der beiden Diskursräume sagen? Die zwei Aufsätze aus Nordamerika sind an zwei Punkten repräsentativ für die Differenzen zwischen dem englischsprachigen und dem deutschsprachigen Diskurs zu inclusion/Inklusion:

Erstens findet sich ein stärkerer Fokus auf ‚Inklusion' als Gemeinschaftsbildung bzw. als eine Frage der *Zugehörigkeit zu einer (Schul-/Klassen-) Gemeinschaft.* Dies steht am stärksten im Kontrast zu objektivistischen Inklusionsdefinitionen, die selbige in einem institutionalistischen oder organisationstheoretischen Modus auf formale Zugehörigkeiten reduzieren. Eine Anfrage an den deutschsprachigen Diskurs könnte demnach lauten: Wie lässt sich auch jenes inklusive Moment erfassen, das Zugehörigkeit *als Gefühl* versteht? Gerade die Verschränkung der Analyse objektiver Barrieren und Zugehörigkeitsschranken mit der Betrachtung des subjektiven Empfindens und der (emotionalen) Erfahrungen birgt die Chance auf eine Inklusionsforschung, die Menschen nicht nur als Objekte, sondern auch als Subjekte inklusiver Prozesse begreift. Studien wie jene von Di Georgio schaffen genau dies durch die Verbindung qualitativer Interviews mit (in diesem Fall poststrukturalen) Analysen objektiver Macht- und Ungleichheitsverhältnisse. Bei einer angedachten Übersetzung/Übertragung in den deutschsprachigen Raum darf auf keinen Fall geschichtsvergessen mit dem Begriff der ‚Gemeinschaft' umgegangen werden. Vielmehr gilt es zu erkunden, wie sich anti-faschistische Vorstellungen von ‚Gemeinschaft' und ‚Vergemeinschaftung' denken ließen. So ist es in Anbetracht der deutschen Geschichte nicht verwunderlich, sondern vielleicht sogar eher beruhigend, dass dort nicht unbedacht mit Gemeinschaftsbegriffen um sich geworfen wird und ein gewisser respektvoller Abstand vor Gemeinschafts*gefühlen* gehalten wird.

Zweitens ist das Arbeiten mit einer Standpunktepistemologie dort deutlich etablierter. Der hegemoniale Wissenschaftsstil im deutschsprachigen Raum neigt noch immer stark zu dem Phantasma eines Schreibens ex nihilo. Die zweite Anfrage könnte man daher so formulieren: Wie lässt sich Inklusion so erforschen, dass nicht nur die Heterogenität der/des Beobachteten, sondern auch die Heterogenität der Beobachtenden erscheint? In der Praxis bedeutet dies, nicht nur die Vielfalt im Klassenzimmer, sondern auch die im LehrerInnenzimmer in den Blick zu nehmen. So sind nicht nur die Gegenstände und Zugangsweisen plural, sondern auch die Standpunkte, von denen aus diese zugeschnitten und ausgewählt werden. Der zweite Beitrag des Bandes bietet genau dazu viele Anregungen und Inspirationen aus der US-amerikanischen Forschung, die diesbezüglich einen deutlich avancierteren Diskursstand aufweist. So fällt die Rezeption allzu häufig in einen pseudo-neutralen Gestus zurück, der kämpferische Schriften wie diese entschärft und somit schlussendlich verballhornt: Wer sich mit der US-amerikanischen Traditionslinie der Disability Studies im Originaltext befasst, merkt schnell, dass es zwei aufrichtige bzw. nicht enteignende Wege gibt, dieses disziplinäre Label zu verwenden. Entweder man schreibt vom be_Hinderten Standpunkt aus oder man schreibt als alliierte_r Nicht-Betroffene_r – dann aber niemals ‚neutral' oder ‚objektiv', sondern immer parteiisch, solidarisch und gegen falsche Vorstellungen von Wissenschaftlichkeit ankämpfend. Und drittens – weil es solche Formen der Zwei nicht gibt – lernt man* dabei, diese Trennung zu unterlaufen und mit Selbst_re_präsentationen zu spielen.

Doch auch die Schnittmengen werden durch die Zusammenstellung sichtbar: So sprechen sowohl

Schildmann als auch Mitchell, Snyder & Ware von einem Fehlerparcours. Sich in der „Art of Failure" zu kultivieren, indem man an dem „Hürdenlauf der besonderen Art" teilhat, entbirgt sich so als gemeinsamer Kern inklusiver Forschungsbemühungen, die sich als *engagierte Sozialwissenschaft* verstehen.

Im anschließenden Thementeil finden sich drei Aufsätze, die im Schwerpunkt Überkreuzungen von Geschlecht und Behinderung untersuchen: *Jürgen Budde & Nina Blasse* eröffnen den Thementeil mit einer Analyse ethnographischer Beobachtungen zu Prozessen der Genderung von Care-Arbeiten im gemeinsamen Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderung. Sie verweisen insbesondere auf das Geflecht an Hierarchisierungen, Vergeschlechtlichungen und Deprofessionalisierungen inmultiprofessionellen Gemeinschaftsschulteams. *Heike Raab* argumentiert für einen stärkeren Anschluss an performativ-dekonstruktivistisch inspirierte Pädagogiken, da diese einen kritischen Standpunkt gegenüber der Reproduktion hierarchisierter Binarismen, wie sie in verkürzten Anerkennungskonzeptionen auftreten, liefern können. *Mechthild Bereswill & Johanna Zühlke* warten mit überzeugend analysierten und spannenden Passagen aus Gruppeninterviews auf, mit denen sie nachzeichnen, welche Bedeutung und welche Relevanz den Kategorien Geschlecht und Behinderung zugeschrieben wird. Eine solche empirische Herangehensweise an kontextspezifische Relevanzzuschreibungen liefert eine erfrischende Abwechslung zu den eingeschlafenen Diskussionen über Haupt- und Nebenwidersprüche.

Auch dem Thementeil gelingt es dadurch, zentrale Fragen der Inklusions- und Diskriminierungsforschung voranzutreiben: In Zukunft wird es darum gehen, die wechselseitigen Bezugnahmen dieser Diskurse zu stärken und – wie dieser Band es vorlebt – dasjenige zu fokussieren, das wir voneinander lernen können, im internationalen Austausch, aber auch aus der eigenen Geschichte.

Kontakt und Information
Mai-Anh Boger
mai-anh.boger@uni-bielefeld.de

Neuerscheinungen

Saskia Wendel, Aurica Nutt (Hrsg., unter Mitarbeit von Miriam Leidinger), (2016): Reading the Body of Christ. Eine geschlechtertheologische Relecture

210 Seiten, 26,90 €, ISBN 978-3-506-78492-6, Ferdinand Schöningh, Paderborn

Kontakt und Information
Dr. Aurica Nutt
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
DFG-Projekt „Leib Christi – gendertheoretische Dekonstruktion eines zentralen theologischen Begriffs"
Institut für Katholische Theologie
Universität zu Köln
aurica.nutt@uni-koeln.de

Die Leib-Christi-Metaphorik ist in Christologie und Ekklesiologie besonders wirkmächtig – bis heute. Das zeigt sich an den einflussreichen Körperbildern und vielschichtigen Konstruktionen von Geschlecht, die mit dem „Leib Christi" verbunden werden. Expert*innen aus den USA, Großbritannien und Deutschland gehen den Funktionen und Implikationen der Leib-Christi-Metapher nach und sensibilisieren dafür, sowohl deren Potenziale als auch Probleme wahrzunehmen. In den christlich-theologischen und religionswissenschaftlichen Analysen, u. a. der Theologien Karl Rahners, Joseph Ratzingers, Hans Urs von Balthasars und Jon Sobrinos, wird dabei auch immer wieder die Frage aufgeworfen, wie tragfähig die Leib-Christi-Metapher heute noch sein kann.

Barbara Rendtorff (mit Elke Kleinau, Birgit Riegraf), (2016): Bildung – Geschlecht – Gesellschaft. Eine Einführung

143 Seiten, 19,95 €, ISBN 978-3-407-25743-7, Beltz, Landsberg

Geschlechterbezogene Zuschreibungen und Erwartungen spielen nach wie vor eine wesentliche Rolle für individuelle Bildungsverläufe. In diesem Band stellen die Autorinnen systematisch und verständlich die Grundlagen der gesellschaftlichen Geschlechterordnung dar und erläutern deren Wirkung auf Bildungsprozesse und in pädagogischen Institutionen. Mit auf die Praxis übertragbaren Überlegungen runden

sie ihre Einführung ab. Geschlechtsbezogene Besonderheiten wirken in Bildungskontexten und haben Einfluss auf individuelle Bildungsverläufe. Für das Verständnis von Bildungsprozessen bildet die Beschäftigung mit gesellschaftlichen Geschlechterverhältnissen und deren Wirkungsweisen daher eine notwendige Voraussetzung. Ausführlich und systematisch stellen die Autorinnen in dieser Einführung die komplexe Verbindung von Geschlecht und Bildung mit Bezug auf historisch gewachsene Strukturen und aktuelle gesellschaftliche Dynamiken dar.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Barbara Rendtorff
barbara.rendtorff@uni-paderborn.de

Anne Schlüter (Hrsg.), (2016): Gender in Beziehung(smustern) oder: Bildungsarbeit unter Genderperspektiven

Pädagogischer Blick 03/2016, 24. Jahrgang, ISSN 0943-5484, Beltz Juventa, Weinheim

Schwerpunktheft mit Beiträgen von Andrea Bramberger über Mütter-Töchter-Beziehungen, von Jessica Süßenbach und Ulf Gebken über Mädchenfußball, Melanie Kubandt über Geschlechterdifferenzen sowie von Karin Kress über Bildungsberatung.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
Universität Duisburg-Essen
Fakultät Bildungswissenschaften
Institut für Berufs- und Weiterbildung
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183-2898
anne.schlueter@uni-due.de

Elke Kleinau, Ingvill C. Mochmann (Hrsg.), (2016): Kinder des Zweiten Weltkrieges. Stigmatisierung, Ausgrenzung, Bewältigungsstrategien

311 Seiten, 39,95 €, EAN 9783593505695, Campus Verlag, Frankfurt/Main, New York

Am 8. Mai 2015 jährte sich zum 70. Mal das Ende des Zweiten Weltkriegs. Doch noch immer gibt es Bevölkerungsgruppen, die als „Kollateralschäden" des Krieges aus dem kollektiven Gedächtnis der Nationen schlichtweg herausfallen. Dieser Band thematisiert die Bedingungen und Folgen des Aufwachsens von Kindern des Krieges, insbesondere von Wehrmachts- und Besatzungskindern im Europa der Nachkriegszeit. Er kann aufzeigen, dass bis heute Spuren des Krieges in den Gesellschaften präsent sind, und lenkt den Blick auf die Erforschung von Bewältigungsstrategien.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Elke Kleinau
elke.kleinau@uni-koeln.de

Anne Schlüter (2016): Beratungen unter Genderaspekten im biografischen Verlauf

In: Wiltrud Gieseke, Dieter Nittel (Hrsg.): Handbuch Pädagogische Beratung über die Lebensspanne, 868 Seiten, 98 €, ISBN 978-3-7799-3128-7, Beltz Juventa, Weinheim, Basel, S. 665–675

Beratung gehört inzwischen in vielen gesellschaftlichen Bereichen zu einer selbstverständlichen Handlungsform. Sie betrifft Organisationen, politische Entscheidungen, aber vor allem Individuen. Soziale Probleme und Bildungsaufgaben fordern zunehmend mehr Beratungszeit und vielfältigere Beratungsformate, die sich unter den Bedingungen gesellschaftlicher globaler Veränderungen realisieren und ausdehnen. Das Handbuch „Pädagogische Beratung über die Lebensspanne" führt in die Breite der pädagogischen, in der Praxis realisierten Beratungsformate ein. Es trägt dazu bei, ein inhaltliches Verständnis zwischen den verschiedenen Beratungsformaten herzustellen, und unterstützt Vernetzungsinteressen, weiterführende Theoriebildung, empirische Forschung sowie die professionelle Ausrichtung von Beratung.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Anne Schlüter
Universität Duisburg-Essen
Fakultät Bildungswissenschaften
Institut für Berufs- und Weiterbildung
Berliner Platz 6–8
45127 Essen
Tel.: (0201) 183-2898
anne.schlueter@uni-due.de

Anna Buschmeyer, Sabina Schutter, Beate Kortendiek (Hrsg.), (2016): Gemachte Verhältnisse: Forschungsperspektiven auf Kindheit, Jugend und Geschlecht

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2016, 8. Jahrgang – Vol. 8, 163 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Rosa für Mädchen, blau für Jungen – was nach einem altbackenen Klischee klingt, ist auch heute eine verbreitete Einteilung. Eine Essentialisierung von Geschlechterdifferenzen und -hierarchien wird bereits in der Kindheit durch visuelle Erkennungszeichen von Geschlecht verstärkt. Warum ist das (immer noch) so? Wann und wie wird (Doing) Gender gelernt? Welchen Einfluss haben die sich wandelnden Geschlechterverhältnisse und die Vervielfältigungen von Geschlecht auf Kindheit und Jugendphase? Und was bedeutet es für Kinder, Jugendliche oder Eltern, wenn sie sich nicht den heteronormativen Strukturen anpassen? Fragen wie diesen widmet sich der Schwerpunkt in einer Zusammenführung von Gender- und Kindheits- bzw. Jugendforschung. Die Beiträge nehmen dabei verschiedene Bereiche in den Blick: Schule, Kinderbetreuung und -erziehung sowie Jugendhilfe. Bettina Kleiner widmet sich mittels narrativer Interviews Erfahrungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und Trans*-Jugendlichen im schulischen Alltag. Melanie Kubandt geht im Feld der Kindertageseinrichtungen der Frage nach, wie dort Doing-Gender-Prozesse ablaufen. Diese und die weiteren Beiträge geben einen Einblick in das Potenzial von Forschung zu Gender und Generation.

Kontakt und Information
Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Annette von Alemann, Sandra Beaufaÿs, Beate Kortendiek (Hrsg.), (2016): Alte neue Ungleichheiten? Auflösungen und Neukonfigurationen von Erwerbs- und Familiensphäre

GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 2016, Sonderheft 4, 181 Seiten, ISSN 1868-7245, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Die strikte Unterscheidung klar umrissener Geschlechtersphären scheint heute einer vergangenen Epoche anzugehören: Frauen haben sich Zugang zu Bildung, Erwerbsarbeit, Politik und Öffentlichkeit verschafft; gleichzeitig öffnen sich bislang als weiblich konnotierte Sphären von Familie und Sorgearbeit für Männer als Väter. Seltener werden jedoch die weiter bestehenden Ungleichheiten im Geschlechterverhältnis und die noch immer strikte Trennung in genau zwei Geschlechter thematisiert. Mit dem GENDER-Sonderheft werden Asymmetrien, Entgrenzungen und Neukonfigurationen im Verhältnis der gesellschaftlichen Sphären von Erwerbsarbeit und privater Lebensführung sowohl theoretisch als auch empirisch in den Blick genommen. Dabei werden Zuschreibungsprozesse, Geschlechterkonstruktionen und Ungleichheitseffekte entlang und quer zu Erwerbs- und Familiensphären analysiert sowie aktuelle Entwicklungstendenzen und Perspektiven diskutiert.

Kontakt und Information
Redaktion GENDER
redaktion@gender-zeitschrift.de

Veronika Helfert, Jessica Richter, Brigitte Semanek, Alexia Bumbaris, Karolina Sigmund (Hrsg.), (2016): Frauen- und Geschlechtergeschichte un/diszipliniert? Aktuelle Beiträge aus der jungen Forschung

236 Seiten, 24,90 €, ISBN 978-3-7065-5511-1, StudienVerlag, Innsbruck, Wien, Bozen

Die Kategorie Gender/Geschlecht ist in der Forschung trotz ihrer zentralen Bedeutung für die Konstitution von Gesellschaften, die Strukturierung von Institutionen oder für Beziehungen und Alltagserfahrungen oft übergangen worden. Um dieser Vernachlässigung entgegenzuwirken, arbeitet die feministische Forschung seit bereits vier Jahrzehnten daran, wissenschaftlich bereits Erschlossenes zu re-analysieren und von der Wissenschaft übergangene Frauen sichtbar zu machen. Auch der Sammelband folgt der Tradition

der feministischen Geschichtswissenschaft und versammelt in diesem Zusammenhang zentrale theoretische und methodische Zugänge, die anhand von Fallbeispielen aus aktuellen Dissertationsprojekten kritisch auf ihre Anwendbarkeit überprüft werden.

Kontakt und Information
Dr. Heike Mauer
heike.mauer@uni-due.de

Imke Leicht, Nadja Meisterhans, Christine Löw, Katharina Volk (Hrsg.), (2016): Feministische Kritiken und Menschenrechte – Reflexionen auf ein produktives Spannungsverhältnis

24,90 €, ISBN 978-3-8474-0702-7, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Menschenrechte und Feminismus stehen in einem wechselseitigen und zugleich produktiven Spannungsverhältnis. Die Autor*innen zeigen auf, dass Menschenrechte an Bedeutung gewonnen haben, ihr Einfluss und ihre Wirkungskraft aber immer wieder intensiv diskutiert werden. Maßgeblich sind hieran feministische Theorien und Bewegungen beteiligt. Vor diesem Hintergrund behandeln die Beiträge unterschiedliche feministische Kontroversen zu Menschenrechten, aktuelle Konfliktfelder sowie Potenziale einer menschenrechtsorientierten feministischen Theorie und Praxis.

Kontakt und Information
Dr. Christine Löw
christine.loew@hochschule-rhein-waal.de

Romy Reimer, Birgit Riegraf (2016): Geschlechtergerechte Care-Arrangements? Zur Neuverteilung von Pflegeaufgaben in Wohn-Pflege-Gemeinschaften

Reihe: Arbeitsgesellschaft im Wandel, 136 Seiten, 21,95 €, ISBN 978-3-7799-3049-5, Beltz Juventa, Weinheim

Wohn- und Pflegegemeinschaften gelten als Alternative zur familiären Sorge und zur Heimbetreuung. Sie geraten gegenwärtig als Zukunftsmodell zur Bewältigung der Pflegekrise verstärkt in die politische Diskussion. In Wohn- und Pflegegemeinschaft werden Care-Aufgaben im Zusammenspiel von formellen, professionellen und semiprofessionellen Anbietern übernommen, gleichzeitig verbleibt ein Teil der Care-Arbeiten bei den Angehörigengruppen, die zusätzlich die Aufgaben der Selbstverwaltung untereinander aufteilen. In der Studie geht es um die Frage, inwiefern Care-Arrangements in Wohn- und Pflegegemeinschaften zu einer geschlechtergerechten Verteilung und Organisation von Pflegearbeit beitragen.

Kontakt und Information
Dr. Romy Reimer
rreimer@mail.uni-paderborn.de

Änne Söll (2016): Der Neue Mann? Männerporträts von Otto Dix, Christian Schad und Anton Räderscheidt 1914–1930

320 Seiten, 39,90 €, ISBN 978-3-7705-5861-2, Verlag Wilhelm Fink, Paderborn

Wie sieht die Situation für Männer nach dem Ersten Weltkrieg in der Weimarer Republik aus? Welche Möglichkeiten der Repräsentation von Männlichkeit ergeben sich daraus? Anhand der Porträtmalerei von Christian Schad, Anton Räderscheidt und Otto Dix geht es um Männlichkeitsentwürfe der 1920er Jahre, deren Beziehung zum Bild der modernen Frau und ihrer medialen Repräsentation. Es werden die visuellen Strategien aufgezeigt, durch die sich moderne Männlichkeit zur Zeit der Weimarer Republik wieder legitimieren und stabilisieren konnte. Die Arbeit leistet damit einen entscheidenden Beitrag zur kulturwissenschaftlich orientierten Aufarbeitung der Kunst- und Geschlechtergeschichte der Weimarer Republik und beleuchtet den Anteil der neu-sachlichen Porträtmalerei an der Konstruktion damaliger Geschlechterbilder.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Änne Söll
aenne.soell@rub.de

Sigrid Metz-Göckel, Ramona Schürmann, Kirsten Heusgen, Petra Selent (2016): Faszination Wissenschaft und passagere Beschäftigung. Eine Untersuchung zum Drop-Out aus der Universität

36 €, ISBN 978-3-8474-0129-2, Verlag Barbara Budrich, Opladen

Unstete Beschäftigungsverhältnisse, fragile Wissenschaftslaufbahnen, unberechenbare Berufsperspektiven – das deutsche Wissenschaftssystem ist durch ein Selektions- und Fluktuationsprinzip gekennzeichnet. Knapp ein Fünftel der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen verließ 2009 die Universität nach im Durchschnitt 4,5 Jahren und 3,6 gestückelten Verträgen. Diese personelle Fluktuation beschreiben die Autorinnen mit der Metapher der Reisenden, die eine Zeit lang im wissenschaftlichen Zugsystem mitfahren und an unterschiedlichen Stationen aussteigen. Ein kleiner Teil steigt wieder ein und führt die Reise fort. Anhand der Personaldaten von 18 Universitäten werden die Vertragsbiografien und Ausstiegsgründe dieser Drop-Outs rekonstruiert und mit einer Online-Befragung und Interviews ihr weiterer Verlauf und ihre Mobilität erforscht. Im Fokus stehen dabei die Promotions- und Postdocphase im internationalen Vergleich, die ungleichen Voraussetzungen für eine wissenschaftliche Karriere von habilitierten Frauen und Männern sowie die Ressourcen- und Beanspruchungssituation von promovierten Uni-Beschäftigten bzw. Drop-Outs.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Sigrid Metz-Göckel
sigrid.metz-goeckel@tu-dortmund.de

Nina Hossain, Caroline Friedhoff, Maria Funder, Lars Holtkamp, Elke Wiechmann (2016): Partizipation – Migration – Gender. Eine Studie über politische Partizipation und Repräsentation von Migrant_innen in Deutschland

Reihe: Arbeit, Organisation und Geschlecht in Wirtschaft und Gesellschaft, 256 Seiten, 49 €, ISBN 978-3-8487-2080-4, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Seit der Einführung der amtlichen Kategorie „Menschen mit Migrationshintergrund" ist klar, dass fast jeder Fünfte in Deutschland selbst oder über einen Elternteil grenzüberschreitende Migrationserfahrungen hat. Was folgt daraus? Wie steht es um die politischen Teilhabechancen dieser Personen? Spielt nicht nur Migration, sondern auch das Geschlecht eine Rolle? Der Band liefert hierzu neue Befunde und geht dabei von einer intersektionalen Perspektive aus. Vorgestellt werden quantitative und qualitative Forschungsergebnisse zur politischen Partizipation und Repräsentation von Migrant_innen in Deutschland. Analysiert und diskutiert werden Barrieren und Chancen politischer Teilhabe mit Blick auf die kommunale Ebene. Im Fokus stehen Stadtparlamente, Ausländerbeiräte bzw. Integrationsräte. Gefragt wird nach den Ursachen und Folgen von Repräsentationsdefiziten, politischer Sozialisation und Karrierechancen sowie Wegen gleichberechtigter politischer Partizipation.

Kontakt und Information
Dr. Elke Wiechmann
Fernuniversität in Hagen
Institut für Politikwissenschaft
LG Politik und Verwaltung
Universitätsstraße 33
58097 Hagen
Tel.: (02331) 987 2852
elke.wiechmann@fernuni-hagen.de

Ricarda Drüeke (2016): Die TV-Berichterstattung in ARD und ZDF über die Silvesternacht 2015/16 in Köln

39 Seiten, Gunda-Werner-Institut in der Heinrich-Böll-Stiftung, Berlin

Die Silvesternacht 2015/16 in Köln hatte weitreichende Folgen. Die sexuellen Übergriffe auf Frauen galten in Deutschland mehrheitlich als Beleg, dass die im Sommer begonnene Willkommenskultur beendet, wenn nicht sogar insgesamt ein Fehler gewesen sei. Mit der vorliegenden Studie von Ricarda Drüeke versetzen wir uns zurück in die Zeit just nach diesen Ereignissen. Also in eine Zeit, in der zunächst notwendigerweise Unklarheit über die Geschehnisse herrschte, folglich den Medien eine besondere Sorgfaltspflicht zukam. Der Fokus auf der nachrichtlichen Berichterstattung von ARD und ZDF erklärt sich aus dem besonderen Auftrag der öffentlich-rechtlichen Medien, Diskriminierungen zu vermeiden und Meinungs- und Perspektivvielfalt sicherzustellen.

Elke Wiechmann (Hrsg.), (2016): Genderpolitik. Konzepte, Analysen und Befunde aus Wirtschaft und Politik

Reihe: Arbeit, Organisation und Geschlecht in Wirtschaft und Gesellschaft, 337 Seiten, 29 €, ISBN 978-3-8487-2358-4, Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Der Band vermittelt einen Überblick über aktuelle Wissenschaftsdiskurse der Genderpolitik in Wirtschaft, Politik und Verwaltung. Es werden sowohl theoriegeleitete Analysen und empirische Befunde als auch Konzepte und Lösungsansätze für mehr Geschlechtergerechtigkeit vorgestellt. Ziel des Lehrbuches ist es, Ergebnisse der Geschlechterforschung aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen zu präsentieren, um deutlich zu machen, wie vergleichbare Ungleichheitsmuster in Strukturen, Normen und Gesetzen wirken. Darüber hinaus zeigen sich Fortschritte und Persistenz, aber auch Neukonfigurationen der Geschlechterverhältnisse in Organisationen und Institutionen. Das Werk richtet sich an Studierende ebenso wie an die Fachpraxis und die Wissenschaft.
Mit Beiträgen von: Jana Belschner, Caroline Friedhoff, Nina Hossain, Maria Funder, Gertraude Krell, Renée Parlar, Edeltraud Ranftl, Daniela Rastetter, Birgit Riegraf, Friedel Schreyögg, Barbara Stiegler, Kristina Walden, Elke Wiechmann

Kontakt und Information
Dr. Elke Wiechmann
Fernuniversität in Hagen
Institut für Politikwissenschaft
LG Politik und Verwaltung
Universitätsstraße 33
58097 Hagen
Tel.: (02331) 987 2852
elke.wiechmann@fernuni-hagen.de

Juliane Roloff, Ulrike Schultz (2016): Vom Studium zur Juraprofessorin – ein Werdegang aus statistischer Sicht

95 Seiten, 19,80 €, ISBN 978-3-89236-130-5, Verlag Dashöfer, Hamburg

Nach wie vor finden sich in der Rechtswissenschaft, besonders in höheren Positionen, vorwiegend Männer. Warum sind Frauen als Professorinnen in der Rechtswissenschaft nach wie vor etwas Besonderes? Wie ist die Entwicklung in dem als konservativ geltenden Fach Jura in den letzten Jahrzehnten verlaufen und wie steht im Vergleich zu anderen Studienfächern die Wahrscheinlichkeit, eine rechtswissenschaftliche Professur an einer Universität zu erhalten? Juliane Roloff und Ulrike Schultz haben in einer umfangreichen Studie die berufliche Karriere von Frauen in der Rechtswissenschaft unter die Lupe genommen und zeigen anhand von einschlägigen Zahlen und Fakten den Weg vom Studium zur Juraprofessur. Damit liegen erstmals alle wesentlichen Daten zur Situation von Frauen in der Rechtswissenschaft in einer kompakten Publikation vor. Diese Studie ist an der FernUniversität in Hagen im Kontext der Forschungsprojektes „JurPro. De jure und de facto: Professorinnen in der Rechtswissenschaft. Eine Untersuchung der Bedingungen von Professorinnenkarrieren zur Verbesserung der Organisationsstruktur und -kultur in der Rechtswissenschaft" entstanden.

Kontakt und Information
Ulrike Schultz
ulrike.schultz@fernuni-hagen.de

Renate Petersen, Mechthild Budde, Pia Brocke, Gitta Doebert, Helga Rudack, Henrike Wolf (Hrsg.), (2017): Praxishandbuch Mentoring in der Wissenschaft

Im Erscheinen, Springer VS, Wiesbaden

Den Kern des Buches bildet die Darstellung der Mentoringvielfalt in der Wissenschaft. Hier werden die Inhalte, Ziele und Benefits der einzelnen Programmmodule für die differenzierten Zielgruppen der Mentees, Mentorinnen und Mentoren sowie für die jeweilige Institution erörtert. Darüber hinaus stellt das Buch unterschiedliche Programmformate sowie fachkulturspezifische Besonderheiten vor. Es zeigt Vorzüge und Beachtenswertes bei der Einrichtung regionaler und überregionaler Mentoringverbünde auf.

Kontakt und Information
Dr. Renate Petersen
Universität Duisburg-Essen
Zentrum für Hochschul- und Qualitätsentwicklung
Keetmanstraße 3–9
47058 Duisburg
Tel.: (0203) 379 1222
renate.petersen@uni-due.de
MediMent-Programme: http://uni-due.de/zfh/mediment
mentoring³: www.scn-ruhr.de

Yvonne P. Doderer (2016): Glänzende Städte. Geschlechter- und andere Verhältnisse in Stadtentwürfen für das 21. Jahrhundert

Im 21. Jahrhundert wird ein Großteil der Menschen in Städten leben – so lautet das vielfach kommunizierte Credo. Diese Aussage wird durch eine mit Beginn des 21. Jahrhunderts einsetzende „Urban Renaissance" und eine weltweit zu beobachtende gesteigerte Investition von privatem und öffentlichem Kapital in Stadtentwicklungsprojekte bekräftigt. Diese Planungsvorhaben werden mithilfe von Webauftritten an Öffentlichkeit, Politik und Medien vermittelt. Die Visualisierungen der Entwürfe und die Projektbeschreibungen, wie sie in diesen Projektdarstellungen zu finden sind, versprechen Modernisierung, Attraktivität und wirtschaftliches Wachstum – kurz gesagt: ein besseres Leben.

Entlang von zwölf Beispielen aus dem europäischen, afrikanischen und asiatischen Raum werden diese Bilder und Texte kritisch befragt: Was „erzählen" sie über das zukünftige Leben in diesen Städten und Stadtteilen? Wer wird in diesen Städten wie leben, wohnen und arbeiten? Welche Lebensformen und Lebensweisen werden propagiert? Und vor allem: In welchem Verhältnis stehen diese Vorhaben zur Lebensrealität insbesondere der jeweiligen Stadtbewohnerinnen?

Kontakt und Information
Prof. Dr. Yvonne P. Doderer
ypdoderer@transdisciplinary.net

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW

Journal
Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Nr. 39/2017

Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW
Universität Duisburg-Essen | 45127 Essen
www.netzwerk-fgf.nrw.de

ISSN 1617-2493